KRIEGS- BLINDEN JAHRBUCH 1951



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.


EX
LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

„Hart ist das Schicksal,
es machte uns blind.
Doch härter sind wir,
die des Schicksals Meister sind."

(Wahlspruch unter Kriegsblinden)

KRIEGSBLINDENJAHRBUCH 1951

Gesamtgestaltung: Friedrich Wilhelm Hymmen

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Selbstverlag Wiesbaden, Rheinstr. 73, Telefon 28393. Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1. Vorsitzender: Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein): Bonn, Schumannstraße 35. Nachdruck - auch mit Quellenangabe - nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. Verantwortlich für Anzeigen: Friedrich Klaile, Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V., Selbstverlag, Wiesbaden. Druck: Strüdersche Buchdruckerei, Neuwied.
Preis des Buches 2.- DM.

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1951

herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands e. V.

Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V.
Selbstverlag Wiesbaden



Umschlagentwurf: Prof. Gerhard Ulrich

Weitere graphische Mitarbeiter: Herbert Viseneber (Holzstiche, u. a. im Kalendarium), Heinz Ludwig (Federzeichnungen, u. a. Landschaften zu den Verbandsberichten), Günther Büsemeyer (Zeichnungen zu den Erzählungen von Alverdes und Schäfer), Eduard Busse (Zeichnungen zu „Die Bettlerkönigin") und Eva Kausche-Kongsbak (zu den Geschichten von Manfred Hausmann).

Zum Geleit

Siebentausend Kriegsblinde aus zwei unheilvollen Kriegen leben in der Bundesrepublik und in Westberlin. Ihr Schicksal ist bitterschwer, denn was es heißt, ständig in Dunkelheit zu leben, dazu aus allen beruflichen Bahnen geworfen zu sein, das kann ein Sehender kaum ahnungsweise ermessen Zu dem schweren Schicksal der Erblindung tritt in den meisten Fällen auch das Schicksal ärgster materieller Not. Dennoch aber stehen die Kriegsblinden, darunter viele Frauen und Kinder, ungebrochen und unverzagt mitten im Leben.

Dieses Buch soll davon Zeugnis ablegen, mit welcher Energie die Kriegsblinden ihren Daseinskampf durchstehen und wie sie ihr Schicksal auch innerlich meistern. Wir Kriegsblinden treffen in der Öffentlichkeit, ob in der Wirtschaft oder bei menschlichen Begegnungen, immer wieder auf ein so hohes Maß von Unverständnis und sogar Mißtrauen, daß dieses Jahrbuch schon allein in der Überwindung solcher Voreingenommenheiten eine große Aufgabe hat.

Das Jahrbuch trägt aber deshalb nicht etwa einen düsteren Charakter. Wir Kriegsblinden haben uns einen offenen Sinn für alles Schöne und Heitere bewahrt. So enthält der Band auch interessante bildende und unterhaltende Beiträge, darunter heitere Berichte junger Kriegsblinder und wertvolle Beiträge angesehenster deutscher Dichter.

Jeder Sehende, der dieses Buch in die Hand nimmt, möge daran denken, daß ihn selbst oder den Gatten, den Sohn, das gleiche Schicksal hätte treffen können. Tausende, das war zwangsläufig, mußten ihr Augenlicht verlieren. Wer verschont blieb, schuldet „Jenen" Dank, die für ihn das Schicksal tragen, in Finsternis leben zu müssen.

Um so dringlicher und berechtigter rufen wir den Sehenden zu:

> „Reicht uns die Hand, geht nicht gleichgültig an uns vorbei, helft, daß wir ein würdiges, erfülltes Leben führen können, als tätige, vollwertige Glieder der Gemeinschaft!"

Schließlich sei noch darauf hingewiesen — was für den Nachdenklichen selbstverständlich ist —, daß wir, denen der Krieg den kostbarsten Sinn geraubt hat, die entschiedensten Gegner eines Krieges sind und die in aller Welt überzeugendsten

Mahner für den Frieden.

Wer die Kriegsblinden unterstützt, dient dem Frieden!

Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein

1. Vorsitzender des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V.

Was dieses Jahrbuch enthält

Kurze Übersicht über den Inhalt

Das Jahrbuch enthält insgesamt 126 Abbildungen



Quellennachweis

Die Sprüche im Kalendarium sind von Johann Scheffler (Angelus Silesius) (1624 - 1677)

Der Verlag C. Bertelsmann (Gütersloh) genehmigte freundlicherweise den Nachdruck der Beiträge „Ein Anruf" von Walter Bauer aus dem Buch „Blätter von der Hoffnung" sowie „Die Hände Lovis Corinths" von Paul Fechter aus dem Buch „Menschen und Zeiten". — Der Angelsachsen-Verlag (Bremen) genehmigte den Abdruck der Kindergeschichten Manfred Hausmanns aus seinem Buch „Martin". — Der Abdruck der Monatsbildchen im Kalendarium erfolgte mit Genehmigung der Firma Willy Klautzsche, Magdeburg.

JANUAR



Freund, so du etwas bist,
so bleib doch ja nicht stehn:
man muß aus einem Licht
fort in das andre gehn.

Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Mo	Neujahr	☾	8.24	16 23	
2	Di	Makarius		8.24	16.24	
3	Mi	Genovefa		8.24	16 25	
4	Do	Titus		8.24	16 26	
5	Fr	Telesphorus		8 23	16 28	
6	Sa	Hl. 3 Könige – Epiphanias		8.23	16 29	
7	So	1. n. Epiphanias	●	8.23	16 30	
8	Mo	Severinus		8 23	16.32	
9	Di	Julian		8 22	16.33	
10	Mi	Agathon		8 22	16 34	
11	Do	Hygin		8.21	16 36	
12	Fr	Ernst		8.21	16 37	
13	Sa	Gottfried		8.20	16 38	
14	So	2. n. Epiphanias		8.19	16 40	
15	Mo	Maurus	☽	8 18	16 41	
16	Di	Marzellus		8 17	16 42	
17	Mi	Antonius		8 16	16 44	
18	Do	Petri Stuhlf z. Rom		8 15	16 46	
19	Fr	Knut		8 15	16 47	
20	Sa	Fabian / Sebastian		8 14	16.49	
21	So	Septuagesima		8 13	16 50	
22	Mo	Vinzenz		8 12	16 52	
23	Di	Mariae Vermählg.	☺	8 10	16 54	
24	Mi	Timotheus		8.09	16 56	
25	Do	Pauli Bekehrung		8 08	16 58	
26	Fr	Polycarp		8 07	16 59	
27	Sa	Joh Chrysostomus		8.06	17 01	
28	So	Sexagesima		8.05	17 02	
29	Mo	Franz v. Sales		8 03	17 04	
30	Di	Martina	☾	8.02	17 06	
31	Mi	Petrus Nolascus		8.00	17.08	

FEBRUAR



Mensch, alles, was du willst,
ist schon zuvor in dir:
Es lieget nur an dem,
daß du's nicht wirkst herfür

N O T I Z E N	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	7.58	17.09	1	Do	Ignatius	
	7.57	17.11	2	Fr	Mariae Lichtmeß	
	7.55	17.13	3	Sa	Blasius	
	7.54	17.15	4	So	**Quinquagesima — Estomihi**	
	7.53	17.17	5	Mo	Agatha	
	7.51	17.18	6	Di	Fastnacht	●
	7.49	17.20	7	Mi	Aschermittwoch	
	7.47	17.22	8	Do	Joh. v. Matha	
	7.46	17.24	9	Fr	Apollonia	
	7.45	17.26	10	Sa	Scholastika	
	7.42	17.28	11	So	**1. Fastensonntag — Invocavit**	
	7.40	17.30	12	Mo	Eulalia	
	7.38	17.31	13	Di	Benignus	☽
	7.37	17.32	14	Mi	I. Quatember	
	7.35	17.34	15	Do	Faustinus / Jovita	
	7.33	17.36	16	Fr	Juliana	
	7.32	17.38	17	Sa	Donatus	
	7.30	17.40	18	So	**2. Fastensonntag—Reminiscere**	
	7.28	17.42	19	Mo	Gabinus	
	7.26	17.44	20	Di	Eleutherius	
	7.24	17.45	21	Mi	Eleonore	○
	7.22	17.47	22	Do	Petri Stuhlf z. Ant.	
	7.20	17.48	23	Fr	Petrus Damiani	
	7.18	17.50	24	Sa	Matthias	
	7.16	17.52	25	So	**3. Fastensonntag — Oculi**	
	7.14	17.54	26	Mo	Alexander	
	7.12	17.56	27	Di	Leander	
	7.10	17.58	28	Mi	Mittfasten	☾



B a y e r n ist zwar ein internationales Reiseziel, aber es ist nach allen Gegebenheiten und in seiner Struktur kein reiches Land. Abgesehen von der Kornkammer in Niederbayern, den Hopfengebieten dort und in Franken und der Wein- und Obstgegend am Main gibt der karge Boden nur kleineren bäuerlichen Betrieben ausreichenden Verdienst. Da Kohle und Erze fehlen, hat sich in modernem Umfang die Industrie nur in wenigen großen Städten entwickeln können, und so entstanden Notstandsgebiete wie die des Bayerischen Waldes. Es ist also für den Bund der Kriegsblinden sehr schwer, seine rund 1 4 0 0 in Bayern lebenden M i t g l i e d e r in Beruf und Arbeit zu bringen. Es ist eine bewundernswerte Leistung und ein Verdienst vor allem der rührigen und findigen Bezirksleiter, daß es trotz der großen Schwierigkeiten gelungen ist, ungefähr 75 v. H. der Kriegsblinden beruflich zu versorgen. Rund 500 von ihnen sind Bürstenmacher, eine Zahl, die auch in Bayern im Vergleich zum Bedarf viel zu hoch liegt. So ist es das energische Bestreben des Landesverbandes, alle Bürstenmacher, die in Städten wohnen, auf andere Weise zu beschäftigen, damit jene Kameraden, die wegen ihres entlegenen Wohnsitzes auf den Bürstenmacherberuf angewiesen sind, mit ihrer handwerklichen Heimarbeit voll beschäftigt werden können. So nimmt die Zahl der Industriearbeiter ständig zu. Aber auch alle anderen Berufe sind vertreten, wobei außer den Standardberufen die Handweber, die Kaufleute und die Landwirte besonders zu nennen sind.

Bayern hat bereits eine reiche Tradition in der Kriegsblindenarbeit hinter sich. Schon 1916 wurden in Nürnberg und in München die ersten Zusammenschlüsse von Kriegsblinden tatkräftig betrieben. 1920 wurde der Landesverband Bayern des „Bundes erblindeter Krieger" aus der Taufe gehoben, und zwar von L o r e n z B i r n g r u b e r , der auch heute noch — trotz erheblicher Beanspruchung als Beamter — Vorsitzender des Landesverbandes ist. Versorgungsrecht, Fürsorge, Berufs- und Erholungswesen, Siedlungsarbeit und viele andere Aufgabengebiete wurden mit hervorragenden Erfolgen in Angriff genommen. Diese beispielgebende Entwicklung riß mit dem Zusammenbruch 1945 jäh ab Es gab keinen Kriegsblindenbund mehr, die Hauptfürsorgestellen mußten ihre Arbeit einstellen, Renten wurden nicht mehr gezahlt — es waren verheerende Jahre. Es war schon eine bedeutende Leistung, daß bereits 1946 nach äußerst schwierigen Verhandlungen mit den Besatzungsbehörden der Bund der durch Gewalteinwirkung Erblindeten Bayerns gegründet werden konnte, der sich im September 1949 bei der Gründung der größeren Gemeinschaft, des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V., mit beteiligte.

Jetzt sieht der Landesverband in Zusammenhang mit der Arbeitsfürsorge für die Kameraden seine besondere Aufgabe in der Durchsetzung von Siedlungsvorhaben. (Vor dem 2. Weltkrieg wurden mit Hilfe des Landesverbandes rund 300 Häuser erstellt!) — Bemerkenswert ist es, daß die bayerischen Kriegsblinden seit 25 Jahren über ein herrliches, großes Erholungsheim in S ö c k i n g a m S t a r n b e r g e r S e e verfügen. Über diese Anschrift ist auch der Landesverbandsvorsitzende zu erreichen.



Die Schwierigkeiten und Verhältnisse in Berlin sind für den Außenstehenden einfach unvorstellbar. Stadtteile vom Ausmaß einer Großstadt waren zu mehr als 80% total zerstört, und der Wiederaufbau wurde immer wieder gehindert und zurückgeworfen durch die unglückselige Trennung der Stadt in vier Sektoren. Nur ganz allmählich gab es wieder Verkehrsmittel, Telefon, Licht, Gas und Wasser. Auch die Berliner Wirtschaft und Industrie konnte sich nur sehr langsam erholen, da sie abgeschnürt vom Hinterland blieb. Wohl am schlimmsten traf aber der Zusammenbruch die Kriegsblinden: sie verloren nicht nur jede Versorgungs- und Fürsorgeleistung und in den meisten Fällen den Arbeitsplatz, sondern es dauerte auch sehr lange, bis man hier von der diffamierenden Einstellung abkam, die den Kriegsbeschädigten hier ganz allgemein als Kriegsverlängererrn oder gar Kriegsverbrechern entgegengebracht wurde. Die Kriegsblinden waren bis in die jüngste Zeit hin auf eine mehr als mangelhafte Sozialunterstützung angewiesen, die oft genug den Charakter einer reinen Armenfürsorge annahm. All dies wirkte sich für unsere Kameraden um so belastender und deprimierender aus, als keinerlei Organisation geduldet wurde, die sich für die Kriegsblinden hätte einsetzen können. Unter all diesem Elend überhaupt nur wieder eine Verbindung unter Kriegsblinden herzustellen, kostete schon äußerste Energie, und wenn einige Kameraden den Grundstein zu einer Organisation legen wollten, so scheiterten ihre Bemühungen nicht nur an der Haltung der Kommandanturen, sondern leider auch an der Einstellung amtlicher deutscher Stellen.

Aber diese Kameraden blieben zäh und erreichten endlich im Jahre 1948 wenigstens die Genehmigung, innerhalb des Allgemeinen Blindenvereins eine sogenannte Interessengruppe zu bilden. So war es immerhin möglich, auf dem Gebiete der Versorgung und Fürsorge dem Magistrat Ansuchen und Vorschläge zu übergeben. Überraschend wurde dann am 12. 5. 1949 von der französischen Kommandantur die Genehmigung zur Bildung einer Organisation unter dem Namen „Gemeinschaft erblindeter Versehrter" erteilt. Damit war die Bildung einer eigenen Kriegsblinden-Organisation endlich möglich geworden, doch war inzwischen auch die Not der Kameraden infolge der Konten-Sperre, der Blockade sowie mehrerer Währungsreformen ins Unerträgliche gestiegen. Dazu kam die lähmende Auswirkung infolge der Spaltung sämtlicher Verwaltungen. Vor allem war in der Berufsfürsorge eine völlige Stockung eingetreten.

Am 1. November 1949 wurde durch den Magistrat von Groß-Berlin endlich die Genehmigung erteilt, die Gemeinschaft erblindeter Versehrter auf den Gesamtbereich Berlins auszudehnen. Wenige Wochen später trat diese Gemeinschaft als Landesverband dem Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V. bei. Er zählt heute etwa 320 Mitglieder. Mit besonderer Energie setzte sich der Vorsitzende Axel Bischoff, der schon seit 1917 maßgeblich in der gesamtdeutschen Kriegsblindenarbeit tätig ist, nun für die Schaffung eines Versorgungsgesetzes für Berlin ein und für die Berücksichtigung der besonderen Nöte seiner Kameraden. Es gelang auch, in den wichtigsten Punkten diese Ansprüche der Kriegsblinden durchzusetzen. Dem Vorsitzenden Axel Bischoff, Berlin-Lichterfelde-Ost, Marienstraße 24 (Ruf: 731328) stehen als Schriftführer der Kamerad Lüdecke und als Kassierer der Kamerad Bötcher zur Seite.

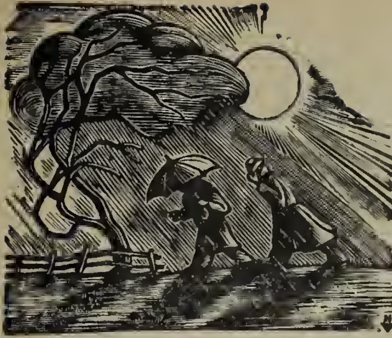
MÄRZ



Nichts ist, was dich bewegt,
du selber bist das Rad,
das aus sich selbsten läuft
und keine Ruhe hat.

		Feste und Heiligennamen		Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Do	Albinus		7.07	17.59	
2	Fr	Simplicius		7.05	18.01	
3	Sa	Kunigunde		7.03	18.03	
4	So	**4. Fastensonntag — Lätare**		7.01	18.04	
5	Mo	Friedrich		6.59	18.06	
6	Di	Perpetua		6.56	18.08	
7	Mi	Thomas v. Aquin	●	6.54	18.10	
8	Do	Johannes v. Gott		6.52	18.11	
9	Fr	Franziska		6.50	18.13	
10	Sa	40 Märtyrer		6.48	18.14	
11	So	**Passions-Sonntag — Judica**		6.46	18.16	
12	Mo	Gregor d Große		6.44	18.18	
13	Di	Euphrasia		6.41	18.20	
14	Mi	Mathilde		6.38	18.22	
15	Do	Longinus	☽	6.36	18.23	
16	Fr	7 Schmerzen Mariä		6.34	18.24	
17	Sa	Gertrud		6.32	18.26	
18	So	**Palmsonntag**		6.30	18.28	
19	Mo	Joseph		6.28	18.30	
20	Di	Joachim		6.25	18.31	
21	Mi	Benedict (Frühlings-Anfang)		6.23	18.33	
22	Do	**Gründonnerstag**		6.21	18.34	
23	Fr	**Karfreitag**	☺	6.18	18.36	
24	Sa	Karsamstag		6.16	18.38	
25	So	**Ostersonntag**		6 14	18.40	
26	Mo	**Ostermontag**		6.12	18.42	
27	Di	Rupert		6.10	18.43	
28	Mi	Guntram		6.08	18.44	
29	Do	Eustasius		6.05	18 46	
3^	Fr	Quirinus	☾	6.03	18.48	
31	Sa	Balbina		6.00	18.49	

APRIL



Mensch, steig nicht allzu hoch,
bild dir nichts übrigs ein:
Die schönste Weisheit ist,
nicht gar zu weise sein.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	5.58	18.51	1	So	Weiß. Stg. — Quasimodogeniti	
	5.56	18.53	2	Mo	Franz v. Paula	
	5.54	18.54	3	Di	Richard	
	5.52	18.56	4	Mi	Isidorus	
	5.49	18.58	5	Do	Vinzenz Ferrer	
	5.47	18.59	6	Fr	Cölestinus	●
	5.45	19.00	7	Sa	Hermann	
	5.43	19.02	8	So	2. n. Ost. — Misericord. Domini	
	5.40	19.04	9	Mo	Maria Cleophä	
	5.38	19.06	10	Di	Ezechiel	
	5.36	19.08	11	Mi	Schutzf. d. Hl. Jos.	
	5.34	19.09	12	Do	Julius	
	5.32	19.10	13	Fr	Hermenegild	
	5.30	19.12	14	Sa	Tiburtius	☽
	5.28	19.14	15	So	3. n. Ostern — Jubilate	
	5.26	19.16	16	Mo	Drogo	
	5.23	19.17	17	Di	Anicet	
	5.21	19.19	18	Mi	Eleutherius	
	5.19	19.20	19	Do	Werner	
	5.17	19.22	20	Fr	Victor	
	5.15	19.24	21	Sa	Anselm	○
	5.13	19.26	22	So	4. n. Ostern — Cantate	
	5.11	19.27	23	Mo	Georg	
	5.08	19.28	24	Di	Adalbert	
	5.06	19.30	25	Mi	Marcus Evang.	
	5.04	19.32	26	Do	Kletus	
	5.03	19.34	27	Fr	Anastasius	
	5.01	19.35	28	Sa	Vitalis	☾
	4.59	19.36	29	So	5. n. Ostern — Rogate	
	4.57	19.38	30	Mo	Katharina v. Siena	



Bremen ist zwar das kleinste Land der Bundesrepublik und stellt dementsprechend den kleinsten Landesverband im Bund der Kriegsblinden Deutschlands, aber mit den Erfolgen in der Kriegsblindenbetreuung steht es in mancher Hinsicht weitaus an der Spitze. Zwar war der Beginn der Betreuungsarbeit nach dem Zusammenbruch von 1945 hier besonders schwer, weil im Gegensatz zu anderen Ländern im Lande Bremen die Tendenz bestand, die Kriegsblinden als Organisation nicht wieder zuzulassen. Es wurde ihnen vielmehr behördlicherseits nachdrücklichst anheimgestellt, sich in die Reihen der Zivilblinden einzugliedern. Erst im Jahre 1947 wurde die Zulassung erteilt, und die bis dahin so sehr entbehrte Betreuung konnte auf allen Gebieten wieder einsetzen. Zunächst schloß sich Bremen dem Landesverband Niedersachsen an, bis es im Herbst 1949 als selbständiger Landesverband dem damals eben gegründeten Bund der Kriegsblinden Deutschlands beitrat. Der Landesverband Bremen erstreckt sich über das Bremer Gebiet und hat 65 Mitglieder, er betreut aber außerdem die an Bremen angrenzenden niedersächsischen Kreise mit weiteren 55 Kriegsblinden.

Unter den Kriegsblinden Bremens besteht praktisch keine Arbeitslosigkeit. 17 Kameraden sind in verschiedenen Bürodiensten tätig, zum Teil als Beamte, und 20 Kameraden arbeiten in der Industrie, eine erstaunlich hohe Zahl, die sich daraus erklärt, daß viele Bürstenmacher wegen der schlechten Beschäftigungslage ein Unterkommen in der Industrie gesucht haben.

Durch intensive Bemühungen ist es dem Landesverband Bremen auch gelungen, überaus günstige Bedingungen für ein Wohnungsbauprogramm zu schaffen. Es handelt sich dabei nicht um geschlossene Siedlungen, sondern um Ein- und Mehrfamilienhäuser, die nach Möglichkeit jeweils in der Nähe der Arbeitsstätte errichtet werden. Im Gegensatz zu den Regelungen und Möglichkeiten in den meisten anderen westdeutschen Ländern ist es in Bremen so, daß die finanzielle Belastung in jedem Einzelfall als für den kriegsblinden Kameraden tragbar bezeichnet werden muß. Gerade das Eigenheim, d. h. die eigene Heimstätte mit kleinem Garten, ist ja für den Kriegsblinden ungemein lebenswichtig; denn in dieser seiner eigenen Welt kann er sich sicher und unbeobachtet bewegen, kann sie beherrschen und geistig in Besitz nehmen und kann also hier den Ausgleich und die Erholung finden, die er nach der naturgemäß immer recht erheblichen Nervenanspannung der Tagesarbeit braucht.

Bezeichnend für das, was erreicht worden ist, ist auch der Umstand, daß die Hauptfürsorgestelle in Bremen für kriegsblinde Stenotypisten die Kosten für die Beschaffung von Diktiergeräten (Dimaphon) übernommen hat. Es handelt sich um ein elektrisches Aufnahmegerät, bei dem das Gesprochene auf einer Platte festgehalten wird und beliebig laut und langsam wieder abgehört werden kann. Das Gerät erspart also dem Stenotypisten die nervenanspannende Benutzung der Punktschriftmaschine.

Der Vorsitzende des Landesverbandes ist Heinrich Kuhlmeier. Die Anschrift: Bremen, Leher Heerstraße 22.



Die Hamburger haben einen ganz erstaunlichen Lebenswillen bewiesen. Die Stadt war ja nicht allein von jener schauerlichen Bombenkatastrophe des Jahres 1943 betroffen worden, sondern vor allem auch von dem gänzlichen Erliegen ihres Hauptlebenselementes, des Hafens. Wer in den Jahren 1945 oder 1947 nach Hamburg kam, der glaubte kaum, daß diese einst so wohlhabende und rege Weltstadt je wieder aus Erschöpfung, Trostlosigkeit und Todesstarre aufstehen würde. Der selbe Besucher wird sich heute vor Verwunderung und Bewunderung kaum fassen können, wenn er dieses einst so geschlagene Hamburg in einer Schönheit, Sauberkeit und vor allem einer Lebendigkeit vor sich sieht, hinter der die meisten anderen deutschen Großstädte zurückstehen müssen. Gewiß, auch hier verdeckt manch schöne Fassade noch allerlei Not, aber es geht doch in einem rascheren Tempo aufwärts als man ursprünglich erhoffen durfte. Wenn sich H a m b u r g, das Tor zur Welt, auch noch eine Zeitlang nach der einstigen großen Schiffahrt vergeblich wird sehnen müssen, vor allem nach den eigenen großen deutschen „Pötten", so herrscht doch Zuversicht und unermüdlicher Fleiß. Das klassische Profil der Stadt zeigt sich bereits wieder ungemindert: die patinagedeckten Türme, darunter der berühmte Michel, der Jungfernstieg und St. Pauli-Hamburg ist nicht unterzukriegen.

Not und Wiederaufstieg der Stadt erleben auch die Kriegsblinden. Eine besondere Sorge ist hier die Wohnungsnot der Flüchtlinge und der Ausgebombten und das Siedlungsproblem, ferner die ausreichende soziale Betreuung der nichtarbeitsfähigen Kameraden. Besondere Erfolge sind vor allem hinsichtlich der Arbeitsbeschaffung und der Erschließung neuer Berufsmöglichkeiten (z. B. bei Bundesbahn und Rundfunk) zu nennen.

Hamburg stellt innerhalb des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands einen eigenen Landesverband mit rund 2 5 0 M i t g l i e d e r n. 160 von diesen Kriegsblinden sind arbeitsfähig, und von diesen wiederum 146 im Beruf, ein bemerkenswert günstiger Prozentsatz. Der Landesverband hat sich zum Ziel gesetzt, noch im Winter 1950/51 alle Arbeitsfähigen beruflich unterzubringen. Von den 6 Hamburger Kriegsblinden, die keine Hände mehr haben, stehen sogar bereits 4 im Beruf: einer als Jurist, ein anderer als Reichsbahninspektor und Lehrer in der Lehrwerkstätte und zwei Kameraden in der Auskunft großer Hamburger Verwaltungsgebäude. Interessant ist es, daß 11 Kriegsblinde Tag- und Nachtdienst in der Sender-Überwachung des Nordwestdeutschen Rundfunks leisten. Andere Kameraden sind als Auskunftsbeamte im Hauptbahnhof tätig. Noch ungewöhnlicher ist die Tätigkeit eines Kriegsblinden, der die Kinder in Stadt und Land mit einem eigenen, erfolgreich aufgebauten Puppenspieltheater erfreut. All diese Leistungen zeugen davon, daß in Hamburg noch viel vom zielstrebigen Hanseatengeist lebendig ist. In dieses Bild paßt es auch, daß der Landesverband Hamburg des Kriegsblindenbundes eine eigene aktive Sport- und eine Musikgruppe gebildet hat.

Der Vorsitzende des Landesverbandes ist E w a l d M e y e r, ein Kriegsblinder des zweiten Weltkrieges. Sein Stellvertreter Arthur Hoffmann ist im ersten Weltkrieg erblindet. Die Anschrift: H a m b u r g 3 9, G e o r g - T h i e l e n - G a s s e 1 5, Postscheckkonto Hamburg 870 08.

MAI



Die Liebe, wenn sie neu,
braust wie ein junger Wein
je mehr sie alt und klar,
je stiller wird sie sein.

		Feste und Heiligennamen		Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Di	Phil. u. Jakob		4.55	19.40	
2	Mi	Athanasius		4.54	19.41	
3	Do	Himmelfahrt		4.52	19.43	
4	Fr	Monika		4.50	19.44	
5	Sa	Pius V. Papst		4.48	19.46	
6	So	**6. n. Ostern — Exaudi**	●	4.47	19.48	
7	Mo	Stanislaus		4.45	19.50	
8	Di	Michaels Erscheinung		4.42	19.51	
9	Mi	Gregor v. Nazianz		4.40	19.52	
10	Do	Antonius		4.39	19.54	
11	Fr	Mamertus		4.38	19.56	
12	Sa	Pankratius		4.36	19.57	
13	So	**Pfingstsonntag**		4.34	19.58	
14	Mo	**Pfingstmontag**	☽	4.33	20 00	
15	Di	Sophia		4.32	20 02	
16	Mi	II. Quatember		4.30	20.03	
17	Do	Ubaldus		4.29	20.04	
18	Fr	Venantius		4.27	20.06	
19	Sa	Petrus Caelestin		4.26	20.08	
20	So	**1. n. Pfingsten — Trinitatis**		4.24	20.09	
21	Mo	Felix	○	4.23	20.10	
22	Di	Julia		4.22	20 12	
23	Mi	Desiderius		4.20	20 13	
24	Do	Fronleichnam		4.19	20.14	
25	Fr	Urban		4.18	20.16	
26	Sa	Philipp Neri		4.17	20.17	
27	So	**2. n. Pfingsten — 1. n. Trinit.**	☾	4.16	20 18	
28	Mo	Wilhelm		4.15	20.20	
29	Di	Maximus		4.14	20.21	
30	Mi	Felix I. Papst		4.13	20 22	
31	Do	Petronilla		4.12	20.23	

JUNI



Die Ros' ist ohn' Warum,
sie blühet, weil sie blühet;
sie acht nicht ihrer selbst,
fragt nicht, ob man sie siehet.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	4.12	20.24	1	Fr	Herz-Jesu-Fest	
	4.11	20.25	2	Sa	Erasmus	
	4.10	20.26	3	So	**3. n. Pfingsten — 2. n. Trinit.**	
	4.09	20.27	4	Mo	Quirinus	●
	4.09	20.28	5	Di	Bonifatius	
	4.08	20.29	6	Mi	Norbert	
	4.08	20.30	7	Do	Robert	
	4.07	20.31	8	Fr	Medardus	
	4.07	20.32	9	Sa	Primus u. Felicianus	
	4.06	20.32	10	So	**4. n. Pfingsten — 3. n. Trinit.**	
	4.06	20.33	11	Mo	Barnabas	
	4.06	20.34	12	Di	Basilides	☽
	4.05	20.35	13	Mi	Anton v. Padua	
	4.05	20.35	14	Do	Basilius	
	4.05	20.36	15	Fr	Vitus	
	4.04	20.36	16	Sa	Benno	
	4.04	20.37	17	So	**5. n. Pfingsten — 4. n. Trinit.**	
	4.04	20 37	18	Mo	Marcus u. Marcel.	
	4.04	20.38	19	Di	Gervasius u. Protasius	☺
	4.04	20.38	20	Mi	Silverius	
	4.04	20.38	21	Do	Aloisius	
	4.04	20.38	22	Fr	Paulinus (Sommer-Anfang)	
	4.05	20.38	23	Sa	Edeltraut	
	4.05	20.38	24	So	**6. n. Pfingsten — 5. n. Trinit.**	
	4.05	20.38	25	Mo	Prosper	
	4.06	20.38	26	Di	Johannes u. Paulus	☾
	4.06	20.38	27	Mi	Siebenschläfer	
	4.07	20.38	28	Do	Leo II.	
	4.07	20.38	29	Fr	Peter u. Paul	
	4.08	20.38	30	Sa	Pauli Gedächtnis	



H e s s e n hat wahrlich die vielfältigsten Eigenschaften. Ob man nun zur Erholung nach Nauheim, Wiesbaden, in den Taunus oder an die Bergstraße fährt, oder ob man an die großen Industriewerke in Offenbach, Wetzlar oder Kassel denkt, oder an den Ehrgeiz der Stadt Frankfurt, Bundeshauptstadt zu werden — immer wieder zeigt Hessen ein neues Gesicht. Goethe ist hier geboren, in der gleichen Stadt, in der die Paulskirche steht, die vor hundert Jahren die Bemühungen um eine echte deutsche Demokratie erlebte. Die Macht reicher Tradition kennzeichnet das Land, und doch wiederum auch die liebenswerten Eigenschaften seiner Bewohner, die nicht nur für Gemütlichkeit und Harmonie sehr viel Sinn haben, sondern auch für berufliche Leistung und für ein freies Denken und Wirken des einzelnen Bürgers. So fanden auch die Kriegsblinden gerade in Hessen sehr viel Verständnis, und es ist kein Zufall, daß sich in M a r b u r g besonders für kriegsblinde Akademiker eine zentrale Ausbildungsstätte entwickelte.

Es war am 16. April 1946, als in Bad Vilbel sich eine Anzahl Kriegsblinder beider Weltkriege zu einer ersten Beratung über den Zusammenschluß der hessischen Kriegsblinden zusammenfanden. Schon im Oktober 1946 wurde der Bezirk Frankfurt, und am 25. Januar 1947 mit Genehmigung der Militär- und Staatsregierung der Bund für das ganze Land Hessen gegründet. Er hieß zunächst „St. Georg, Hessischer Bund der durch Gewalteinwirkung Erblindeter", trug also denselben, etwas umständlichen Namen wie der damalige Kriegsblindenbund in der britischen Zone. 1. Vorsitzender wurde Ludwig Jourdan. 7 B e z i r k e nahmen die Arbeit auf: Frankfurt, Gießen, Kassel, Marburg, Darmstadt, Wiesbaden und Fulda. Bald strebte man jedoch zu einem größeren Zusammenschluß; zunächst vollzog sich ein engerer Kontakt mit dem „St.-Georg-Bund" der britischen Zone, bis im Frühjahr 1948 zunächst eine Arbeitsgemeinschaft aller westdeutschen Kriegsblindenverbände gegründet wurde. Seit dem September 1949 sind alle diese Einzelverbände und damit auch der hessische St.-Georg-Bund in der großen Gemeinschaft des „Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V." aufgegangen. Hessen bildet seitdem einen Landesverband dieses Bundes, und zwar mit 600 Mitgliedern.

Der Landesverband Hessen sieht von jeher seine Hauptaufgabe darin, möglichst vielen Kameraden zu einer geeigneten B e r u f s t ä t i g k e i t zu verhelfen. Alle noch arbeitsfähigen Kameraden sollen untergebracht werden. Auch in den schwersten Tagen dieser Nachkriegszeit ist es immer wieder gelungen, diesem Ziel näher zu kommen. Außerdem konnten auch in Verhandlungen mit der Landesregierung wichtige Verbesserungen in der Versorgung erreicht werden, z. B. eine Beihilfe für Kleiderverschleiß. Auch Kleinschreibmaschinen konnten zur Verfügung gestellt werden. Mit Eifer ist auch die Arbeitsgemeinschaft der Handwerker am Werk, um immer aufs neue Arbeitsaufträge an die kriegsblinden Bürstenmacher zuteilen zu können.

Seit dem September 1950 ist L u d w i g E c k e r t der 1. Vorsitzende des Landesverbandes. Die Geschäftsstelle liegt in Frankfurt/Main, Stuttgarter Straße 21, Tel.: 31350 Postscheckkonto Nr. 203 (Frankfurt).



Die Landschaft Niedersachsens ist wohl so vielfältig wie keine andere unseres Vaterlandes. Wenn wir von den weiten Bergen des Harzes, die Hochgebirgscharakter tragen, durch die lieblichen Höhenzüge des Weserberglandes in die unbegrenzte Weite der Norddeutschen Tiefebene kommen, erwarten uns fruchtbare Äcker und Weiden, und darinnen behäbige, oft jahrhundertealte Bauernhäuser. Es grüßen uns die einsamen Moore und die stille Heide, und schließlich, ganz im Norden, brandet die Nordsee an die Deiche, hinter denen sich die reichen Marschen bergen. Vielfältig wie das Land sind auch die Menschen. Ein weiter Bogen deutscher Sprache und Sitte spannt sich von den Friesen der Nordseeinseln bis zu den Bergleuten im Oberharz, die einst aus dem Erzgebirge gekommen sind. Ein anderer Bogen schwingt sich durch die Jahrtausende von den Großsteingräbern, den gewaltigen Zeugen der Vorzeit, über das Denkmal Heinrich des Löwen in Braunschweig und über das Leibniz-Haus in Hannover bis hin zu modernsten kulturellen Leistungen.

Nahezu 1100 Kriegsblinde, eine vergleichsweise hohe Zahl, sind in Niedersachsen beheimatet oder haben dort eine neue Heimat gefunden. (Fast 50 v. H. dieser Kameraden sind aus dem Osten ausgewiesen worden.) Etwa 250 Kameraden sind auf Grund ihres Alters oder besonders schwerer Verwundung nicht mehr berufsfähig. Rund die Hälfte der gesünderen Kriegsblinden, nämlich 400, — infolge der Nachkriegsverhältnisse war der Zulauf zu groß — sind als Handwerker tätig, und deren volle Beschäftigung ist einfach ausgeschlossen. Es wird also erforderlich sein, einen großen Teil der handwerklich ausgebildeten Kameraden erneut umzuschulen oder auf sonstige Weise in andere Berufe unterzubringen. Gerade in Niedersachsen ist das Problem der Handwerkerfürsorge besonders dringend. Von den bereits in Arbeitsstellen vermittelten Kriegsblinden arbeiten 42 als Telefonisten, 67 als Stenotypisten, 64 als Beamte, 16 als Angestellte. Außerdem werden 26 Akademiker gezählt und 65 Kriegsblinde in freien Berufen. Von den Akademikern sind jedoch erst 5 in fester Beschäftigung.

Auch aus anderen westdeutschen Ländern waren in der Nachkriegszeit viele Kriegsblinde zur Umschulung nach Niedersachsen gekommen, vor allem in die Landeskrankenanstalt für Blinde nach Walsrode. Diese Anstalt hat ihre Umschulung jedoch im Sommer 1950 eingestellt, so daß in Niedersachsen als Umschulungsstätte nur noch die Webschule des Roten Kreuzes in Mehle tätig ist. Andere Umschulungen können künftig nur in der Landesblindenanstalt Hannover durchgeführt werden.

Interessant ist es, daß in Niedersachsen eine größere Anzahl kriegsblinder Handweber arbeitet, die sich zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen haben, da auch in diesem Arbeitszweig erhebliche Absatzsorgen bestehen. Für diese Weber wird eine Gemeinschaftssiedlung geplant.

Der Vorsitzende des Landesverbandes ist seit Jahren Albert Bierwerth. Anschrift: Göttingen, Hainholzweg 17, Tel. 3444, Postscheckkonto Hannover Nr. 106969.

JULI



Die Sonn' erregt das All,
macht alle Sterne tanzen —
wirst du nicht auch bewegt,
gehörst du nicht zum Ganzen.

Feste und Heiligennamen				Sonnenlauf		NOTIZEN
1	So	**7. n. Pfingsten — 6. n. Trinit.**		4.08	20.38	
2	Mo	Mariae Heimsuchg.		4.09	20.38	
3	Di	Hyacinth		4.10	20.38	
4	Mi	Ulrich	●	4.10	20.37	
5	Do	Numerianus		4.11	20.37	
6	Fr	Jesaias		4.12	20.36	
7	Sa	Willibald		4.13	20.36	
8	So	**8. n. Pfingsten — 7. n. Trinit.**		4.14	20.35	
9	Mo	Cyrillus		4.15	20.34	
10	Di	Sieben Brüder		4.16	20.34	
11	Mi	Pius I. Papst		4.17	20.33	
12	Do	Joh. Gualbert	☽	4.18	20.32	
13	Fr	Margareta		4.19	20.31	
14	Sa	Bonaventura		4.20	20.30	
15	So	**9. n. Pfingsten — 8. n. Trinit.**		4.21	20.30	
16	Mo	Skapulierfest		4.22	20.29	
17	Di	Alexius		4.23	20.28	
18	Mi	Friedericus	○	4.24	20.27	
19	Do	Vinzenz v. Paul		4.25	20.25	
20	Fr	Margarita		4.27	20.24	
21	Sa	Praxedis		4.28	20.23	
22	So	**10. n. Pfingsten — 9. n. Trinit.**		4.29	20.22	
23	Mo	Apollinaris		4.31	20.21	
24	Di	Christina		4.32	20.20	
25	Mi	Jacobus	☾	4.34	20.18	
26	Do	Anna		4.35	20.17	
27	Fr	Pantaleon		4.36	20.16	
28	Sa	Innocenz I.		4.38	20.14	
29	So	**11. n. Pfingsten — 10. n. Trinit.**		4.39	20.13	
30	Mo	Abdon u. Sennen		4.41	20.11	
31	Di	Ignatius v. Loyola		4.42	20.10	

AUGUST



Der Regen fällt nicht ihm,
die Sonne scheint nicht ihr:
Du auch bist anderen geschaffen
und nicht dir.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen		
	4.44	20.08	1 Mi	Petri Kettenfeier	
	4.45	20.06	2 Do	Portiunculatag	●
	4.46	20.04	3 Fr	Stefan. Auffindg.	
	4.48	20.03	4 Sa	Dominicus	
	4.49	20.01	5 So	**12. n. Pfingsten — 11. n. Trinit.**	
	4.51	20.00	6 Mo	Verklärg. Christi	
	4.52	19.58	7 Di	Cajetanus	
	4.54	19.57	8 Mi	Cyriacus	
	4.55	19.55	9 Do	Romanus	
	4.57	19.53	10 Fr	Laurentius	☽
	4.59	19.51	11 Sa	Tiburtius/Susanna	
	5.00	19.49	12 So	**13. n. Pfingsten — 12. n. Trinit.**	
	5.02	19.47	13 Mo	Hippolytus	
	5 04	19.45	14 Di	Eusebius	
	5.05	19.43	15 Mi	Mariae Himmelf.	
	5.06	19.41	16 Do	Rochus	
	5.08	19.40	17 Fr	Liberatus	○
	5.09	19.38	18 Sa	Helena	
	5.11	19.36	19 So	**14. n. Pfingsten — 13. n. Trinit.**	
	5.12	19.34	20 Mo	Bernhard	
	5.14	19.32	21 Di	Anastasius	
	5.15	19.30	22 Mi	Timotheus	
	5.17	19.28	23 Do	Phil. Benitius	
	5.19	19.26	24 Fr	Bartholomäus	☾
	5.20	19.23	25 Sa	Ludwig	
	5.22	19.21	26 So	**15. n. Pfingsten — 14. n. Trinit.**	
	5.24	19.19	27 Mo	Rufus	
	5.25	19.17	28 Di	Augustinus	
	5.26	19.14	29 Mi	Johannes Enthauptung	
	5.28	19.12	30 Do	Rosa	
	5.30	19.10	31 Fr	Raimund	



Wer an das Rheinland denkt, sollte nicht allein an den Wein und an die Romantik des Rheintales denken und nicht nur an den Karneval, sondern auch an die Arbeitsleistung dieses Landes, an die Industriestädte wie Essen oder Duisburg und auch an die grauenvollen Zerstörungen, die der Luftkrieg gerade im Rheinland hinterlassen hat. Zum Glück verbindet sich der Frohsinn des rheinischen Temperaments mit einer besonderen Aktivität: diese Menschen lassen sich nicht unterkriegen, auch die rheinischen Kriegsblinden nicht. Es sind 875 Kriegsblinde, die der Landesverband Nordrhein betreut. Eine so riesige Anzahl von Mitgliedern hat man sicherlich auch ahnungsweise nicht für möglich gehalten, als im Dezember 1916 sich die ersten Kriegsblinden des Rheinlands zur Gründung eines Bundes zusammenfanden. Schon damals war Otto Jansen dabei, von Anfang an gehörte er dem Vorstand an und ist seit Jahren Vorsitzender des Landesverbandes. Dieser rheinische Landesverband zeichnete sich von jeher durch die besondere und disziplinierte Kraft einer engen kameradschaftlichen Verbundenheit aus. Diese Pflege der Kameradschaft ist ja deshalb für den Kriegsblinden besonders wichtig, weil er unter Kameraden am unbefangensten und innerlich am sichersten ist. Manche gesellige Veranstaltung führt im Laufe jeden Jahres die Kriegsblinden und ihre Frauen zusammen. Oft schlagen dann die Wogen echter rheinischer Fröhlichkeit hoch und lassen dann die Last des schweren Schicksals vergessen. So blickt der Landesverband auch auf große Veranstaltungen zurück, etwa auf den Rheinischen Kriegsblindentag in Düsseldorf (1925) oder auf das Rheinisch-Westfälische Kriegsblindentreffen in Essen (1934).

Wichtig blieb aber vor allem immer die Betreuung des einzelnen Kameraden. In der Gegenwart drängen vor allem zwei Aufgaben: die berufliche Versorgung und die Wohnungsnot. Hinsichtlich der beruflichen Versorgung ist die Lage im Landesverband Nordrhein insofern günstiger als bei vielen anderen Landesverbänden, als nur 102 Kriegsblinde als Bürsten-, Matten- und Korbmacher tätig sind. Doch auch hier macht der Verkauf der Ware größte Schwierigkeiten, und man ist bestrebt, einen Teil der Handwerker in andere Berufe überzuführen. Den größten und in vieler Hinsicht geradezu vorbildlichen Erfolg hat der Landesverband mit der in eigene Hände genommenen Ausbildung und Vermittlung von Telefonisten aufzuweisen. Allein im Bezirk Essen sind 18 Telefonisten tätig. 45 Kameraden sind allein bei Fernsprechämtern der Post beschäftigt. Sehr viel schwieriger gestaltet sich die Berufsfürsorge bei den Masseuren, unter denen es noch viele Stellungslose gibt, obwohl der Blinde auch in diesem Beruf fraglos eine vollwertige Arbeit leisten kann. Hier gilt es, noch viele Voreingenommenheiten zu überwinden. Von allen Kameraden sind zur Zeit 60 v. H. berufstätig, davon ein großer Teil in akademischen Berufen oder in der mittleren gehobenen Beamtenlaufbahn.

Der Landesverband Nordrhein ist in 10 Bezirke gegliedert. Auf dem Landesverbandstag vom 28. 6. 1950 in Düsseldorf wurde neben dem Vorsitzenden Otto Jansen als 2. Vorsitzender Werner Hildebrandt (Neuß) gewählt. Die Anschrift des Landesverbandes ist: Düsseldorf, Irmgardstraße 22, Tel. 64168.



Das Land Rheinland-Pfalz zeigt dem Besucher zunächst zwei ganz verschiedene Gesichter: das romantische, wenn er vor den alten Burgen an Rhein und Mosel steht oder wenn er vom Winzer persönlich sich ein Gläschen einschenken läßt, und ein Gesicht leidvoller Dunkelheit, wenn er durch die kargen Notgebiete des Grenzlandes wandert, die obendrein — besonders in den letzten Kriegsmonaten — durch grauenvolle Verheerungen noch auf viele Jahre hinaus gezeichnet sind. Rheinland-Pfalz ist neben Schleswig-Holstein das ärmste Land der Bundesrepublik, und doch hat es schon frühzeitig seinen Schwerkriegsbeschädigten in einer so vorbildlichen Weise geholfen, daß alle anderen Länder (mit Ausnahme des ebenfalls in der französischen Zone gelegenen Landes Südbaden) bis zum Erlaß des Bundesversorgungsgesetzes erheblich im Rückstand waren.

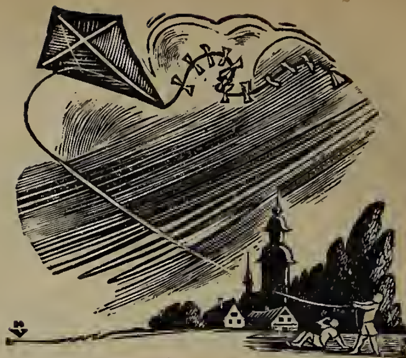
Die 456 Kriegsblinden des Landes konnten also, wenn man die Not der Zeit und die Not des Landes in Rechnung stellt, mit ihrer Regierung zufrieden sein, und nicht zuletzt auch mit dem Wirken ihres Vorsitzenden Philipp Nell. Es wird auch mit Eifer gearbeitet, vor allem in Kruft bei Andernach, in der Geschäftsstelle des Landesverbandes. Im Laufe von drei Jahren gingen von hier allein 16 849 Postsachen heraus, Arbeitsgerät, Beihilfen, Regenmäntel, Taschenuhren und Wecker wurden an die Kameraden geliefert, Führhunde wurden vermittelt, und selbst die so schwierige Betreuung der Bürstenmacher nahm in letzter Zeit einen erstaunlichen Aufschwung. Ausgebildet wurden in den letzten Jahren 145 Handwerker (Bürstenmacher, Matten- und Korbflechter); Stenotypisten und Telefonisten wurden bei Behörden und Firmen untergebracht. Viele Kriegsblinde sind auch selbständig tätig, vor allem Masseure und Geschäftsleute.

Auch die Kriegsblinden von Rheinland-Pfalz hatten sich nach dem zweiten Weltkrieg zunächst in einem selbständigen Verein zusammengeschlossen, strebten aber immer mit besonderer Aktivität nach der Wiederaufrichtung einer großen deutschen Schicksalsgemeinschaft aller Kriegsblinden. Kein Wunder, daß dieses Land in der Person von Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein aus Mürlenbach (Eifel) den 1. Vorsitzenden des im September 1949 gegründeten Bundes der Kriegsblinden Deutschlands stellte, nachdem Dr. Plein zuvor bereits der Sekretär einer Arbeitsgemeinschaft war, in der sich alle deutschen Kriegsblinden-Verbände zusammengefunden hatten.

Der Landesverband gliedert sich in die Bezirke Koblenz, Pfalz, Mainz und Trier. Die Handwerker sind in der Arbeitsfürsorge ebenfalls unter dem Landesverbands-Vorsitzenden Nell zusammengeschlossen. Die Aktivität des Vorstandes erreichte als besonders schönen Erfolg die Schaffung eines neuen Erholungsheims in Bad Münster am Stein, das allen deutschen Kriegsblinden seit Juni 1950 zur Verfügung steht.

Nur wenige Landesverbände haben in dieser schweren Zeit soviel erreichen können wie der Landesverband Rheinland-Pfalz, da hier ein besonders glückliches Zusammenwirken mit den Behörden zu verzeichnen ist und auch eine besondere Verständnisbereitschaft der Bevölkerung.

SEPTEMBER



Ein Narr ist viel bemüht —
des Weisen ganzes Tun,
das zehnmal edler ist,
heißt Lieben, Schauen, Ruhn.

		Feste und Heiligennamen	Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Sa	Aegidius	5.32	19.08	
2	So	**16. n. Pfingsten — 15. n. Trinit.**	5.33	19.06	
3	Mo	Mansuetus	5.34	19.04	
4	Di	Rosalia	5.36	19.02	
5	Mi	Laur. Justiniani	5.37	19.00	
6	Do	Magnus	5.39	18.57	
7	Fr	Regina	5.40	18.55	
8	Sa	Mariae Geburt	5.42	18.53	
9	So	**17. n. Pfingsten — 16. n. Trinit.**	5.44	18.50	
10	Mo	Nicolaus v. Tolentino	5.45	18.48	
11	Di	Protus	5.47	18.46	
12	Mi	Namen Mariae	5.48	18.44	
13	Do	Maternus	5.50	18.42	
14	Fr	Kreuzerhöhung	5.52	18.39	
15	Sa	7 Schmerzen Mariä	5.53	18.37	
16	So	**18. n. Pfingsten — 17. n. Trinit.**	5.54	18.34	
17	Mo	Lambert	5.56	18.32	
18	Di	Thomas v. Villanova	5.58	18.30	
19	Mi	III. Quatember	6.00	18.28	
20	Do	Eustachius	6.01	18.26	
21	Fr	Matthaeus Ev.	6.02	18.23	
22	Sa	Moritz	6.04	18.21	
23	So	**19.n.Pf.—18.n.Tr.(Herbstanf.)**	6.06	18.18	
24	Mo	Joh. Empfängnis	6.07	18.16	
25	Di	Kleophas	6.09	18.14	
26	Mi	Cyprian	6.10	18.12	
27	Do	Cosmas, Damian	6.12	18.10	
28	Fr	Wenzel	6.14	18.07	
29	Sa	Michael	6.16	18.05	
30	So	**Erntedankfest**	6.17	18.02	

OKTOBER



Rein wie das feinste Gold,
steif wie ein Felsenstein,
ganz lauter wie Kristall
soll dein Gemüte sein.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen		
	6.18	18.00	1 Mo	Remigius	●
	6.20	17.58	2 Di	Leodegar	
	6.22	17.56	3 Mi	Candidus	
	6.24	17.54	4 Do	Franz v. Assisi	
	6.25	17.52	5 Fr	Placidus	
	6.26	17.49	6 Sa	Bruno	
	6.28	17 47	7 So	**Rosenkranzfest — 20. n. Trinit.**	
	6.30	17 45	8 Mo	Brigitta	☽
	6.32	17 43	9 Di	Dionysius	
	6 33	17.41	10 Mi	Franz v. Borgia	
	6 35	17 38	11 Do	Burkhard	
	6 37	17 36	12 Fr	Maximilian	
	6.38	17.34	13 Sa	Eduard	
	6.40	17 32	14 So	**22. n. Pfingsten — 21. n. Trinit.**	
	6 42	17 30	15 Mo	Therese	☺
	6.43	17 28	16 Di	Gallus	
	6 44	17 26	17 Mi	Hedwig	
	6 46	17 24	18 Do	Lukas	
	6 48	17 22	19 Fr	Petrus v Aleant.	
	6.50	17.20	20 Sa	Wendelin	
	6 52	17 18	21 So	**Kirchweihfest — 22. n. Trinit.**	
	6 53	17 15	22 Mo	Cordula	
	6 55	17 13	23 Di	Joh v Capistran	☾
	6 57	17 11	24 Mi	Raphael	
	6 58	17 09	25 Do	Crispinus	
	7 00	17 07	26 Fr	Evaristus	
	7 02	17.05	27 Sa	Sabina	
	7 03	17.03	28 So	**24. n. Pfingsten — 23. n. Trinit.**	
	7.05	17 02	29 Mo	Narzissus	
	7 06	17 00	30 Di	Serapion	●
	7.08	16.58	31 Mi	Wolfgang — **Reformationsfest**	



Zufällig begegnen sich auf diesen beiden Seiten unseres Jahrbuches, nach dem Alphabet aneinandergereiht, der nördlichste und der südlichste Landesverband des Kriegsblindenbundes. So verschieden Landschaft und Stammescharakter auch sein mögen, das gleiche Schicksal verbindet die Kameraden von Nord und Süd zu einer festen Gemeinschaft — Schleswig-Holstein, bei Kriegsende letztes von beiden Fronten verschontes Zufluchtsland, ist infolge der ungeheuren Anzahl an Flüchtlingen das ärmste Land der Bundesrepublik, und entsprechend schwierig ist auch die Betreuung und Versorgung der Kriegsblinden. Allein die Wohnverhältnisse unter den Kriegsblinden sind vielfach noch heute geradezu himmelschreiend. Z. B. wohnte ein Kamerad bis vor kurzem mit Frau und Säugling auf der großen Diele eines Bauernhauses und mußte auf Stroh schlafen. Das Kleinkind mußte schwererkrankt ins Krankenhaus gebracht werden, und die Eltern weigerten sich, es dort wieder abzuholen, um das Kind nicht neuer Lebensgefahr auszusetzen. Wir finden Kriegsblinde in dunklen Knechtskammern mit Steinfußboden, und jahrelang lebte eine Kriegsblindenfamilie sogar in der engen Garderobe eines Dorftanzsaales. Diese Wohnungsnot macht es vor allem auch schwer, einen Kriegsblinden an einen, oft mühsam gefundenen Arbeitsplatz heranzuführen.

Die Arbeitsbeschaffung ist also zusammen mit der Wohnungsnot das große Problem des Landesverbandes. Die meisten Kameraden sind auf entlegene Dörfer verschlagen und können dort naturgemäß keine Arbeit finden, so daß sie dem Bürstenhandwerk nachgehen müssen, in den meisten Fällen aber ganz ohne Tätigkeit sind. Für die 118 Bürstenmacher läßt sich gerade in Schleswig-Holstein die Ware nur sehr schwer absetzen, so daß die Handwerker nur stundenweise beschäftigt sind. Zusammen mit dem Landesarbeitsamt führte der Kriegsblindenbund im Jahre 1950 eine Arbeitsbeschaffungsaktion durch, die vergleichsweise erfreuliche Erfolge hatte. Z. B. stehen jetzt 19 Stenotypisten und 16 Masseure in Arbeit. Für die nahe Zukunft verspricht man sich viel von einem Siedlungsprogramm, das mit Hilfe der Hauptfürsorgestelle jetzt in Angriff genommen wurde und das die Kriegsblinden an die Städte des Landes heranführen soll.

Welcher Wandel im Vergleich zu der Zeit nach dem ersten Weltkrieg! Damals lebten in Schleswig-Holstein 58 Kriegsblinde, die trotz ihres schweren Schicksals ein zufriedenes Dasein führen konnten. Heute ist diese Zahl erschreckend gestiegen: von 58 auf 411. Von diesen 411 Mitgliedern des Landesverbandes sind 182 Flüchtlinge, fast ausschließlich Opfer des letzten Krieges. Diese Zahlen liegen auch im Vergleich zur Einwohnerzahl des Landes (2,7 Millionen) sehr hoch.

Auch in Schleswig-Holstein wurde, wie in den anderen Ländern der britischen Zone, nach Kriegsende zunächst der Bund „St. Georg" — und zwar im April 1946 durch 11 Kameraden gegründet. Dieser Bund löste sich sodann nach der Gründung der größeren Schicksalsgemeinschaft, des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V., auf und bildet seit dem Herbst 1949 einen Landesverband im neuen Bunde. Der Landesverbandsleiter und seit 1946 hauptverantwortlicher Vorsitzender ist Bruno Eggers (Neumünster), sein Stellvertreter ist seit 1950 Johann Woschek (Krempe). Die Anschrift des Landesverbandes ist: Neumünster, Holsteinstr. 15, (Postscheckkonto: Hamburg 26555).



Die Grenzen der Besatzungszonen haben die südwestdeutschen Länder recht willkürlich durchschnitten und haben allen Fremden das Zurechtfinden schwer gemacht. Südbaden blieb noch der geschlossenste Komplex. An bedeutenden Städten finden wir hier außer der Hauptstadt Freiburg das Weltbad Baden-Baden, die Konzilstadt Konstanz, die Maggistadt Singen, die Grenzstadt Lörrach und den Verkehrsmittelpunkt Offenburg. Für die kriegsblinden Handwerker ist es ein besonders schwieriger Umstand, daß ihnen zum Absatz die großen Industriegebiete fehlen. Und unter den wenigen Industrien, die das Land besitzt, ist ausgerechnet hier die Bürstenindustrie zu nennen. Von den 142 Mitgliedern des Landesverbandes Südbaden im Bund der Kriegsblinden Deutschlands sind weit über die Hälfte, nämlich 86 Kameraden, als Bürstenmacher tätig, und es ist dementsprechend nicht gerade leicht, die Ware abzusetzen. Die Betreuung der Handwerker erfolgt durch die „Süddeutsche Kriegsblindenarbeitsgemeinschaft", einer 1947 gegründeten Genossenschaft für den Ein- und Verkauf. Diese Arbeitsgemeinschaft steht ebenso wie der Landesverband unter dem Vorsitz des Ingenieurs Alfons Schramm (Freiburg), der erst vor wenigen Jahren als Gefangener in Frankreich seine schwere Verwundung erlitten hat; außer dem Augenlicht verlor er auch den rechten Arm. Während des Krieges hatte er sich durch eine vorbildliche Rettungstat in Dünkirchen besonders ausgezeichnet.

Alfons Schramm ist seit dem 6. Januar 1946, dem Gründungstag des Selbsthilfeverbandes Badischer Kriegsblinder, Hauptträger der Kriegsblindenarbeit. Der Selbsthilfeverband schloß sich im April 1948 zunächst dem Verband der Körperbeschädigten als selbständige „Fachabteilung erblindeter Versehrter" an. Nach dem ersten Bundestag des für die Bundesrepublik gegründeten Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V. schlossen sich sodann die südbadischen Kriegsblinden zu einem Landesverband in dieser größeren Gemeinschaft zusammen, der sie nun endgültig seit dem 5. Juli 1950 angehören. Der Vorstand ist seit 1946 nahezu der gleiche geblieben. Neben dem Vorsitzenden Alfons Schramm wirkt dessen Stellvertreter Otto Althauser (Friesenheim). Zur Durchführung kleinerer Veranstaltungen sind 4 Bezirke abgegrenzt.

Bei der beruflichen Aufschlüsselung der südbadischen Kriegsblinden ist außer der hohen Anzahl der Bürstenmacher bemerkenswert, daß 14 freiberufliche Kaufleute genannt werden 3 Landwirte und 2 Musiker. Interessant ist es, daß die südbadischen Kriegsblinden ihre Führhunde seit Jahren durch die Führhundschule ihres kriegsblinden Kameraden Ginter in Freiburg erhalten.

Vergleichsweise ganz hervorragend und für ganz Westdeutschland einzigartig ist seit Jahren die Sicherung und Erhöhung der Versorgungsrenten für die südbadischen Kriegsblinden. Die Lage war hier unbestritten die günstigste, und die Aktivität des Kriegsblindenbundes hat zu diesem Ergebnis erheblich beigetragen. Allerdings mußte sich auch diese Versorgungsregelung im Rahmen der Not unseres Volkes halten. — Die Anschrift des Landesverbandes: Freiburg i. Br., Kirnerstraße 11.

NOVEMBER



Halt an! Wo läufst du hin?
Der Himmel ist in dir.
Suchst du Gott anderswo,
fehlst du ihn für und für.

		Feste und Heiligennamen		Sonnenlauf		NOTIZEN
1	Do	Allerheiligen		7 10	16.56	
2	Fr	Allerseelen		7 12	16 54	
3	Sa	Hubertus		7.14	16.52	
4	So	**25. n. Pfingsten — 24. n. Trin.**		7.16	16.51	
5	Mo	Emmerich		7.17	16.49	
6	Di	Leonhard	☽	7.19	16.48	
7	Mi	Engelbert		7.21	16 46	
8	Do	4 gekrönte Märtyrer		7.23	16.44	
9	Fr	Theodorus		7.24	16.43	
10	Sa	Andr Avell. — Martin Luther		7.26	16.41	
11	So	**26. n. Pfingsten — 25. n. Trin.**		7.28	16 40	
12	Mo	Martin I. Papst		7.30	16 38	
13	Di	Stanislaus K.	○	7.31	16.36	
14	Mi	Jucundus		7.33	16.35	
15	Do	Leopold		7.35	16.33	
16	Fr	Edmund		7.37	16.32	
17	Sa	Gregor Thaum.		7.38	16.31	
18	So	**27. n. Pfingsten — 26. n. Trin.**		7.40	16.30	
19	Mo	Elisabeth		7.42	16 28	
20	Di	Felix v. Valois		7.43	16 27	
21	Mi	Mar Opf. — Buß- u. Bettag	☾	7.45	16.26	
22	Do	Cäcilia		7.46	16.25	
23	Fr	Klemens		7.48	16.24	
24	Sa	Chrysogonus		7.49	16.23	
25	So	**28. n. Pfingsten — Totensonntag**		7.51	16.22	
26	Mo	Konrad		7.52	16.21	
27	Di	Virgilius		7.54	16.20	
28	Mi	Sosthenes		7.56	16.19	
29	Do	Saturnin	●	7.57	16.18	
30	Fr	**Andreas**		7.58	16.18	

DEZEMBER



Mensch, werde wesentlich:
denn wann die Welt vergeht,
so fällt der Zufall weg,
das Wesen, das besteht.

NOTIZEN	Sonnenlauf		Feste und Heiligennamen			
	8.00	16.18	1	Sa	Eligius	
	8.01	16.17	2	So	1. Advent	
	8.02	16.17	3	Mo	Franz Xaver	
	8.03	16 16	4	Di	Barbara	
	8.04	16.15	5	Mi	Sabbas	☽
	8.06	16.15	6	Do	Nicolaus Bischof	
	8.07	16.14	7	Fr	Ambrosius	
	8.09	16.14	8	Sa	Mariae Empfängnis	
	8.10	16.14	9	So	2. Advent	
	8.11	16.14	10	Mo	Malchiades	
	8.12	16.13	11	Di	Damasus	
	8.13	16 13	12	Mi	Epimachus	
	8.14	16.13	13	Do	Lucia	○
	8.15	16.13	14	Fr	Nikasius	
	8.16	16.13	15	Sa	Eusebius	
	8.17	16.13	16	So	3. Advent	
	8 18	16.14	17	Mo	Lazarus	
	8 19	16.14	18	Di	Mariae Erwartung	
	8 19	16 14	19	Mi	IV Quatember	
	8 20	16 15	20	Do	Ammon	
	8 21	16.15	21	Fr	Thomas	☾
	8.21	16.15	22	Sa	Florian (Winteranfang)	
	8.22	16.16	23	So	4. Advent	
	8.22	16 17	24	Mo	Adam und Eva	
	8 22	16.17	25	Di	1. Weihnachtstag	
	8 23	16.18	26	Mi	2. Weihnachtstag	
	8 23	16 19	27	Do	Johannes Ev	
	8.23	16 19	28	Fr	Unschuldige Kinder	●
	8.24	16.20	29	Sa	Thomas v. Cant.	
	8.24	16.21	30	So	Sonntag n. Weihnachten	
	8.24	16.22	31	Mo	Silvester	

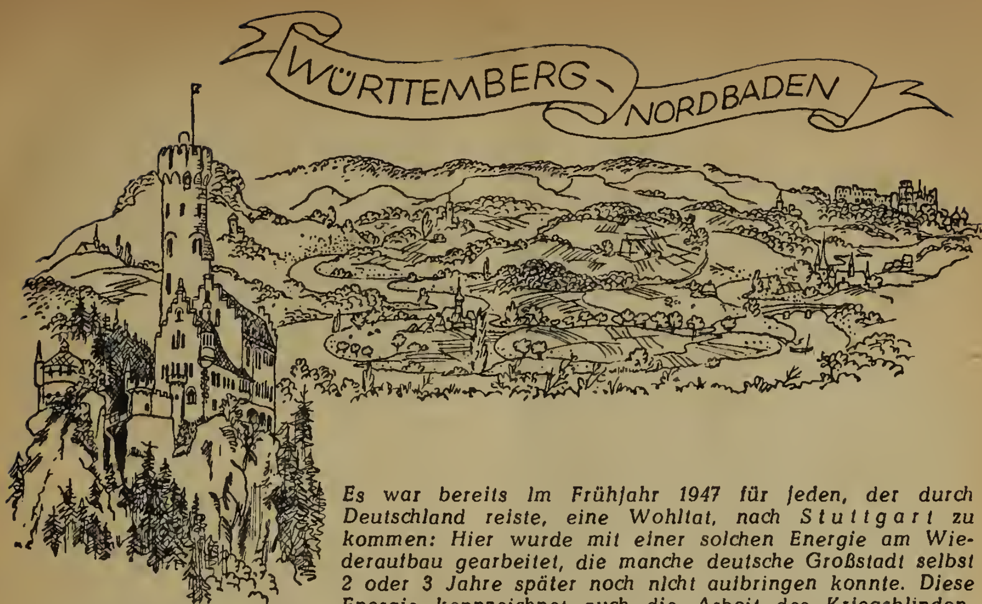


Westfalen ist zwar kein selbständiges Land in der Bundesrepublik, aber doch so reich an selbständiger Tradition und außerdem auch ein Gebiet von solcher Größe, daß sich der Bund der Kriegsblinden hier zu einer Ausnahmeregelung entschlossen hat: Das Land Nordrhein-Westfalen ist in die selbständigen Landesverbände Nordrhein und Westfalen aufgegliedert worden, damit die so notwendige individuelle Betreuung der Kameraden gewährleistet bleibt. Es sind ja allein in Westfalen 740 Kriegsblinde durch den Bund erfaßt, von denen übrigens 70 Kameraden außer ihrer Erblindung noch Amputationen aufweisen und weitere 14 doppelt amputiert sind (Ohnhänder usw.). Eine so hohe Anzahl von Mitgliedern erfordert natürlich die Einrichtung mehrerer Einzelbezirke, um jedem Kameraden, wo es nottut, raschestens helfen und raten zu können. So gibt es in Westfalen 10 Bezirke, die zum Teil über hundert Mitglieder aufweisen.

Recht schwierig liegen in Westfalen die Möglichkeiten der Berufsfürsorge. Abgesehen davon, daß rund ein Drittel der Kameraden wegen der Schwere ihrer Verletzung und damit zusammenhängender ständiger Kränklichkeit oder wegen hohen Alters keinen Beruf mehr ausüben kann, warten noch sehr viele gesunde Kriegsblinde auf einen Arbeitsplatz. Sehr schlecht geht es den Handwerkern (vor allem sind es Bürstenmacher, aber auch Mattenflechter), die durch die Arbeitsgemeinschaft „St. Georg" (Dortmund) in Heimarbeit beschäftigt werden. Die Absatzschwierigkeiten sind gerade in letzter Zeit so erheblich geworden, daß der Verdienst der 186 Kameraden, die der Arbeitsgemeinschaft angeschlossen sind, ganz geringfügig bleibt. Etwas günstiger steht es um die 50 selbständig tätigen Bürstenmacher. Auch unter den Masseuren gibt es viele Arbeitslose. Nur 35 Masseure sind, teils selbständig, teils in Krankenhäusern tätig, weitere 40 ausgebildete Masseure haben noch keinen Arbeitsplatz. Auch viele Telefonisten und Stenotypisten warten noch auf berufliche Versorgung.

So hat sich der Landesverband Westfalen mit Energie der Berufsfürsorge angenommen. Besondere Erfolge konnten gerade in letzter Zeit durch Einstellung von Kameraden in der Industrie verzeichnet werden. 40 Kameraden arbeiten bereits als Packer, Gewindeschneider, Ankerwickler oder Prüfer an Geräten, die besondere Feinfühligkeit voraussetzen. Große Betriebe, z. B. der Dortmund-Hörder Hüttenverein, beschäftigt bis zu 7 Kameraden (darunter auch Ohnhänder). Auch die Arbeitsvermittlung bei den Behörden macht gute Fortschritte. So beschäftigt z. B. allein die Stadtverwaltung Gladbeck 4 Kriegsblinde. Einzelne Kriegsblinde sind übrigens mit schönen Erfolgen als Konzertsänger, Rezitatoren oder Musiker tätig.

Lange Jahre hindurch stand der Landesverband unter der Leitung von Willi Scharra (Gelsenkirchen-Buer), der jetzt der Arbeitsgemeinschaft der Handwerker in Dortmund vorsteht. Vorsitzender des Landesverbandes ist seit 1950 Heinrich Schütz, ein Kriegsblinder des ersten Weltkrieges, der bei der Landesversicherungsanstalt tätig ist und von daher besondere Erfahrungen mitbringt. Anschrift: Dortmund, Kalvinstr. 34.



Es war bereits im Frühjahr 1947 für jeden, der durch Deutschland reiste, eine Wohltat, nach Stuttgart zu kommen: Hier wurde mit einer solchen Energie am Wiederaufbau gearbeitet, die manche deutsche Großstadt selbst 2 oder 3 Jahre später noch nicht aufbringen konnte. Diese Energie kennzeichnet auch die Arbeit des Kriegsblindenbundes. Es gehörte schon einige Beherztheit dazu, nach dem schrecklichen Zusammenbruch von 1945 an die Gründung einer Organisation heranzugehen und unter so überaus schweren Umständen etwas für die Betreuung der kriegsblinden Kameraden zu unternehmen. Aber nur diesem energischen Einsatz einzelner Männer ist es zu verdanken, daß auch behördlicherseits in zunehmendem Maße etwas für die Kriegsblinden geschah. Man bedenke, daß bis zum Oktober 1945 überhaupt keine Rentenbezüge gewährt wurden! Nur dem Einsatz der Schicksalsgemeinschaft der Kriegsblinden, die damals als Abteilung „Blindenversehrtenbetreuung" dem neugegründeten Verband der Körperbeschädigten angeschlossen war, ist es zu danken, daß wenigstens von Oktober 1945 ab allen Kameraden eine Abschlagszahlung auf die zukünftigen Versorgungsbezüge eingeräumt wurde. Viele mühevolle Verhandlungen waren nötig, bis endlich am 21. 1. 1947 für das Land Nordwürttemberg-Nordbaden das „Körperbeschädigtenleistungsgesetz" verabschiedet wurde, das jedem Körperbeschädigten, wenn auch in sehr bescheidenem Umfange, einen Rechtsanspruch auf Versorgung einräumte. Auf dieser Grundlage baute der Landesverband schon in der ersten Nachkriegszeit unter dem Vorsitz des heute 66jährigen Rudolf Schnaitmann, seine Bemühungen um die ständige Besserung der Versorgung auf. Verschiedene schöne Erfolge krönten dann auch diese unermüdliche Arbeit, u. a. die Festsetzung der Pflegezulage lange Zeit vor Inkrafttreten des Überbrückungsgesetzes auf einen Mindestsatz von monatlich DM 100.—.

Kein Wunder, daß Stuttgart auch bei der Bildung einer neuen gesamtdeutschen Organisation aller Kriegsblinden eine besondere Rolle gespielt hat. Wiederholt traten sich hier die Vorsitzenden aller westdeutschen Kriegsblindenverbände, die dann schließlich am 27. September 1949 hier den „Bund der Kriegsblinden Deutschlands e. V." gründeten.

714 Kriegs- und Unfallblinde werden vom Landesvorstand Württemberg-Nordbaden betreut, 328 von ihnen sind als Handwerker (Bürstenmacher, Mattenflechter, Klammernmacher) der „Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft" (früher: Blindversehrten-Arbeitsgemeinschaft), Stuttgart-W., angeschlossen. Arbeitsgemeinschaft wie Landesverband stehen unter Leitung des Kameraden Rudolf Schnaitmann. Was die Berufstätigkeit der Kriegsblinden angeht, so ist weiterhin bemerkenswert, daß ein sehr großer Anteil der Kriegsblinden und auch der erblindeten Frauen im Stenotypistenberuf tätig ist (insgesamt 65 Mitglieder). 51 Kameraden sind als Masseure, zum großen Teil in eigener Praxis, tätig. 4 Rechtsanwälte, 1 Notar sowie 8 Regierungsbeamte (alle im Dienst) stellen ebenfalls täglich die Lebenstüchtigkeit der Kriegsblinden unter Beweis. Eine beträchtliche Anzahl selbständiger Kaufleute und Landwirte sowie 12 in der Industrie als Kontrollarbeiter tätige Kriegsblinde seien ebenfalls genannt. Im eigenen Erholungsheim in Wildbad können alle diese Kameraden Ausgleich und neue Kraft finden. — Die Anschrift des Landesverbandes: Stuttgart-W., Hermannstr. 13, Tel. 69666.

Nöte und Notwendigkeiten

Einiges von dem, was die Kriegsblinden auf dem Herzen haben

Als der Oberbürgermeister einer großen süddeutschen Stadt während einer Weihnachtsfeier zu den Kriegsblinden sprach, hielt er während der ganzen Dauer der Rede die Augen geschlossen, — eine Geste kameradschaftlicher Bemühung, sich in die Lage eines Erblindeten zu versetzen. So dankbar die Kriegsblinden für diese Geste waren, so ergebnislos müssen solche Versuche dennoch bleiben. Wahrscheinlich ist es gar nicht möglich, sich wirklich in die Lage eines anderen Menschen hineinzuversetzen, am wenigsten in die eines Kriegsblinden. Wer will etwa wahrhaft nachempfinden, was jenen unserer Kameraden bewegte, dessen gellenden Schrei ich plötzlich durch Wände und Mauern eines Lazaretts hörte, als er nach einer Operation erfahren hatte, daß man seine beiden Augäpfel entfernt hatte? Wer will wahrhaft nachempfinden, was es für einen Mann heißt, die eigene Frau nie gesehen zu haben, ja, nicht einmal die eigenen Kinder? Und wer will den Verlust abwägen, den etwa ein Arzt oder ein Uhrmacher überwinden muß, der aus all seinen Plänen, aus seinem Beruf und seiner Laufbahn für immer gestoßen ist, sehr oft aus Wohlstand und Fülle in ein auch sozial karges, immer bedrängtes Dasein!

Mitten unter euch Sehenden!

Aber es soll hier nicht in grellen Farben die Schwere des Kriegsblindenschicksals geschildert werden, schon weil wir alles vermeiden möchten, was uns in den Verdacht bringen könnte, Mitleid zu erwecken, — jenes unwahre, wohlwollend herablassende Mitleid, das im Grunde nichts als Demütigung ist. Wenn wir Kriegsblinden um Verständnis für unsere Sorgen werben, so werben wir gleichzeitig um unsere Anerkennung, wir werben und kämpfen darum, nicht außerhalb der Gemeinschaft als im Grunde unnütze, vielleicht gar lästige Sonderlinge zu leben, sondern mitten unter euch Sehenden, Tätigen, dem Leben voll verbunden wie ihr.

„Ich finde nichts widerwärtiger, als wenn ich wie eine Art Kriegerdenkmal herumlaufen soll, feierliches Staunen verbreitend, und immer mit Abstand von all den anderen", so hörte ich einmal einen jungen Göttinger Studenten schimpfen, der gerade dabei war, sein Referendarexamen zu machen. Er fühlte sich am wohlsten in einer Gesellschaft, die nicht wußte, daß er blind war. Darin liegt ein ernster Vorwurf für die Sehenden, die in der Tat vielfach eine Verständnislosigkeit an den Tag legen, die in ihrer Torheit und Taktlosigkeit kaum glaublich ist. Vor allem gilt unser Kampf der weitverbreiteten Auffassung, daß ein Kriegsblinder ein Wrack ist, zu keiner Leistung mehr fähig, die ihn zum Wettbewerb mit Sehenden berechtigen könnte. Wir wollen nun gerade auch mit diesem Jahrbuch zeigen, wie der Kriegsblinde im Leben seinen Mann stehen kann und daß er mit Recht den Anspruch erhebt, neben allen anderen Mitmenschen als vollwertiger, lebenstüchtiger Mensch stehen zu dürfen, so ungeheure Anstrengungen es ihn auch kostet.

Der Kopf blieb uns ja

Denken wir zum Beispiel an jenen Studenten! Mancher, der nie einem Kriegsblinden begegnet ist, wird meinen, daß es Unfug ist oder allenfalls ein Mittel gegen Langeweile, wenn ein Kriegsblinder studiert. Wer weiß denn, daß es hohe kriegsblinde Beamte gibt? Vom Ministerialrat bis zum Landgerichtsrat, Rechtsanwalt, Pfarrer, Landtagsabgeordneten und Studienrat sind die verschiedensten akademischen Berufe vertreten. Diese Kriegsblinden arbeiten in vollem Wettbewerb mit ihren sehenden Kollegen. Das einzige, was sie unterscheidet, ist die erheblich höhere Arbeitsenergie, die sie täglich aufwenden müssen. Und die Augen „leihen" sie sich gleichsam, indem sie eine Vorleserin — aus der eigenen Tasche bezahlt — beschäftigen, wenn es gilt, Akten durchzulesen oder wichtige Bücher zu studieren.

„Aber die Herren sind doch nicht blind? Das ist doch unmöglich!" so fragte verblüfft ein Pressemann, der eine Sitzung von Kriegsblindenführern aufsuchte. Es war dem Mann kaum begreiflich zu machen, daß auch der Vorsitzende der Versammlung blind war. „Ja, geht denn das?"

Es geht, denn — und das ist ein merkwürdig oft anzutreffender Irrtum der Öffentlichkeit — wir haben ja unseren Kopf behalten! Ein bitteres Spottwort unter Kriegsblinden ist es oft, wenn sie dieses Mißtrauen der Sehenden erfahren: „Die meinen, blind ist gleich blöd!" Nein, unser Verstand ist so intakt wie der eure, und aus zwei Gründen arbeitet er vielleicht gar zuverlässiger: erstens arbeitet das Gehirn eines Erblindeten durchweg mit sehr viel größerer Konzentration, vielleicht schon deshalb, weil der

Kriegsblinde weniger abgelenkt ist durch andere Eindrücke. Zweitens aber kann man bei jedem Kriegsblinden fraglos, gerade in beruflicher Hinsicht, einen größeren Eifer voraussetzen, weil er eben beweisen will, daß er etwas kann und vor allem: weil für ihn die Arbeit keine Last, sondern immer eine Lust ist, ein Inhalt, eine Bestätigung dafür, daß er nicht ein nutzloses „Wrack" ist.

Die Arbeit — unser Glück

Wenn das doch vor allem die Öffentlichkeit begreifen möchte: die Arbeit ist für uns eine seelische Notwendigkeit, der Hauptquell schöner Lebensfreude und Zufriedenheit, und zwar echte, angestrengte Arbeit Nichts ist dem Kriegsblinden damit gedient, daß er etwa als Stenotypist angestellt wird, aber „geschont" wird und entweder aus Wohlwollen oder aber aus Mißtrauen („Was wird der schon können!") in eine Ecke gesetzt wird — zum Däumchendrehen. Es geht hier ja vornehmlich nicht um die Lohngelder, sondern um den Menschen, und außerdem: der Kriegsblinde kann etwas leisten! Man gewähre ihm eine kurze Frist zum Einarbeiten, man habe ein paar Wochen Geduld (und Vertrauen!) und auch der Vorgesetzte wird viel Freude an seinem Mitarbeiter erleben

„Ich will einer von den Euren sein!" das eben ist der Generalanspruch, den der Kriegsblinde an die Mitmenschen stellt, — einer von den Euren, also kein „Kranker", kein — ja, man muß es schon mit diesem groben Wort beim Namen nennen! — kein Geistesschwacher, für den mehr oder minder deutlich ein Kriegsblinder, bewußt oder unbewußt, gern gehalten wird.

Allerdings, dieses Mitmarschieren in der großen Gemeinschaft aller Tätigen und Sehenden, — es kostet den Kriegsblinden täglich und minütlich sehr, sehr viel Kraft. Ihm fehlt der wichtigste Sinn, und mit den verbliebenen Sinnen, vor allem mit dem Gehör und dem Tastgefühl, muß er mit steter äußerster Wachsamkeit die dingliche und die innere Orientierung behalten, er muß ständig auf Umwegen „im Bilde" sein, und wenn sich Gehör und Tastgefühl, dazu vor allem das Gedächtnis, auch wesentlich verfeinern, — es sind trotzdem oft schon ungeheuerliche Leistungen, die ein Kriegsblinder dann vollbringt, wenn seine Umwelt und seine Kollegen mit der Zeit gar nicht mehr merken, daß dieser Kamerad blind ist.

Wir wollen mit diesem Hinweis nicht um „Rücksichtnahme" betteln — ein taktvoller Mensch wird sie ohnehin gewähren, wo es wirklich nötig ist —, sondern um echtes Verständnis ringen, um Anerkennung dieser vielen schweren Schritte, die wir euch Sehenden entgegenkommen, um euch die Hand zu reichen und um unter euch als gleichwertige, angesehene Menschen leben zu können. Ergreift unsere Hand und stoßt uns nicht aus der großen Gemeinschaft aller aus!

Warum so befangen?

Das gilt im übrigen selbstverständlich nicht allein vom Berufsleben. Ein leider hoher Prozentsatz — es mögen fast 20 Prozent aller Kriegsblinden sein — scheidet ja von vornherein infolge Alters oder zu



Amtsgerichtsrat Dr. Peter Plein, der 1. Vorsitzende des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V., aus der Eifel gebürtig, ist im ersten Weltkrieg erblindet.

schwerer zusätzlicher Verletzungen für jede Berufstätigkeit aus. Diese Bitte um ein verständnisvolles Zusammenleben richtet sich nicht weniger an jeden Menschen, der, sei es auf der Straße oder bei einer Geselligkeit, einem Blinden begegnet. Nehmt ihn unbefangen, mit selbstverständlicher, echter Partnerschaft als einen der Euren an, nicht als einen ewig Fremden, etwa gar Unheimlichen, nicht als einen Menschen, den anzusprechen schwer oder gar gefährlich wäre. Nicht melancholisches Grübeln soll das Wesen eines Kriegsblinden kennzeichnen! Nein, er lacht genau so gerne wie ihr, und daß er

nicht einen gallenbitteren, sondern einen gesunden, aus der Tiefe des Herzens kommenden Humor hat, ist für viele Sehende oft das Erstaunlichste.

Eine „Schicksalsgemeinschaft“

Als während des vergangenen Krieges Monat für Monat aufs neue Hunderte von Schwerverwundeten in die Lazarette eingeliefert wurden und das Entsetzliche, Erschreckende begreifen mußten, daß sie ihr Augenlicht verloren hatten, griff naturgemäß zunächst eine tiefe Depression, vielleicht gar ein Schock der Verzweiflung Platz (obwohl übrigens kaum ein Fall bekannt ist, daß ein solcher Kamerad in diesen ersten Wochen schweren Erlebens seinem Dasein ein Ende gemacht hätte). Da war es immer wieder zu beobachten, welche Wohltat, welch ein befreiendes Erlebnis es für den Verwundeten war, wenn er zum ersten Mal den Besuch eines Kameraden erhielt, eines Abgesandten der großen Schicksalsgemeinschaft.

Es waren naturgemäß Kriegsblinde des ersten Weltkrieges, die da an die Betten ihrer leidenden jungen Kameraden traten Bis dahin hatte jeder dieser jungen Kriegsblinden unter seiner Ratlosigkeit und Einsamkeit schwer gelitten. Nun erfuhr er zum ersten Mal durch unmittelbare, persönliche Begegnung, daß auch ein Kriegsblinder mitten im Leben stehen kann und daß es Wege gibt, dieses schwere Schicksal so zu meistern, daß eine echte Zufriedenheit zurückgewonnen wird Diese Begegnungen mit den erfahrenen, älteren Kameraden waren für jeden Kriegsblinden in ihrer Wirkung unermeßlich, eine Ermutigung, die bis dahin oft selbst die nächsten Angehörigen nicht fertig gebracht hatten.

Zehntausend Kriegsblinde

Allein diese innere Hilfe an den Schicksalsgefährten, die ja von jener ersten Begegnung im Lazarett angefangen bis heute sich fortsetzt, ist schon eine Rechtfertigung für die Existenz eines Kriegsblindenbundes. Man bedenke, daß sich zu den fast 3000 Kriegsblinden des ersten Weltkrieges weitere 7000 aus dem zweiten Weltkrieg gesellt haben. Von diesen 10 000 Kriegsblinden leben rund 7000 in der Bundesrepublik und in Westberlin, — eine schauerliche Bilanz all dieses Wahnsinns, mit dem die Menschheit immer aufs neue ihre Unfähigkeit beweist, eine vernünftige Ordnung des Friedens zu schaffen.

Allerdings, jene Kriegsblinden aus den Jahren 1914 oder 1917, sie fanden keine Hilfe, keine Gemeinschaft, die ihnen Rat und Zuspruch bot. Im Gegenteil! Es mutet heute wirklich sagenhaft an, wie ratlos und einsichtslos die große Öffentlichkeit diesen ersten Kriegsblinden gegenüber stand. Selbstverständlich traute man ihnen kein nützliches, sinnvolles Weiterleben zu, und es war schon viel, daß man sie generell als Bürsten- oder Korbmacher in irgendeiner Ecke dulden wollte. Gewiß, man hatte viel „Mitleid“ mit diesen Männern, aber im ganzen eben nur, weil man ihr Leben für zerstört und zukunftslos hielt. Dazu kommt, daß man noch vor 35 Jahren ja nur solche Blinde kannte, die von Geburt oder Kindheit an erblindet waren oder durch Krankheit ihr Augenlicht verloren hatten Diese sehr großen Gruppen von Blinden, heute gemeinhin als „Zivilblinde“ oder „Friedensblinde“ bezeichnet, waren in der Tat meist bedauernswerte Gestalten, zu deren Förderung recht wenig geschah, teils weil das maßgebende Bürgertum ein Mißtrauen wegen der sozialen Herkunft und Umwelt dieser Blinden hatte (nicht wenige erblindeten damals ja noch durch die Syphilis ihrer Eltern), teils und vor allem, weil die Blinden ihre berechtigten Ansprüche nicht wirksam vertreten oder gar zu verwirklichen vermochten.

Nach 1914

So nahm das gesamte Blindenwesen einen erfreulichen Aufschwung, sobald die Kriegsblinden sich zu einer Vereinigung zusammenschlossen und mit Energie und Spürsinn eintraten für ein besseres Ansehen und für bessere soziale Rechtsstellung. Im Grunde ist aber die Hauptaufgabe immer aufs neue dieselbe geblieben, bis heute: gegen die unsinnigen Voreingenommenheiten zu kämpfen, die dem Blinden täglich das Leben schwer machen.

Es war im Jahre 1916, als sich ganze 37 Kriegsblinde, die sich zufällig in Lazaretten oder Erholungsheimen kennengelernt hatten, in Berlin zusammenfanden, um den — wie er sich damals nannte — „Bund erblindeter Krieger e. V“ zu gründen. Nach einem Jahr zählte der Bund noch keine 500 Mitglieder, und keiner der Gründer ahnte, daß diese Gemeinschaft einst, wie es dann Ende 1944 der Fall war, rund 10 000 Mitglieder haben sollte. Sehr bald nach dem ersten Weltkrieg umfaßte der Bund der erblindeten Krieger praktisch alle Kriegsblinden Deutschlands, und diese Geschlossenheit der Gemeinschaft verlieh ihr eine erstaunliche Stoßkraft (Und auch heute sind dem Kriegsblindenbund wiederum alle Kriegsblinden angeschlossen.)

Immer nur „Objekt“?

Eine Gefahr für jeden Schwerbeschädigten ist es ja, daß er zum „Objekt“ gestempelt wird — nie ist er der Handelnde oder der Verantwortliche, ob er nun im Lazarett verbunden wird oder ob der Staat

ihm an Rente oder Fürsorge etwas aus staatlichem Ermessen zuteilt. Der Kriegsblindenbund nun erkannte die eigene Verantwortung für die Kameraden, er handelte, er schaltete sich ein, vor allem zunächst in versorgungsrechtlicher Hinsicht. Genau wie nach 1918, so war es auch jetzt das tatkräftige Bestreben der verantwortlichen Führer des Bundes, hinsichtlich der Renten die Interessen ihrer Kameraden zu vertreten. Dazu kam die Einrichtung einer selbständigen Arbeitsfürsorge, vor allem für die kriegsblinden Handwerker. All diese Bemühungen, das Los der Kriegsblinden zu verbessern, setzen für den Erfolg zweierlei voraus: einmal den von echtem Idealismus getragenen, selbstlosen Einsatzwillen der verantwortlichen Kriegsblinden und sodann eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Behörden.

Aber immer neue Aufgaben stellten sich für den Bund von selbst: angefangen bei der Notwendigkeit, für Kriegsblinde eigene Erholungsheime zu schaffen, bis hin zur Siedlungsfürsorge, also der Bemühung, dem Kriegsblinden zu einem Eigenheim zu verhelfen, damit er nach der gerade für ihn so schweren Belastung des Tages Erholung in der Ruhe seines eigenen Anwesens findet. Daneben lief naturgemäß ständig die Einzelbetreuung solcher Kameraden, die mit ihren individuellen Nöten und Sorgen vertrauensvoll zu den örtlichen Instanzen ihrer Schicksalsgemeinschaft kommen. Da waren und sind immer aufs neue berufliche Probleme, Wohnungssorgen, unverschuldete Geldsorgen, kurz, Beratungen in tausenderlei Fragen an der Tagesordnung. All diese für die Kriegsblindenarbeit im Bund tätigen Kameraden arbeiten dabei ehrenamtlich, oft unter kaum noch vertretbarer Aufopferung.

Schwieriger Neuanfang

All diese segensreiche Tätigkeit, die nach dem ersten Weltkrieg so schöne Früchte getragen hatte, von der Mitwirkung am Reichsversorgungsgesetz angefangen bis hin zu der alle Kriegsblinden beglückenden Sicherheit, daß sie in ihrer Gemeinschaft sich geborgen wissen durften, schien 1945 mit dem Zusammenbruch vorbei zu sein. Die Militärregierungen sahen in Verkennung der Sachlage auch im Kriegsblindenbund nichts als eine Vereinigung ehemaliger Kriegsteilnehmer und damit eine politische Gefahr. Daß es aber gerade





Ihm sind von seinen zehn Fingern nur der Daumen und der kleine Finger der linken Hand geblieben, aber bewundernswert sind Energie und Geschick dieses württembergischen Kriegsblinden geblieben. Er fertigt vorzügliche Bürstenwaren an.

die Kriegsblinden sein mußten, die — wie man so sagt — vom Krieg „die Nase voll hatten" war nur in mühsamer Aufklärungsarbeit begreiflich zu machen.

Das Betrübliche dabei war, daß gerade in diesen letzten Nachkriegsjahren sich ja die Probleme in einer Weise vermehrt hatten, daß Behörden allein ihrer unmöglich Herr werden konnten.



1538 Bahnhöfe und ihre Zugverbindungen weiß er auswendig. Eine ganze Anzahl von Kriegsblinden sind Auskunftsbeamte bei der Bundesbahn. In dicken Wälzern haben sie sich das Kursbuch in Punktschrift abgeschrieben. Jeder Fahrplanwechsel kostet sie viele Nächte mühsamer neuer Niederschrift. *Foto: dpa-Bild*

Immerhin, — schon bald nach dem Zusammenbruch fanden sich die Kriegsblinden, die Erfahrung und Verantwortung hatten, zu ersten Besprechungen zusammen. Schon 1946 entstanden die ersten Zusammenschlüsse, einstweilen naturgemäß auf Länderbasis, also in kleinen selbständigen Verbänden. Ein erschreckendes Maß von Not und Kummer spiegelte sich bald in den Akten dieser Organisationen — der zweite Weltkrieg hatte ein schauriges Erbe hinterlassen.

Erblindete Frauen

Man denke allein einmal daran, daß Hunderte von F r a u e n und K i n d e r n jetzt zu den Kriegsblinden zählen Vor allem der Luftkrieg kostete manchen blühenden Menschen, und zwar wahrhaftig unschuldigen Menschen, das Augenlicht Dazu kamen in den ersten Nachkriegsjahren die traurigen Fälle, bei denen vor allem Kinder ihr Augenlicht dadurch verloren, daß sie im Wald auf eine verborgene Mine liefen oder ahnungslos mit irgendwelchem herumliegenden Gerät spielten, das dann plötzlich explodierte und ihnen die Augen zerstörte. Der Kreis der durch den Krieg Erblindeten hatte sich damit in einer Weise erweitert, die nun ohnehin nicht mehr den Verdacht zuließ, daß der Kriegsblindenbund eine Gemeinschaft alter Frontsoldaten sei.

Da las man wohl in der Zeitung einmal etwas davon, daß hier oder da ein Mensch durch den Krieg oder sein chaotisches Erbe das Augenlicht verloren habe; man dachte ein Weilchen mit Bestürzung und Teilnahme daran, a b e r h e u t e — hat man es vergessen. Das war doch 1943 oder 1945! Aber man vergegenwärtige sich, daß all diese Opfer des Krieges ja noch l e b e n, jener Kriegsblinde sowohl, der Anfang August 1914 sein Augenlicht verlor und heute noch mit täglich aufs neue zu sammelnder Kraft sein Dasein meistert, und auch jene Kinder, die man 1944 aus irgendeinem Keller zog, und denen die Augen ausgebrannt waren. Das E r e i g n i s ist vorbei und damit für die Mitwelt meistens abgetan, aber die M e n s c h e n leben und haben ein Recht darauf, ein würdiges Leben zu führen. Daran denken wenige. Da ist nichts wieder aufzubauen wie bei einer Hausruine, da ist auch nichts allmählich zu vergessen wie etwa bei Gräbern, — nein, täglich aufs neue ist dieses Schicksal da und stellt unerbittliche Ansprüche.

Hilfe für jeden

Wo aber fänden die Kriegsblinden für diese ihre Not mehr Verständnis als unter ihren K a m e r a d e n ! Es erwies sich als Notwendigkeit, die Gemeinschaft aller deutschen Kriegsblinden wieder aufzurichten, und zwar gelang das sogleich nach der Gründung der Bundesrepublik. Schon im September 1949 gründete sich in Stuttgart der heutige „B u n d d e r K r i e g s b l i n d e n D e u t s c h l a n d s e. V.", und damit war endlich wieder die Geschlossenheit der Organisation erreicht, die ja für den Kriegsblinden w e i t m e h r a l s e i n „V e r e i n" ist, nämlich das, was die Kriegsblinden immer wieder mit Recht eine „Schicksalsgemeinschaft" nennen.

Schon von 1929 bis 1936 war der Vorsitzende dieser Gemeinschaft der im ersten Weltkrieg erblindete A m t s g e r i c h t s r a t D r. P e t e r P l e i n gewesen. Er wurde jetzt wiederum zum Vorsitzenden gewählt und auf einem Bundestag aller Kriegsblinden im Frühjahr 1950 einstimmig als der gewählte Leiter der Organisation bestätigt Sein Stellvertreter ist R e g i e r u n g s r a t R e i m a r S c h a u d i e n s t (Detmold), ein Erblindeter des zweiten Weltkrieges. Zum Schatzmeister

wurde cand. jur **Leo Kratz** (Köln) gewählt. Verschiedene erfahrene Fachreferenten stehen dem Vorstand als **Sachbearbeiter** zur Seite. Die Hauptaufgabe, die es für Dr. Plein zunächst zu meistern galt, war die Mitarbeit an der Neuregelung der **Rentenversorgung**, eine Aufgabe, die ebenso hohe Sachkenntnis wie Energie verlangte. Erfolgreich vertrat er vor der Bundesregierung und dem Bonner Bundestag die Ansprüche der Kriegsblinden, aber auch einsichtsvoll:

„Wir Kriegsblinden sind nicht so blind, daß wir an der Not unseres Volkes vorbeigehen. Wir haben daher freiwillig auf ein Drittel jener Bezüge **verzichtet**, die uns nach den früheren Gesetzen zustehen würden." Mit dieser Erklärung ist die Einstellung Dr Pleins und des gesamten Kriegsblindenbundes gekennzeichnet: wir treten **nicht** unentwegt als die einsichtslos **Fordernden** vor die Öffentlichkeit oder gar als eine Art lästiger Krakehler, sondern wir wollen uns der Gemeinschaft unseres Volkes auch insofern anschließen, als wir finanzielle Opfer bringen.

Mit der Durchsetzung dieser bescheidenen Rentenforderungen war es jedoch nicht getan. Die Arbeit des Kriegsblindenbundes ist ja von einer **Vielfalt**, von der sich der Außenstehende kaum einen Begriff machen kann.

Irgendein Kriegsblinder fern auf einem Dorfe, der aus verschiedenen Gründen nur als Bürstenmacher tätig sein kann, erfährt zum Beispiel täglich den Segen seiner Organisation, die — übrigens schon nach dem ersten Weltkrieg — „Arbeitsgemeinschaften" für diese Handwerker eingerichtet hat, das heißt, eine kaufmännische Zentrale, die auf die günstigste Weise das Rohmaterial beschafft und dann wiederum den Verkauf der fertigen Waren übernimmt.

Oder denken wir an einen Kriegsblinden, der einen eigenen kleinen Laden eröffnen will. Er braucht Beratung und er braucht ein Darlehen. Der Bund der Kriegsblinden hilft ihm. Ein anderer will bauen oder sich z. B. zu einem anderen Beruf, etwa zu dem des Masseurs umschulen lassen — der Kriegsblindenbund ist für ihn immer zur Stelle.

Besonders wichtig aber ist die **Arbeitsvermittlung**. Da gibt es in irgendeiner Kreisgruppe des Bundes zwei kriegsblinde Telefonisten, die noch ohne Arbeit sind. Nun bemüht sich der dort verantwortliche Vorsitzende, er besucht große Firmen, er schreibt an Behörden, er besorgt Gutachten und Geräte, vielleicht monatelang vergeblich.

Aber eines Tages kann er dem Kameraden die Freudenbotschaft mitteilen: „Du kannst am 15. bei der Stadtverwaltung als Telefonist anfangen."

Auch für 200 Ohnhänder

Dabei gibt es oft Fälle, die schier unlösbar erscheinen: z. B. sind im Bundesgebiet allein rund **200 kriegsblinde Ohnhänder**, also Menschen die außer den Augen auch beide Hände verloren haben.

„Lieber möchte ich tot sein!" — diesen unbedachten, ja, verletzenden Ausruf vieler Leser glaubt man rings zu hören. Aber gerade diese Ohnhänder haben ein Recht auf ein würdiges, trotz allem beglückendes Leben. Und sie meistern dieses Leben auch! Auch sie werden in die verschiedensten Berufe vermittelt, sie sind als Auskunftsbeamte bei großen Behörden tätig, sogar als Telefonisten mit besonders hergerichteten Geräten, aber auch in handwerklichen Sparten, zum Beispiel als Mattenflechter.



Am Globus *(Blindenstudienanstalt Marburg)*

Und auch diese Ohnhänder finden zunehmend zu einem zufriedenen Leben zurück, sobald auch sie einen Weg in die Gemeinschaft aller gefunden haben. Auch sie haben, trotz allem, ihren Humor nicht verloren, auch sie sind durchweg glückliche Familienväter — Menschen wie ihr!

Was ließe sich nicht alles erzählen aus der Arbeit des Kriegsblindenbundes! Und es sind keineswegs alles düstere und betrübliche Dinge, im Gegenteil!

Und welche Berufe?

Wichtig und interessant aber ist noch ein kurzer Hinweis auf die Standardberufe, die dem Kriegsblinden offenstehen, und zwar sind es solche Berufe, in denen der Kriegsblinde trotz seiner Behinderung dem Sehenden ebenbürtig sein kann. Naturgemäß müssen das Berufe sein, die nicht das Sehvermögen zur unabdingbaren Voraussetzung haben, sondern mit dem Kapital zu bewältigen sind, das dem Kriegsblinden geblieben ist: also mit dem Verstand, dem Gehör und dem Tastsinn.

Daß der Kriegsblinde lesen kann, nämlich die abtastbare Punktschrift, und daß er auf Maschinen, die nicht größer als eine Zigarrenkiste sind, diese Schrift auch schreiben kann und sich also Notizen machen kann, sei hier als bekannt vorausgesetzt.

Die Hauptgeschäftsstelle des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands e. V. befindet sich in Bonn, Schumannstraße 35.

Vier Hauptberufe lassen sich in erster Linie nennen: einmal die Büroberufe, also den des Stenotypisten und des Maschinenschreibers (an anderer Stelle läßt sich mehr darüber nachlesen). Diese Berufe erfordern besonders viel Konzentration und Können, aber befriedigen den Kameraden gerade deswegen. Häufig steigen solche Kameraden dann zu selbständigeren Stellen auf, sei es zum Beamten, sei es zum selbständigen Korrespondenten.

Als besonders glücklich hat sich in zunehmendem Maße der Beruf des Telefonisten erwiesen, weil hier der Kriegsblinde, ohne jede Kontrolle und völlig selbständig, erfahrungsgemäß mehr leistet als der Durchschnitt der Sehenden.

Ganz auf das Tastgefühl (und auf das Auffassungsvermögen) eingestellt ist der Beruf des Masseurs, ob der Kamerad nun selbständig tätig ist oder in einem großen Krankenhaus. Auch hier übertreffen die Leistungen oft die der Sehenden, weil der Blinde ja viel feinfühliger spürt, was unter der Haut des Patienten verborgen liegt.

Und als Handwerkerberuf steht für rund 2400 Kriegsblinde der Bundesrepublik der des Bürstenmachers an der Spitze, und es sei hier eingeschaltet, daß dieser Beruf seit Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, vor allem Absatzschwierigkeiten. Die Konkurrenz der Fabriken macht ihnen viel zu schaffen, und wenn man bedenkt, daß die in der „Deutschen Blindenarbeit“ zusammengefaßten Bürstenmacher, also kriegs- und zivilblinde zusammen, fast die Zahl 7 000 erreichen, wird die Not verständlich. Hier aber kann jeder Einzelne unter den Sehenden helfen: kauft euren Bedarf an Bürsten und Besen bei einer Kriegsblindenarbeitsgemeinschaft oder achtet auf den jedem Stück aufgeprägten Stempel „Deutsche Blindenarbeit“.

Die sorgenschwerste Zahl für den Bund der Kriegsblinden ist aber die der Arbeitslosen. Es sind ungefähr 1200 Kriegsblinde, die ihre Umschulung hinter sich haben und die noch ein unerfülltes Leben des Grübelns und der Leere führen. Für diese Kameraden eine Bresche zu schlagen, soll eine Hauptaufgabe dieses Jahrbuches sein.

Der zugesteckte Zettel

Als der Bundesfinanzminister einmal auf einer großen Sitzung zu den Problemen des Vermögensverlustes durch den Krieg sprach, wurde ihm während seiner Rede ein Zettel zugereicht. Auf dem Zettel stand: „Lieber Haus und Vermögen verlieren als das Augenlicht“. Nun, Tausende von Menschen haben beides verloren, und doch stehen sie nicht da und jammern, sie stellen auch keine „Ersatzforderungen“, denn wer könnte die „edle Himmelsgabe“, wie Schiller sagt, das Augenlicht, auch nur annähernd ersetzen! Aber der Kriegsblinde bittet um die Anerkennung seiner inneren und äußeren Rechte, er bittet um die Anerkennung der Tatsache, daß er im Auftrag und Dienst der Gemeinschaft und an eurer Stelle sein Schicksal erlitten hat, vom Staate einberufen, und daß deshalb alles, was für den Kriegsblinden geschieht, keine wohlwollenden Liebestaten sind, sondern das Abtragen einer Schuld, vor allem seitens des Staates, gegen den wir einen klaren Rechtsanspruch haben. Wir bedauern es, daß in Ostdeutschland der Staat diesen Rechtsanspruch kurzweg leugnet, und wir erkennen mit Dankbarkeit an, daß man seitens der Bundesregierung diese Ansprüche der Kriegsblinden in hohem Maße gewürdigt und berücksichtigt hat. Schwer wird

das Schicksal eines Kriegsblinden immer bleiben, auch in sozialer Hinsicht.

Ehrt diese Frauen!

Ein Schlußwort gelte hier aber dem Dank an die Frauen der Kriegsblinden Ob sie schon vor der Erblindung mit dem Kameraden verheiratet waren oder ob sie ihn erst später kennengelernt haben — das Schicksal hat an sie keinen leichten Anspruch gestellt. Diese Frauen sind es, die dem Kriegsblinden über manche unabwendbare immer einmal wiederkehrende Depression hinweghelfen, die ihm zur Seite stehen und ihm wieder ihr Augenlicht geben, ob als Begleiterin zur Arbeit, als Mitarbeiterin, als Vorleserin. Sie haben eine Pflegetätigkeit übernommen, die zu erfüllen oder zu veranlassen eigentlich Sache des Staates wäre.

Diese Kriegsblindenfrauen, von denen oft soviel Tapferkeit und Geduld verlangt wird und die als wahrhaft treue, mitleidende Gefährtin das Los ihres Mannes teilen, sie verdienen eine Ehrung, die nicht in allgemeinen Redensarten bestehen sollte, sondern in steter dankbarer Hochachtung aller, die ihr begegnen.

Und nun — legen Sie bitte dieses Buch nicht weg! Lesen Sie, was wir Ihnen zu sagen haben, und lassen Sie sich einführen in die Welt der Kriegsblinden, keine unheimliche, schreckliche Welt, sondern eine Welt voller Leben und Tätigkeit, die neben viel Sorge und Not auch viel Freude und Erfüllung in sich birgt.

Friedr. Wilh. Hymmen



„Fohlen"

Holzstich von Herbert Viseneber

Bekenntnisse von Kriegsblinden:

Froh im Schicksal

Als ich einmal während des ersten Weltkrieges auf Urlaub fuhr, hatte ich ein mich damals mächtig ergreifendes Erlebnis. Im gleichen Eisenbahnwagen reisten vier Kriegsblinde. Ich stand auf dem Gang. Von den Kriegsblinden wußte ich nichts. Da trat ein junger Mensch auf den Gang hinaus, mit geschlossenen, eingefallenen Augenlidern, den Kopf leicht zurückgeneigt. Vorsichtig tastete er sich an der Wand entlang, sein bleiches Gesicht schien leer, duldend, irgendwie abwesend. Uns allen war es, als ob man den Sarg durch unsere Reihen trüge. ‹Ein solches Schicksal! An dergleichen hatte ich noch nie gedacht. Und jetzt schrie es mich an.

Kaum sieben Monate später, da war ich selbst blind. Ich hatte gar keine Zeit, mich mit diesem neuen Zustand auseinanderzusetzen, denn ich kam in französische Gefangenschaft. Vielleicht ist der Umstand, daß ich wegen der lastenden Eindrücke der Gefangenschaft erst nach und nach zum Bewußtsein meiner Blindheit kam, für mich segensreich gewesen. Wenn ich auch von meinen Kameraden menschliche Herzlichkeit in beglückendem Maße genoß, — sie waren ja alle so schwer verwundet, daß sie sich selbst häufig kaum bewegen, geschweige denn mir durch Handreichungen helfen konnten. Ein jeglicher von uns war daher ganz auf sich gestellt und mußte mit sich selbst zurechtkommen.

Eines Tages hatten wir untereinander eine Aussprache. Ein jüngerer Thüringer hatte sie ausgelöst. Er haderte mit seinem Schicksal. Leidenschaftlich fragte er, warum gerade ihm beide Beine amputiert werden mußten. So eine Ungerechtigkeit, gerade ihm!

Dieser Frage, „warum mir!", habe ich es zu verdanken, daß ich bis zum heutigen Tage das größte Geschenk Gottes, die Kraft, froh zu sein, nicht verloren habe. Ich war jung, jünger als die meisten anderen, eben zwanzig Jahre alt. Ich merkte aber bald, nachdem ich meine Meinung zu sagen begonnen hatte, daß man auf meine Worte achtete. Wahrscheinlich deshalb, weil ich damit aussprach, was viele irgendwie unbestimmt fühlten. Es ist doch gewiß, sagte ich, daß bei einer bestimmten Anzahl von Waffen, die auf ein Ziel von bestimmter Größe und Entfernung gerichtet sind, eine ebenso bestimmte Zahl von Geschossen und Splittern dieses Ziel treffen wird. Es ist ein eisernes Gesetz, daß einer bestimmten Anzahl von Menschen, die das Ziel darstellen, die Geschosse in den Kopf, die Brust, den Bauch, die Beine, die Arme und in die Augen schlagen werden. Es muß also eine bestimmte Zahl die Arme, Beine, das Leben und das Augenlicht verlieren. Und wenn ich mich nun dagegen auflehne, frage ich, warum gerade ich!, dann heißt das, wenn man bis zu Ende denkt: Warum nicht der andere? Und sagt mir, wer wohl von uns hätte den Mut, einen a n d e r e n für sich blind sein zu lassen, einen anderen an seiner Stelle auf Krücken humpeln zu sehen?

Außerdem, — was mich trifft, ist mir beschieden, damit ich mich in diesem meinem Schicksal bewähre. Seine gesunden Glieder zu verlieren, seiner Sinne nicht mehr mächtig zu sein, das ist gewiß weder angenehm noch schön. Aber traurig sein darüber, sich selbst bedauern, bejammern und bemitleiden? Nein! Erstens, ändern können wir damit bestimmt nichts. Zweitens werden wir durch Traurigkeit und Wehleidigkeit den anderen zur Last. Wir werden schwach in unserem Glauben an das Schöne im Leben und untauglich zur Bejahung, die die Voraussetzungen sind für jeden Aufbau in der Zukunft. Froh dem Schicksal entgegensehen und in ihm die Möglichkeiten nutzen, des Lebens Schönheit doch noch zu empfinden und das Erhabene zu fühlen! Ja, die Nachdenklicheren unter den Kriegsblinden fassen es im Grunde als eine Auszeichnung auf, daß gerade ihnen das Schicksal eine so hohe und schwere Aufgabe gestellt hat.

Nicht soll gesagt werden: „Ach, das Blindsein macht nichts!" Nein, im Gegenteil, es macht sehr viel. Aber dennoch froh sein, ungeachtet dessen Freude am Leben haben, das ist es, was uns Kraft gibt. Und das zu tun, was uns Kraft gibt, ist — Vernunft.

Was ich sagte, ist keine Theorie. Wer sich selbst bedauert, wer gerecht zu sein und daher nicht auf andere abzuwälzen versucht, was ihm das Schicksal auferlegte, wer fröhlich ist, obwohl er sich seines Verlustes voll bewußt ist, meistert das Leben. Wer es nicht meistert, ist selbst daran schuld, — denn auch ihm reicht Gott die Kraft der Fröhlichkeit hin. Er hat sie aber nicht angenommen. Dr. H. Thelen

Trotzdem!

Der Tageslauf eines Kriegsblinden

Was ist denn los? Wo bin ich denn eigentlich? Ein Triebwagen fährt an mir vorbei und hält kurz darauf. Leute steigen aus und ein. Ich sehe nach oben und erkenne den charakteristischen Rundbogen einer Bahnhofshalle Da fällt mir ein: Du bist doch blind, du kannst ja gar nicht sehen. Aber ich habe doch die Leute und den Rundbogen klar erkannt. Das wäre ganz phantastisch, wenn ich wieder sehen könnte! Ob es wohl auch mit dem Lesen geht.. Richtig, da steht ganz deutlich: Bahnsteig 3. Ich bin selig. Plötzlich kommen zwei große Puffer eines Eisenbahnwagens direkt auf mich zu. Auf dem linken Puffer sitzt ein Mann und fuchtelt wild mit den Armen in der Luft herum ...

Da rasselt der Wecker und mein Sehtraum ist zu Ende. Um mich her breitet sich das Nichts, das Grau in Grau. Ich kann die Zahl der Träume nicht mehr zählen, in denen ich wieder sehen konnte, obwohl ich wußte, daß ich nicht mehr sehen kann. Die Psychoanalytiker behaupten, daß im Traum die geheimsten Wünsche in Erfüllung gehen. Wenn sie nur erreichen würden, daß mein Traum zur Wirklichkeit und meine Wirklichkeit zum Traume wird! Mit diesen wehmütigen Gedanken verlasse ich das warme Bett. Ein paar Freiübungen bringen das Blut wieder in Bewegung. Dann geht es zum Waschen und Rasieren ins Badezimmer. „Selbst rasieren werden Sie sich nicht mehr können", hatte ein Sani zu mir gesagt, der mich nach der schweren Gehirnoperation vor sieben Jahren im Lazarett rasiert hatte Aber schon kurze Zeit danach mußte ich es nolens volens mit dem Rasieren wieder selbst versuchen, es blieb mir ja nichts anderes übrig. Und siehe da, es war gar nicht so schwer. Die Hand muß eben nachtasten. Die Rasur wird also durchgeführt und auch sonst der äußere Mensch in Ordnung gebracht. Zurück ins Schlafzimmer Das Zurechtfinden in der Wohnung macht kaum Schwierigkeiten, da ich mich hier gut auskenne. Die Kleider hängen über der Stuhllehne Einigen Zeitverlust kann es nur geben, wenn sich etwa ein Socken oder die Krawatte selbständig gemacht haben und auf den Boden gefallen oder in ein anderes Kleidungsstück hineingeraten sind Die Schuhe werden vor dem Anziehen genau abgetastet; einmal hatte ich das Pech, mit einem schwarzen und einem braunen Schuh daherzukommen. Das darf nicht wieder passieren. Das Frühstück bekomme ich bei meiner Mutter, die es übernommen hat, für das leibliche Wohl ihres blinden verwitweten Sohnes zu sorgen. Die Kirchturmuhr schlägt, ich muß machen, daß ich fortkomme Mantel anziehen, Hut aufsetzen, Stock ergreifen, das klappt in wenigen Augenblicken, weil alles am gewohnten Platz ist. Dann geht es die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Der Gehweg ist mir vertraut. Trotzdem lasse ich den Stock am Randstein spielen, um die Richtung zu halten. Nach etwa hundert Metern biegt der Randstein nach rechts ab. Jetzt heißt es aufpassen. Der Stock schwingt nach vorn aus und stößt auf das Schutzgitter eines Kindergartens. Weiter! Au, das war mein Schienbein! Glücklicherweise habe ich den Mülleimer nicht umgestoßen, auf den ich aufgelaufen bin. Der kleine Zusammenstoß geschieht mir ganz recht. Ich hätte an den Mülleimer-



Sein Beruf ist, Radio zu hören. Der Nordwestdeutsche Rundfunk hat mehrere Kriegsblinde eingestellt, die in der Abteilung „Senderüberwachung" arbeiten. Blinde hören besonders aufmerksam und ausdauernd

tag denken und mich, wie beim Schutzgitter, mit dem Stock sichern müssen, Sobald es nicht mehr bergan geht, bleibe ich stehen und horche auf die Geräuschkulisse. Ein feiner summender Ton läßt einen Pkw. erkennen. Er summt vorüber. Ein schweres Geräusch von der anderen Seite her verrät einen Lastwagen. Jedes Fahrzeug hat seinen besonderen Ton, und diese Töne sind mir eine große Hilfe beim Überqueren der Straße. Als es wieder ruhig wird, packe ich den Übergang. Gleich darauf fährt die Straßenbahn mit ihrem gewohnten Bimmeln an mir vorbei zu ihrer Endstation, an der ich einsteigen muß. „Darf ich Sie führen?“ Mit Hilfe des Armes, der zu dem unbekannten Sprecher gehört, steige ich ein und setze mich an meinen Stammplatz, den ersten Platz rechts von der Tür. Die Fahrt beginnt. Um mich her werden Stimmen laut. Links von mir ertönt jeden Morgen das gemütliche Organ eines alten Herrn, der auch regelmäßig mit derselben Bahn fährt. An der fünften Station muß ich aussteigen. „Guten Morgen, Herr W.“ Eine Hand drückt die meine. Es ist die freundliche Begrüßung durch die Vorleserin, welche mich jeden Morgen zu meinem Arbeitsplatz bei einer Versicherung führt. Sie fragt mich, ob es mir am Sonntag im Theater gefallen hat. „Ja, sehr, Die Aufführung im Schauspielhaus hat mir wirklich imponiert.“ Während wir sprechen, wird der Lärm vor uns immer stärker und zeigt die nahe Hauptstraße an. Bei dem fließenden Verkehr sind die typischen Geräusche der einzelnen Fahrzeuge nicht mehr auseinander zu halten. Da ich trotz allem noch keine Selbstmordabsichten habe, mache ich nie den Versuch, eine Hauptstraße allein zu überqueren. Pünktlich gelange ich ins Büro. Im gesamten Gebäude finde ich mich selbständig zurecht.

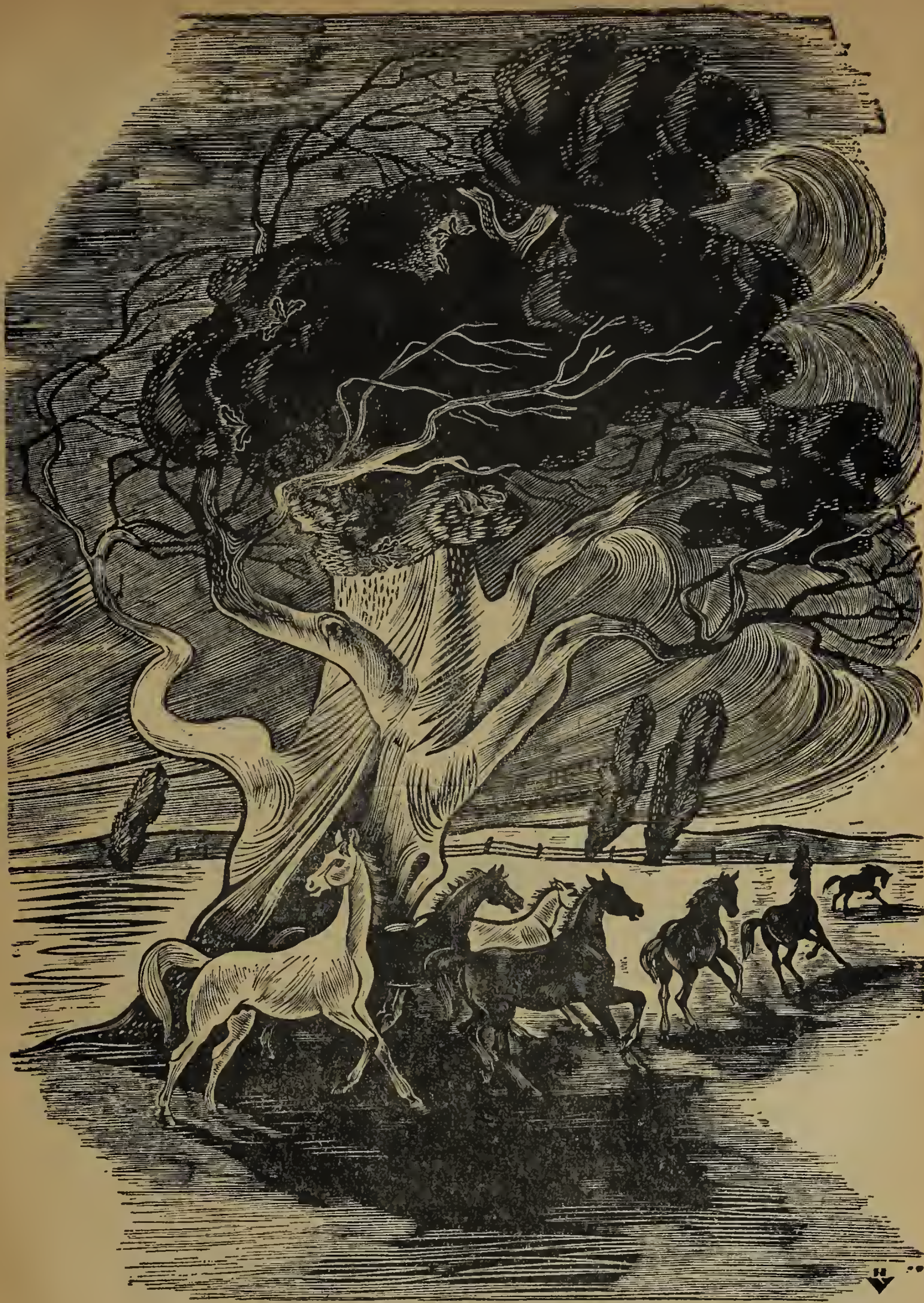
Ich arbeite mit der Vorleserin zusammen in einem besonderen Raum. Zunächst lasse ich mir die Neueingänge vorlesen. Bei den Unfallmeldungen gibt die Rubrik „Personalien“ ein deutliches Spiegelbild der Menschenschicksale aus den ersten Nachkriegsjahren. Täglich höre ich das monotone: „Vater vermißt.“ Unter den heute gemeldeten Schülerunfällen hat mich einer besonders nachdenklich gestimmt: „Horst N., geboren 1939 in Königsberg, Eltern geschieden, Vater vermißt, die Mutter wohnt in Schleswig-Holstein. Der Schüler wird bei der Großmutter in der Nähe von Stuttgart erzogen.“ Obwohl auch Unfälle mit Todesfolge gemeldet werden, so sind doch meist die persönlichen Verhältnisse erschütternder als die Unfälle selbst. — Nach dem Vorlesen diktiere ich ins Stenogramm — Leichte Schritte schweben vorüber. Die Damen aus den anderen Räumen flattern durch den meinen. Nach etwa zwei Stunden wird die tiefe Stimme des Chefs vernehmbar. Er bringt weitere Arbeit und bespricht einige Fragen mit mir. Sobald meine Entwürfe in die Schreibmaschine übertragen sind, werden sie nochmals vorgelesen. Sind viele Durchschläge nötig, so schreibe ich gleichzeitig mit der Vorleserin, die den Text laut spricht, auf einer zweiten Maschine. Der Vormittag fliegt vorüber. Durch Tasten mit dem Zeigefinger auf meiner Blindenuhr wird die Zeit festgestellt: Es ist Mittag. Nach kurzer Essenspause geht die Arbeit weiter, bis das Tagespensum erledigt ist.

Der Rückweg läßt die Erlebnisreihe des Hinwegs in umgekehrter Reihenfolge abrollen. In der Nähe meiner Wohnung klopft der Stock den Gartenzaun ab, bis der metallische Widerhall der Briefkästen das Gartentörchen erkennen läßt, So bin ich mal wieder daheim. Auf der Haustreppe dringen Gesprächsfetzen aus einer Unterhaltung an mein Ohr. Eine begeisterte Frauenstimme ruft: „Wie herrlich die Blütenzweige im Gold der Abendsonne leuchten!“ Blütenzweige... Mir klatschen sie nur ins Gesicht... Und was soll schon eine goldene Abendsonne in meinem grauen Dasein?... Schmerzlich bewegt lasse ich mich in den Sessel fallen und denke nach. Dann wird das geistige Auge angerufen, dieses Auge, das ich mir ohne ärztliche Hilfe mit den vier gesunden Sinnen und der Erinnerung an frühere sehende Zeiten selbst geschaffen habe. Schon nach wenigen Minuten schiebt sich ein kleiner Gedanke an mich heran und flüstert mir zu: „Auch du hast heute den herrlichen Duft des blühenden Frühlings genießen dürfen und bist tief atmend vor einem Garten stehengeblieben. Form und Farbe der Blüten, das Licht der Sonne, all das kennst du noch ganz genau. Willst du nicht jetzt die Blüten deinem Kinde beschreiben?“ Hm... Das könnte ich mal versuchen. Ich rufe den Jungen, lasse mich von ihm an das Fenster führen, wo die wärmenden Strahlen der Sonne auch mich wohlig berühren, und erzähle von den weißen Birnenblüten, den rosa Apfelblüten und den zierlichen kleinen Blüten des Kirschbaums. Die freudige Anteilnahme des Kindes hebt auch meine seelischen Kräfte. Es wird mir klar, daß das gleißende Gold der Abendsonne zwar für Sehende ganz reizvoll sein mag, aber im Grunde doch nur eine Äußerlichkeit ist, von der mein inneres Glück nicht abhängt.

Später ziehe ich mich an meinen Schreibtisch zurück. Das Brennen der Abendsonne

---

„Pferde im Gewitter“
Holzstich von Herbert Viseneber



wird schwächer, schwächer und schließlich nicht mehr fühlbar. „Jetzt ist sie für die Sehenden auch weg", stelle ich mit einer etwas schmerzlichen Befriedigung fest. Meine Fingerspitzen gleiten über die Punkte der „Marburger Umschau", einer Blindenzeitschrift, die jeden Monat neue interessante Aufsätze aus allen Wissensgebieten bringt. Das Lesen der Punktschrift habe ich zusammen mit dem Maschinenschreiben im Blindenschulheim erlernt. Es geht langsamer als das frühere Lesen mit den Augen, aber immerhin, es geht. So vertiefe ich mich jetzt in einen Artikel des früheren Chefdolmetschers Schmidt über eine Sitzung im Haag zu Anfang der zwanziger Jahre. Selbständig lesen zu können, das ist für den Blinden mehr als ein Zeitvertreib, — es ist der entscheidende Akt selbstbewußter, geistiger Unabhängigkeit. Viel ist mir trotz allem geblieben.

Nach dem Abendessen läutet mein Kamerad F. an der Haustür. Er will mich in ein Konzert mitnehmen, welches von einem Rundfunkorchester im Kinosaal veranstaltet wird. Da ich an den Begleiterscheinungen meines leiblichen Aufquellens in letzter Zeit sehr zu leiden hatte, bin ich schon um der Bewegung willen gern bereit, mitzugehen. Kamerad F. ist auch ein armer Teufel; er kam nur mit einem Bein aus Rußland zurück... So wandern also der Blinde und der Lahme selbander zum Kino. Kaum haben wir uns auf der Galerie placiert, da schwingen auch bereits die ersten Töne herauf: ein Walzer „Schön ist die Welt" — Schön ist die Welt? Auch für mich? Und wieder schiebt sich der kleine Gedanke von vorhin an mich heran, fragt: „Welcher Unterschied besteht jetzt eigentlich zwischen dir und den anderen Zuhörern? Die Sehenden erblicken einen Dirigenten, der seinen Taktstock in der Luft herumschwingt, und eine Anzahl Musiker, die ihre Instrumente bearbeiten. Nur das Gehör vermittelt die Schönheit der Melodien. Und hier willst du dich noch benachteiligt fühlen?" Es folgt die Ouvertüre zu Mozarts Zauberflöte. Die reizvollen Melodieperioden schlagen mich völlig in ihren Bann. Das geistige Auge triumphiert. Ich fühle auf einmal, wie ich die Heiterkeit und Beschwingtheit der Klänge vor mir aufsteigen sehe. Mein Traum geht in Erfüllung; ich kann wieder sehen, anders zwar, als ich es gedacht, aber viel beglückender und beschwingter. Eines wird mir klar: Auch für mich gilt die Melodie: Schön ist die Welt!

Kurt Wintterlin

Ein Anruf

Von Walter Bauer

Als ich heute aus der Stadt zurückkam, habe ich unter meinen Sachen eine Postkarte herausgesucht, auf der ein kleines Teilstück der Erschaffung Adams von Michelangelo abgebildet ist. Dieses Stück ist das Herz des Ganzen. Es sind zwei Hände — die Hand des schlafbefangenen, auf der frischen, neuen Erde ruhenden Adam und die Hand Gottvaters, der in ungeheurem Flug durch den Raum heranbraust. Seine Hand ist wie ein Pfeil ausgestreckt. Beinahe berührt der vorwärts sausende Zeigefinger die träg emporgehobene Hand des ersten Menschen. Beinahe — es bedarf der Berührung nicht. Ein unerhörter Augenblick geschieht: Der Mensch wird zum Menschen erhoben. Der Geist strömt aus der Hand des Schöpfers in die irdische Hand über Der Geist durchflammt den Lehm Fortan wird der Mensch sein.

Ich habe die Karte angesehen, und ich weiß, weshalb Ich empfing heute etwas wie einen Anruf, und er erfüllt mich. Es bedurfte eines Menschen, um ihn mir hörbar zu machen

Ich war müde, müde von allem, was die Tage jetzt bis zu ihrem Rande füllt; müde der Ungewißheiten, mit denen die Tage immer wieder anfangen und enden; erschöpft von allem. Es war einer der Augenblicke, in denen wir plötzlich wieder die Trümmer um uns sehen, und wir erkennen die Unmöglichkeit, daß sie je wieder schwinden. Gegen Mittag setzte ich mich auf die Steine zu Füßen eines Denkmals. Die Häuser ringsum waren zerstört worden, allein das Denkmal war unversehrt geblieben. Ein König vergangener, friedvoll scheinender Zeit hielt noch immer den Lorbeerkranz in der Hand; der feurige Sturm jener Nacht hatte ihm den Kranz nicht fortgerissen. Ich saß auf den Steinen und war müde. Ich fühlte, das Leben floß aus mir heraus, und ich hielt es nicht Ich sah die Menschen, ohne sie zu bemerken; wie Schatten gingen sie durch meinen Blick Ich sah auch ihn so. Langsam ging er an mir vorüber, und ich sah, daß er beide Arme verloren hatte. Ich habe ihn so angesehen; aber ich habe dabei nichts gedacht Er war jung, er hatte seine Arme im Krieg verloren; eine Granate hatte sie ihm weggerissen. Er lebte noch, und er ging an mir vorbei, langsam

erst, dann ging er schneller, und das war es auch, weshalb ich ihm nachsah. Er schritt einem schönen Ziel entgegen.

Ein junges Mädchen kam über den Platz und ich sah, daß sie ihn meinte. Ein Lächeln erschien in ihrem Gesicht, es war schöner als die Morgenröte, und als sie bei ihm stand, umarmte sie ihn, und seine Arme hingen herab.

Ich habe etwas gesehen. Seine leeren Ärmel bewegten sich nicht. Aber ich sah, daß seine Arme sich erhoben, um die Zärtlichkeit zu erwidern. Ich möchte sagen: die Erinnerung seiner Arme erhob sich. Der Geist seiner Hände erhob sich, geweckt durch die Liebe, die sich ihm öffnete, und einen Augenblick lang standen sie auf dem toten, von Trümmern umringten Platz, in dieser Umarmung, die sie von aller Welt trennte und miteinander vereinigte.

In diesem Augenblick habe ich wieder gewußt, was ich im Gefängnis der Anstrengungen dieser Tage seit langem vergessen hate, was mir entschwunden war: ich hatte meine Hände noch. Ich hatte sie zurückgebracht. Und ich sah auf meine Hände herab. Sie schienen mir als mein wundervolles Besitztum, als etwas, woraus



Pembrandt: „Der blinde Tobias"

unerschöpflich Reichtum, Freude, Kraft fließen konnte; als ein Schatz, dessen ich nicht mehr geachtet hatte. Ich konnte mit ihnen alles tun, was jener junge Mensch nur noch mit dem Geist seiner Hände tun konnte. Ich konnte mit ihnen arbeiten. Ich konnte Zärtlichkeiten verschenken; verschwenderisch konnte ich mit dem sein, was sie gaben, denn die Gabe der Hände erneuert sich immer wieder. Das ganze Leben lag in ihnen, Friede, Freundschaft, Würde — die ganze menschliche Zukunft — oder ihr Ende. Ich will mich für die Zukunft, eine menschliche Zukunft entscheiden Für den Frieden, dessen Keim in meinen Händen liegt wie in den Händen eines jeden. Ich will mich nicht schämen müssen vor schwerer Getroffenen.

Das war es, was meine Müdigkeit auflöste. Das war es, was mich aufstehen ließ, in einer Freude, deren Licht mich durch und durch erhellte. Ich war noch da. Ich war wiedergekommen, mit zwei ganzen Händen, die den Nachweis zu führen hatten, daß die Schöpfung noch da war. Ich, auch ich war Schöpfung. Du Narr, sagte ich zu mir. können die Trümmer denn bedeuten, daß das Leben zu Ende ist? Daß es seinen Wert verlor? Der Friede, um den die Welt verzweifelter ringt als um den Sieg im Kriege — liegt er nicht auch in deinen Händen: wenn der Geist sie bewegt?

Ich bin nach Hause gekommen, und meine Hand ist zärtlich über dein Haar gefahren, sie hat dein Gesicht berührt. Ich suchte die Karte mit den zwei Händen, die Michelangelo malte, heraus, und ich begriff, daß der Geist, der die Hand Adams durchflammte, um seine Seele zu erfüllen, um sie zur Hand des Menschen zu machen, auch mich meinte: daß er auch mich, wie einen jeden von uns, zu seinem Träger erwählte.

Kriegsblinder Meisterturner

Da konnte man im Juli 1950 in einer Offenbacher Zeitung lesen, und zwar in einem Bericht über die Meisterschaftskämpfe für Geräteturner des Kreises Dieburg: „Im Nennkampf (Oberstufe) belegte der Kriegsblinde Bernhard Groh den zweiten Platz“. Die Berichterstatter nennen seine Leistungen „beachtlich“, ja „vorbildlich“, ohne dabei auch nur im geringsten etwa eine wohlwollende, nachsichtigere Wertung anzuwenden. Sie wissen auch, daß Bernhard Groh schon vor dem Kriege, also als Sehender, ein angesehener Turner war, der nicht nur bei Kreistreffen, sondern auch bei großen Turnfesten oft den Sieg davontrug.

Als Fünfzehnjähriger begann er zu turnen, und noch jetzt, als 45jähriger, ist er mit Begeisterung dabei. Schon in der Jugend- und Unterstufe errang er mit Ehrgeiz und festem Willen gute Erfolge, er belegte in Kreis und Bezirk mehrmals den ersten Platz. Mit zwanzig Jahren war Bernhard reif für die Oberstufe, und auch hier setzte er sich mit Energie und Können rasch an die Spitze, wurde mehrmals Turn-




Der 45jährige Kriegsblinde Bernhard Groh, ein bekannter hessischer Meisterturner, bei einer Übung am Barren — ein Vorbild nicht allein für die Turnerjugend, sondern für jeden Menschen, der ein schweres Schicksal zu meistern hat



Selbst Wechselgriffe am Reck machen dem hervorragenden Turner Groh keine Schwierigkeit. *Fotos: Offenbach-Post (2)*

festsieger für das Gebiet Offenbach-Darmstadt-Odenwald und galt als bester Turner seines Kreises Der KSV Urberach konnte auf sein Mitglied stolz sein.

Aber wiegen diese Erfolge nicht gering gegenüber der geradezu unwahrscheinlichen Leistung, die der 45jährige Kriegsblinde jetzt vollbringt?

1940 wurde er zur Wehrmacht einberufen. Im Oktober 1944 verlor er an der Ostfront durch Granatsplitter sein Augenlicht. Bernhard Groh schreibt uns dazu:

„Ende Dezember 1944 kam ich nach Hause Bittere Tage und Wochen mußte ich durchmachen, bis ich das schwere Schicksal ertragen konnte Nun fing für mich ein neues Leben an, und dazu gehörte viel Wille und Mut. Auch ohne Sport wollte ich nicht sein Im Jahre 1947 machte ich den ersten Versuch am Gerät, und ich stellte fest, daß ich noch turnen konnte, auch als Erblindeter Mit viel Übung und vielem Mut brachte ich es soweit, daß ich mich mit jedem Sehenden messen konnte Bei Mannschaftskämpfen oder Turnfesten im Bezirk und Kreis belegte ich mehrmals den ersten oder den zweiten Platz. Auch bei dem Turnfest in Kassel wurde ich in der Altersklasse A dritter Sieger. Immer wieder habe ich den Beweis erbracht, daß auch ein Blinder noch Sport treiben kann."

Was hinter diesen bescheidenen Worten an Entschlußkraft und Energie steckt, läßt sich für einen Sehenden kaum ermessen. Die Kriegsblinden sind jedenfalls mit Recht stolz auf diesen Kameraden und mancher eifert ihm nach, — und wenn er mit seinen Leistungen auch unbekannt bleibt, so gelte an dieser Stelle doch jedem Kriegsblinden, der mit gleicher Energie Sport treibt, ein Wort unserer Hochachtung. Das Beispiel Bernhard Grohs ist zwar im Erfolg ein Einzelfall, nicht aber in der Bemühung.



Der Kriegsblinde Bernhard Groh aus Urberach wird bei einem Sportfest von einem Turnkameraden an das Gerät geführt

Paul Alverdes

Die Geleitsbriefe

Eine Anekdote

Johnny Arkwright, zu deutsch also Hänschen Archenmacher, aus Cheltenham in England, war eben neunzehn Jahre alt, als wir uns kennenlernten. Wir haben uns hernach angefreundet miteinander, wie das wohl nur selten ausbleiben mag, wenn man ungefähr das gleiche Alter hat und eine lange Zeit, ein Jahr lang oder auch länger, in der gleichen Stube hausen muß. Sein Bett stand in der Ecke bei der Türe, quer zu dem meinen, und er vermochte sein immer freundliches Jungengesicht zu längerer Zwiesprache über seiner Fußwand erscheinen zu lassen, ohne daß er gänzlich unter seinen Decken hervorkriechen mußte. Er tat es jeden Morgen, wenn er nicht gerade wieder einmal auf ärztliches Gebot still zu liegen hatte, und immer erinnerte mich das Auftauchen seines runden Hauptes zwischen den Fingern, die sich um die Bettkante schlossen, an ein Bild in einem Kinderbuch von mir, wo das pausbäckige Angesicht des Morgenwindes, von langen gelben Haaren umflattert, über dem Fußbrett erscheint, um das faule Kind aus dem Schlafe zu wecken.

Es standen noch mehr Betten in jener Lazarett-Stube, und auch mit ihren Insassen schloß Johnny in der Folge gute Kameradschaft, wenn sie auch alle bedeutend älter waren als wir beide Der älteste, ein gewisser Timme, Gefreiter in einem pommerschen Grenadier-Regiment, zählte sogar volle fünfundzwanzig Jahre. Darum war er ein alter Mann für uns, und wir begegneten ihm mit Hochachtung. Des weitern wohnte dort noch der kriegsfreiwillige Kanonier Arnold, ein schmaler Junge aus dem Thüringischen, der sich seines verlorenen Armes wegen im stillen sehr härmte, wenn er auch lustig bis zur Ausgelassenheit sein konnte, und der Jäger Tobler aus dem Allgäu, dessen zerschossene Kinnlade so lange nicht heilen wollte. Sie nannten Johnny übrigens zuweilen Mister Argweich, da sie mit seinem Vatersnamen nicht zurechtkommen konnten, und der Jäger Tobler, der gerne lachte, hielt sogar noch einen anderen Namen für ihn bereit, aber Johnny war weder arg, noch war er weich, sondern er war sogar auf eine grundbrave und wackere Art zu seiner Bekanntschaft mit so vielen Deutschen gekommen.

Eines späten Nachmittags nämlich, es war im Herbst des Jahres 1916, machte das Bataillon königlich englischer Füsiliere, welchem er als Freiwilliger angehörte, einen Angriff auf die Gräben des sächsischen Regimentes ihnen gegenüber. Vermutlich war es ein tapferer Angriff, wenngleich es, von dem Graben der sächsischen Gardeschützen aus gesehen, ein erstaunlicher Anblick gewesen sein muß, als die königlich englischen Füsiliere hochbepackt und fast wankend unter der Last von allem möglichen Behelfsgerät, als überlangen Drahtscheren und zusammenlegbaren Schnellbrücken und Mannstragen und dergleichen mehr, gehorsam und aufrecht dahergestiefelt kamen Es ist dann auch nicht gut gegangen mit jenem Angriff, und Johnny Arkwright blieb als einer der wenigen Überlebenden mit einem fingerlangen Handgranatensplitter vorn im Halse und einigen anderen in den Schultern und dem Brustfleisch mitten in dem zerschossenen Drahthindernis vor dem sächsischen Graben liegen Er lag stille da und rührte sich nicht und betete zu Gott um ein baldiges Ende, denn es war ihnen gesagt worden, daß die Sachsen alle ihre Gefangenen ohne Verzug auf das grausamste massakrierten. So lag er die ganze Nacht, und um ihn her lagen die toten Füsiliere zwischen den umhergestreuten Tornistern aus Segeltuch und den Schnellbrücken und den Mannstragen. In der Morgendämmerung muß aber dann doch einer von den Sachsen herausgefunden haben, daß Johnny noch das Leben hatte, denn sie riefen ihn an und machten ihm Zeichen, daß er hereinkommen sollte. Aber Johnny, des Massakrierens wohl eingedenk, wollte lieber nicht kommen und drückte das Angesicht tiefer auf den vorgeworfnen Arm, wie so viele von denen, die rings um ihn her lagen, und wünschte sich nichts als nimmermehr zu hören und zu sehen Nach einer Weile aber fühlte er sich von festen Händen gepackt und fortgeschleift, und dann ging es mit ihm, da er fortfuhr sich steif wie ein Stock zu halten und sich totzustellen, sogar ein Stück kopfunter in den Graben der Gardeschützen hinein Die Sachsen sind aber an diesem Morgen offenbar nicht zum Massaker aufgelegt gewesen, denn einer von ihnen, so erzählte uns Johnny später oftmals, klopfte ihm mit zwei Fingern auf die Backe und rief: Hallo, Kamerad! dazu, und ein anderer schnitt ihm behutsam die Halsbinde auf und begann ihn säuberlich zu verbinden Auch eine Flasche mit Rum und Kaffee hatten sie zur Hand, ihn zu tränken, und hernach hockten sie in einem Unter-

stand um ihn her und redeten freundlich auf ihn ein oder lachten ihn stumm an, bis er aufhörte zu zittern und bis die Träger mit den Bahren kamen, ihn fortbringen. Auf diese Weise war Johnny zuletzt zu uns in das Lazarett am Niederrhein gekommen. So oft er uns aber die Geschichte von seiner Ankunft bei den Sachsen erzählte, unterließ er es niemals, zu sagen, wie leid ihm diese Sache mit dem Massaker tue. Zum Beispiel du und du, sagte er, und tippte uns mit dem Finger auf die Brust, ihr nicht massaker, und die Sachsen auch nicht. Hernach klopfte er sich zur Bekräftigung noch einmal vor die Stirne, verdrehte die Augen und sagte, daß es verdammte Lügen wären, und der Gefreite Timme, dem schmeichelte es nun doch, daß er kein Massakrierer war, wenn er auch sein Leben lang an so etwas nicht gedacht hatte; der Kanonier Arnold jedoch faßte sich mit seiner gesunden Linken an den Armstummel in dem leeren Ärmel und rieb heftig daran, was er immer tat, wenn ihn etwas erregte, und war rot geworden und sah finster drein. Vielleicht fühlte Johnny auch sogleich, was ihn bewegte, denn er legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm mit würdevoller Betrübtheit in die Augen, und seine Mienen sollten deutlich ausdrücken, daß sie alle beide keine Schuld an alledem hätten.



In jener Zeit ereigneten sich zwei merkwürdige Vorfälle, die in Johnny die Meinung festigten, als sollte er schon bald Gelegenheit haben, uns seine Kameradschaft zu beweisen und uns die unsere zu vergelten. Denn so willig und so fest er den Glauben an das Massaker aufgenommen hatte, so unerschütterlich war auch die Überzeugung von dem ganz unausbleiblichen Endsieg der eigenen Waffen in ihm gegründet worden, und vielleicht kam daher auch die Gelassenheit und die Heiterkeit, mit der er sich in das Los des Gefangenen geschickt hatte.

Daß feindliche Flieger bis in unser Hinterland gelangten, war damals unerhört aber eines Morgens hörten wir doch, wie das einzige Abwehrgeschütz, das vorsorglich auf einem Hügel über der Stadt in Stellung gebracht worden war, zu schießen begann, und dann sahen wir auch in großer Höhe über dem Rhein ein Flugzeug daherkommen. Mit einem Male aber schien es in der Luft stillzustehen, dann stürzte es pfeilrecht durch den grauen Himmel herunter, und die Flügel, die ihm abgeschossen waren, schaukelten wie fallende Blätter in langsamen, weiten Schwüngen hinter ihm drein. Die Verwundeten, die von dem großen Park hinter dem Hause aus zugesehen hatten, schrien vor Freude, als es stürzte, aber Johnny schlich sich mit gesenktem Haupte stumm davon.

Später freilich ging es bei uns herum, daß ein unglückseliges Mißverständnis im Spiele gewesen war und daß der Teufel des Zufalls das Abwehrgeschütz mit wenigen Schüssen ein Flugzeug der Unseren auf weite Entfernung hatte treffen lassen. Aber Johnny, der auch davon hörte, glaubte das nicht, und er hegte seitdem insgeheim wunderliche Gedanken in seiner Brust. Erst hernach ist es uns aufgegangen, was die raschen, prüfenden und mißtrauischen Blicke bedeuten sollten, mit denen er uns nun zuweilen, von einem Gesicht zum anderen spähend, maß, wenn wir mit Zuversicht von den Ereignissen an den Fronten

sprachen, und auch warum er manchmal verschmitzt vor sich hin lächelte, wie ein Vater, der im stillen die Christbescherung bedenkt, die er seinen Kindern angerichtet hat. Er stand nun öfter an dem hohen schmiedeeisernen Zaun hinten im Park, wo man weit in die Stoppelfelder und in die mit Ginsterbüschen bewachsene Halde hinaussehen konnte. Er hielt Ausschau dort, und als einmal ein ganzes Geschwader unserer Flieger auf einem Übungsflug in der Ferne vorbeigezogen war, da kam er mit zufriedenem Händereiben in unsere Stube zurück, zog aus seinen Habseligkeiten ein Stück Landkarte hervor, das er aus einer Zeitung herausgetrennt hatte, und versank darüber in ein Brüten und Zählen und Überlegen, wobei er sich immer wieder einmal mit der Faust in die hohle Hand klopfte.

Und in der Tat ereignete sich bald danach noch ein anderes Unheil, das ihn in seiner vorwegnehmenden Siegeszuversicht bestärken sollte. Eines Nachts nämlich gab es draußen plötzlich einen fürchterlichen Knall, nicht anders, als schlage ein fremder Himmelskörper mit ungeheuren Kräf-



ten wie ein Schmiedehammer auf unsere Erde nieder, und wir sahen, aus dem Schlafe hochfahrend, das gelbe zuckende Feuer vor den Vorhängen. Wir stürzten hinaus, da stand der westliche Himmel über dem Rhein in schauriger Glut, und es tat abermals und aber einen Schlag, daß wir wankten. Danach war zu sehen, daß in der Ferne ein gewaltiger Brand wütete, und noch lange standen wir frierend und schaudernd draußen und berieten mit den Kameraden aus den anderen Stuben, wo ungefähr das Unheil sich ereignet haben und was es bedeuten mochte. Johnny stand bei uns und schauderte auch und horchte und spähte von einem zum andern, aber er äußerte nichts. Als wir uns aber endlich wieder legten, kam er noch einmal an mein Bett und war nun sehr aufgeräumt und flüsterte, daß wir nichts zu fürchten hätten, weil er sich auch nicht fürchte, und sogar für den Gefreiten Timme, von dem er sich sonst in einer Art von ehrerbietigen Entfernung hielt, hatte er einen Scherz und verabschiedete sich mit einer militärischen Achtungsbewegung von ihm, bevor er in sein Bett kroch.

In den nächsten Tagen hatte er mit Feder und Papier ein eifriges Wesen, er schrieb sich unsere Namen und alle zugehörigen Angaben, den Dienstgrad, das Alter, den Tag der Geburt und die Truppe, bei der wir standen, genauestens von den schwarzen Tafeln zu Häupten unserer Betten ab, und am Ende hatte er ein paar Briefumschläge sorgsam zu verkleben und in seiner Brusttasche zu verwahren. Es vergingen nur ein paar Tage, und wir sollten erfahren, was das zu bedeuten hatte.

Eines frühen Morgen nämlich, es dämmerte noch, war in der Ferne, von der Heide hinter dem Park her, das Knattern und Brodeln von Infanteriefeuer zu vernehmen, das zuweilen lärmender aufkochte und sich langsam näher heranzog; auch flogen häufiger als sonst ein paar Flieger ziemlich tief über das Haus hinweg. Es war aber ein sehr kühler und windiger Morgen, und so war der Gefreite Timme der einzige, den die Neugierde aus dem Bette trieb, hinaus an den Eisenzaun, wo man den Blick auf das freie Land hatte. Und doch war einer schon vor ihm draußen gewesen, der nun, in seinen blauen Flausch mit den Achselklappen gehüllt, das nebelfeuchte Haar in die Stirne hängend, zur Türe hereinschlich, — kein anderer als Johnny Arkwright aus Cheltenham.

Still erfreut, wie es schien, machte er ein paar tänzerische Schritte und murmelte vor sich hin und streichelte sich sachte mit der flachen Hand die geballte Faust. Für uns, die wir noch unter den Decken lagen, hatte er nur ein paar Blicke, geheimnisvoll und beruhigend zugleich, als werde er nun alsbald mit dem Zaubern beginnen An seinem Bette angekommen, tauschte er die Sandalen, die auch er an den Füßen hatte, gegen allen Brauch mit den hohen, festen Schnürstiefeln, die er wie den prächtigen Flauschmantel zu Weihnachten aus England bekommen hatte, und dann begann er die Habseligkeiten aus dem Schubfach seines Nachtschränkchens auf zwei Bogen Zeitungspapier auszubreiten und sie zu mustern. Die Mundharmonika in der roten Pappschachtel, mit den Bannern der Alli-

ierten darauf, den Rasierhobel, ein Säcklein ferner mit wappengezierten Uniformknöpfen, die wir ihm verehrt hatten, desgleichen ein Neues Testament, winzig klein gedruckt und nicht größer als eine Zündholzschachtel, und einen spanischen Rückenkratzer in Form eines rosafarbenen Händchens an einem dünnen Rohrstecken und eine Dose würziger Hustenpastillen britischer Herkunft, mit denen er auch uns zu versorgen pflegte, packte er sorgfältig zusammen, und wir sahen ihm zu, auf unseren Betten sitzend, und der Jäger Tobler flüsterte ein schlimmes Wort, und der Kanonier Arnold begann seinen Armstumpen zu reiben. Ein Weilchen saß Johnny dann auf seinem Bett, als warte er auf etwas, und ab und zu hob er lauschend den Kopf, wobei er die Augen schloß, um unsere Blicke zu vermeiden. Als aber endlich das Knattern draußen nun heftiger und ganz nahe erscholl, schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben. Er stand auf und zückte die Briefumschläge aus der Tasche seines Mantels und kam feierlich herangeschritten und legte nach Prüfung der Aufschrift einem jeden von uns einen davon auf das Bett, wobei er uns mit den Vornamen anredete, was er nie zuvor getan. Hernach sammelte er sich, nicht ohne zu erröten, zu einer Ansprache in dem stammelnden Deutsch, das wir ihm hatten beibringen können, und wir vernahmen nun, daß uns kein Leid geschehen werde, ja daß wir es gut haben sollten, wenn nun allsobald die Truppen der Alliierten da draußen hereinrückten, denn er, Johnny Arkwright, werde, so wahr ein Gott lebe, ohne Verweilen zu dem General gehen, der sie anführe, und ihm melden, daß wir alle seine guten Freunde wären, wahrhaftig sehr gute Jungen, die es immer vortrefflich mit ihm gemeint hätten. Damit aber alles seinen ordentlichen Weg gehe, habe er das einem jeden von uns in den Briefen schriftlich und namentlich bescheinigt und mit seiner Unterschrift versehen.

Der Kanonier Arnold ließ nun seinen Armstumpen los und verhüllte sein Haupt mit der Decke wie weiland der Held Achill, als ihm der Tod des Patroklus gemeldet wurde, aber er weinte nicht darunter, wenn auch sein Bettgestell zu schüttern begann, und der Jäger Tobler versuchte zum Zeichen seiner Dankbarkeit zum ersten Male wieder einen heimatlichen Juchzer. Aber er wollte ihm, seines Kinnbackens wegen, noch nicht gelingen, und so langte nun, noch ehe Johnny uns verstehen konnte, der Gefreite Timme von seinem Gang in den Park wieder ein und meldete, seine nasse Mütze abschüttelnd, daß sich die Landwehr da draußen einen hübschen Morgen für ihre Felddienstübung ausgesucht habe, daß aber bald Schluß sei, nachdem die Offiziersgäule schon nach vorne gebracht würden. „Manöver", schrie er dann wohlgelaunt, als Johnny auf ihn zutrat, den für ihn bestimmten Schutzbrief in der Hand, „Manöver, Regen, Regen, bald Schluß", und schrie es mit überlauter Stimme, denn er blieb ein für allemal der Meinung, daß sich eine fremde Sprache auf diese Weise leichter verstehen lasse. Aber nun verlor Johnny doch seine Haltung; er wurde dunkelrot vor Zorn und stampfte mit dem Fuß auf den Boden und schlug sich knallend die flache Hand vor die Stirn: „Oh, gewiß, Manöver", stieß er hervor, „Manöver, solche Manöver!" Und mit bitterem Gelächter hob er beide Arme in die Höhe, wie einer, der sich ergeben muß, und drehte sich, die Arme immer noch in die Höhe reckend, uns anderen noch einmal zu, dann rannte er eilig hinaus in den regennassen Park, dorthin, wo das Schießen nun schon verstummte.



Wir sollten lange warten, bis er zurückkam. Vielleicht hat er sich geschämt, oder seine bittere Enttäuschung ließ ihn den Weg zu uns zurück einstweilen nicht finden; vielleicht auch hat er noch lange einsam unter einem Busch im Regen gesessen und hat von seiner Hoffnung auf die siegreiche Ankunft der Seinigen so bald nicht lassen wollen. Erst am Nachmittag kam er hereingeschlichen, völlig durchnäßt und mit tief gesenktem Haupt. Es versteht sich, daß keiner von uns etwas äußerte, als er nun schweigend den Mantel von sich tat und die schweren Schuhe, und das Paket auseinanderfaltete mit den Hustenpastillen und dem spanischen Rückenkratzer und den anderen Besitztümern und sie sorgfältig wieder in der Schublade verstaute.

Hernach tat er sich auch den Krankenanzug herunter, den er unter dem Flausch getragen, und kroch in sein Bett, und dann sollten wir für den Rest des Tages nur noch seinen Haarschopf sehen, welcher oben aus der Decke heràusragte. Nur als die Schwester mit dem Nachmittagskaffee an sein Bett trat, richtete er sich für einen Augenblick höflich auf und bedankte sich. denn er leide Schmerzen oder, wie er in seinem Deutsch zu sagen pflegte: er habe Pein.

Nun, das war nichts Ungewöhnliches bei uns, daß einer Pein litt, und die Schwester gab sich damit zufrieden. Am Abend erst schien die Pein abgebüßt oder doch wenigstens vergessen, und auch das war nichts Neues in dieser Stube; und als es nun gar ein Leibgericht von ihm gab, nämlich Salat aus Kartoffeln mit Essig und Pfeffer darüber, mit zwei dünnen roten Würstchen als Zukost, und als es übrigens nun vollends heraus war, daß wir ihn nicht zu verhöhnen gedachten, sondern wie auf eine geheime Abrede von den Vorfällen dieses Morgens schwiegen, da begann Johnnys kummervolles Jungengesicht sich allmählich wieder zu erhellen. Er hob das Glas mit dem Bier, das uns zuweilen von Freunden der tapferen Krieger, wie es damals nun einmal hieß, gestiftet wurde und von welchem auch er nach unserem Brauch seinen Anteil erhielt. Es war schon ein säuerliches Bier, wie es unter dem alsbald immer grimmiger heraufsteigenden Unstern jener Jahre nicht anders gebraut werden konnte, und auch sein Lächeln war ein wenig säuerlich. Mit einem schüchternen Begehren sah er von einem zum andern, als wünsche er sich sehr, ein Einvernehmen, das er gefährdet haben mochte, doch noch einmal erneuert zu wissen. Er murmelte das Wort: Kamerad und nippte an seinem Glas und stellte es vor sich hin und starrte verlegen in den trüben gelblichen Schaum auf dem Biere. Nun, es war nicht ohne weiteres klar, wen er mit diesem Gruße meinte, ob er sich meinte, oder uns, oder uns alle zusammen, aber mit unseren Schutz- und Geleitsbriefen in der Tasche konnten wir ihm seinen Gruß einstweilen getrost zurückgeben.

Schwester Dominika

Nicht erst der fürchterliche Weltkrieg von 1939 bis 1945 hat kriegsblinde Frauen hinterlassen. Schon der erste Weltkrieg machte uns mit solchen ganz unschuldigen Opfern menschlichen Wahnes bekannt. Wir lassen hier einen kleinen Bericht folgen, den eine durch einen Gasangriff dicht hinter der Westfront damals erblindete Krankenschwester geschrieben hat, einen Bericht, der um so ergreifender ist, als diese Frau bis heute ihren Humor und ihre Lebensbejahung behalten hat. Sie ist in einem großen Krankenhaus als ebenso beliebte wie tüchtige Masseurin tätig. Schwester Dominika schrieb den folgenden, lebendigen Bericht nieder, der von reicher innerer Heiterkeit zeugt:

Niemand spricht gern über sich selbst, und schon garnicht, wenn davon etwas gedruckt werden soll. Aber da es wohl viele Schicksalsgefährten gibt, die wohl noch hart mit ihrem Los kämpfen, besonders, wenn es sich noch um junge Kameraden handelt, so will ich mal erzählen, wie es mir gelungen ist, mit dem Leben fertig zu werden.

In der stolzen Festung Graudenz, am schönen, brausenden Weichselstrom, stand meine Wiege. In früher Jugend verlor ich mein Elternhaus und kam zu Verwandten nach Potsdam. Lust und Liebe zum Krankenpflegeberuf bestimmte meinen Lebensweg, und so stand ich bereits mit 16 Jahren am Krankenbett in einem Potsdamer Krankenhaus. Neben ernster Arbeit hatten in meinem Kopf noch stets Schnurren und Streiche Platz, und wenn ich mal abends allein durch den stillen Garten laufen konnte, so warf ich mich auf die Erde und konnte vor Freude und Glück ins Gras beißen.

Um eine gründliche Ausbildung für die Mission zu erhalten, wurde ich nach Berlin versetzt und sollte besonders die Infektionsstationen eines großen Krankenhauses durchlaufen. Als ich glaubte, so mit dem nötigen Rüstzeug ausgestattet zu sein, brach 1914 der Krieg aus, und anstatt nach China oder Afrika ging mein Weg nach dem Westen in ein Seuchenlager.

Ich schien alles gut überstanden zu haben. Es ging zurück nach Berlin, wir wurden von einem Kloster aufgenommen, das uns in aufopfernder Weise Räume des Hauses zur Verfügung stellte. Man gab mir das Amt der Oberschwester, und nun fragte ich nicht, ob es Tag oder Nacht sei, sondern war nur bemüht, den verwundeten Kameraden zu dienen. Jung und kraftvoll, fragte ich nicht nach eigener Ruhe und nach Erholung, bis ich eines Tages

Blutleere im Kopfe bemerkte. Ob sie wohl mit einer Gasvergiftung zusammenhing, die mich kurz zuvor in jenem Seuchenlager, nahe der Westfront, überfallen hatte? Als ich mit unserem Chefarzt darüber sprach, meinte er, es sei ja kein Wunder, wenn wir alle nach der schweren Zeit etwas nervös würden. Ich lachte und meinte, wenn es das wäre — dazu hätte ich keine Zeit, und nun ging es erst recht weiter.

Eines Tages, ich erwartete den Chefarzt zur Abendvisite, betrat ich mit einem Krug in der Hand das Badezimmer, um warmes Wasser für einige Verordnungen zu holen. Gebannt blieb ich auf der Schwelle stehen, denn das Badezimmer, das doch weiß war, hatte plötzlich die Wand und die Decke schwarz Nun, ich war ja von den Kameraden und Witzbolden allerlei gewöhnt, und der Herr Generalarzt meinte immer, wir wären so eine Art „fideles Gefängnis“ für die Kameraden, die noch ans Bett gefesselt waren. Nun ja, aber es war doch unmöglich, daß jemand so schnell und unter den Augen der Schwestern Wand und Decke hätte schwarz malen können! Und so verdrehte ich meine Augen nach allen Richtungen und entdeckte dann auch, daß Wand und Decke weiß zum Vorschein kamen, und die Täuschung in meinen Augen liegen mußte. Nach der Visite fragte mich der Chefarzt, ob ich etwas Besonderes erlebt hätte, ich mache einen sonderbaren Eindruck. Ich sagte ihm, wenn ich ihn anschaue (und weil er so groß war, mußte ich sehr hoch schauen), sähe ich nur das Gesicht von den Augen abwärts, Stirn und Haare verschwänden im Dunkel.

Erschrocken meinte er, er traue sich wohl zu, ein guter Chirurg zu sein, jedoch von Augenerkrankungen verstände er nicht viel, und so setzte er sich sofort mit der größten Kanone auf diesem Gebiet in Verbindung. Als ich am späten Abend noch zu ihm kommen mußte, erklärte er mir: „Sie sind viel zu nervös und zappelig!“ Ich sollte mich drei Tage äußerlich, aber noch mehr innerlich, zur Ruhe zwingen, und dann zur Feststellung des Befundes kommen: dann hörte ich das Urteil: Netzhautentzündung, wenn nicht schon — Ablösung. Ich mußte in Beobachtung bleiben. Die schwarze Wand senkte sich immer tiefer und sandte einen grauen Streifen vor sich her. Da ich gewissenhafte Mitschwestern hatte, blieb ich im Amt, und als ich eines Tages wieder zum Augenprofessor gehen wollte, stolperte ich über die Bordschwelle der Straße. Ich ging einige Schritte zurück und mit einem wachen „Bautz“ saß ich mit der Schuhspitze wieder an der Bordschwelle. So, nun wurde mir klar, daß ich die Bordschwelle wirklich nicht mehr sah; als ich dem Professor das sagte, meinte er, ich solle mich an einen Stock gewöhnen, der würde mir Erleichterung bringen, und dann müsse man mich allmählich der Blindenschule überweisen, damit mir das Leben nicht so langweilig würde. Hatte der Mann eine Ahnung! Mir, und mit kaum 30 Jahren, das Leben langweilig! — Bisher hatte ich immer gemeint, das Ganze sei ja nur ein böser Traum, der doch eines Tages



ausgeträumt sein müsse. Aber nun wurde ich eines anderen belehrt. Was nun! Den Mut verlieren? Nein! Als ich mich in aller Stille mit meinem Herrgott beraten hatte, da konnte ich aus ganzer Seele froh singen, und ich hörte von meinem Innern her das Wort:

Nimm hin dein Kreuz und trag' es froh,
Und denk, dein Herrgott will es so.

Ja, es war mir klar, tragen mußte ich es, aber auf dem „froh“ liegt die Betonung.

Als 1919 unser Lazarett geschlossen wurde, reiste ich nach Westpreußen, wo meine Eltern einen kleinen Landbesitz hatten. Da ich viel ins Grüne schauen sollte, saß ich oft auf der Wiese und hütete die Kühe. Kräftige Nahrung und frische Luft gaben den Anschein einer Besserung, aber als ich dann zum Winter wieder nach Berlin zurückkehrte, wußte ich, daß ich für die geliebte Krankenpflege niemals mehr tauglich sein würde. So ging es noch einmal auf die Schulbank zu Herrn Professor Kirchberg, um die Massage und Heilgymnastik zu erlernen. Was nun kommt, will ich nur ganz bescheiden und leise flüstern. Aber vielleicht gibt es einem armen Kameraden Mut und das Bewußtsein, daß auch wir Blinden zu etwas nütze sind.

Ich baute mein Staatsexamen mit einer

„1“ und einer Belobigung und erhielt eine staatliche Anstellung im Ambulatorium für Kriegsbeschädigte. Ich arbeitete in der Orthopädie und Prothesenabteilung. Es gab eine Zeit, da die gesunden, sehenden Schwestern in Berlin ohne Arbeit waren, aber die „Blinde“ hatte vollauf zu tun.

Im Jahre 1930 baute unser Mutterhaus ein eigenes, feudales Institut mit allen Schikanen auf dem Gebiete der Hydro-Elektro-Physikalischen Therapie am Kurfürstendamm, gegenüber der Gedächtniskirche. Dort verbrachte ich zwölf glückliche Jahre, und wenn es heißt, das Leben ist kostbar, wenn es aus Mühe und Arbeit besteht, so trifft es hier in erhöhtem Maße zu.

Nun kam das Grauen in Gestalt eines totalen Krieges. Als die Sirenen begannen, in Berlin pausenlos zu heulen, kamen unsere Königsberger Schwestern im Herbst 1942, um mich in Königsberg in Sicherheit zu bringen Anfangs war es ruhig, dann aber erlebte ich im August 1944 die Zerstörung Königsbergs, und im November, kurz vor Einbruch der Russen, kam mein Bruder aus Holland, um mich bei seiner Familie in der Senne bei Bielefeld in Sicherheit zu bringen. Das Geschick Königsbergs ist ja bekannt: Land der dunklen Wälder, Land der kristallnen Seen, über deine Felder licht Wunder gehen. — Sollen wir dich für immer verlieren?

In Berlin herrschte das Grauen. Unsere Schwestern haben wie lebende Fackeln das brennende Haus verlassen, und ich hatte in der Senne keine Fühlung mehr mit dem Mutterhaus. Obwohl meine Angehörigen selbst mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens kämpften, so teilten sie doch alles mit mir, und wir halfen uns, so gut es ging. Mit eigener Lebensgefahr hatte mein Bruder mich vor den Russen bewahrt, und so verdanke ich ihm mein Leben. Da ich mich aber noch zu kräftig fühlte, gleich den



Fotos (2): Haselhorst

alten Deutschen auf der Bärenhaut zu liegen, so war ich froh und dankbar, als ich von einer Schwester aus dem St. Franziskuskrankenhaus auf der Straße aufgepickt wurde, und so kam ich nach Bielefeld — ich bin so froh und dankbar, daß ich nicht nur bei den Schwestern eine liebevolle Aufnahme gefunden habe, sondern auch im Kreise der kriegsblinden Kameraden und ihren opferfreudigen Frauen.

Innigen Dank allen Helfern und Betreuern der Kriegsblinden!

Schw. Selma Dominika Tuchenhagen.

Besuch beim Bürstenmacher

Wie arbeitet und lebt der kriegsblinde Handwerker?

Im letzten Halbschlummer hört Karl Bender, wie die Tür des Schlafzimmers leise ins Schloß gezogen wird. Jetzt wird er vollends wach und tastet vorsichtig mit der rechten Hand zum Bett seiner Eheliebsten. Richtig, Frau Berta muß gerade aufgestanden sein. Es ist also Morgen und Zeit zum Aufstehen. Karl Bender hört draußen die Vöglein singen. Auf der Dorfstraße werden Schritte laut: man geht also schon zum Frühdienst. Er tastet nach seiner Taschenuhr auf dem Nachttisch und fährt mit dem Zeigefinger vorsichtig über das Zifferblatt Wahrhaftig! Schon 7 Uhr! Also raus aus den Federn! Eigentlich könnte man ja noch ein Weilchen ... Es ist doch niemand da, der einem die Arbeitszeit vorschreibt! Man ist doch sein freier Herr! Aber nein — gerade deshalb! Auch als freier Mann hat man seine Ordnung!

Karl Bender ist Kriegsblinder. Nach seiner Erblindung im Jahre 1943 hat er das Bürstenmacherhandwerk erlernt und er betreibt es nuu als unabhängiger Handwerker.

Nach den üblichen Morgengeschäften als da sind: Anziehen, Waschen, Kaffeetrinken und Frühzigarette treffen wir Karl Bender in seiner Werkstatt. Es ist ein sauber weiß getünchter Raum mit mattgrünem Sockel im Kellergeschoß. Zwei Fenster, keineswegs Kellerfenster, lassen den hellen Frühsonnenschein in den Raum.

Die Geräte

Karl Bender sitzt vor seiner Werkbank und die merkwürdigen Apparate, die sein Handwerksgerät darstellen, wollen wir gleich einmal näher betrachten. Da ist zunächst einmal ein Schraubstock und an dessen Seite, sauber geordnet, Hammer, Zange, Schraubschlüssel und Schraubenzieher. Dahinter eine Menge Dosen und darin eine reiche Auswahl von Nägeln und Schräubchen. Die Dosen sind nach der Größe ihres Inhalts aufgebaut. Es hat überhaupt alles in seiner Werkstatt seinen bestimmten Platz und das ist gut so. Wir werden es gleich noch sehen. Auf demselben Tisch steht noch ein Ungetüm. Bemerkenswert an diesem Apparat ist ein blankes. halbmondförmiges Messer.

„Das ist die Stockschere!" erklärt uns der Bürstenmacher. „Kommt bitte dem Messer nicht zu nahe! Es ist sehr scharf!"

Was er damit macht, wollen wir wissen. „Abwarten! Nicht alles auf einmal!" Auf der rechten Seite vor seinem Sitz sehen wir noch eine große Schere. „Das ist die Bankschere!" werden wir belehrt. Vor ihm zur Linken steht noch ein Gerät, dessen Zweckbestimmung wir mit dem besten Willen nicht ergründen können. Neugierig befühlen wir den Apparat. Da! Plötzlich kommt Leben in das Ding. Eine halbrunde Eisenplatte schnellt blitzschnell vor und wieder zurück. Erschreckt ziehen



wir die Hände zurück. Karl Bender lacht. Wir hatten gar nicht bemerkt, daß er ein Pedal bedient hatte. Durch einen Tritt auf dieses Pedal wurde die halbrunde Eisenplatte nach vorn bewegt. Durch Federkraft erhielt sie ihre vorige Lage in der Ruhestellung wieder. „Das ist der Bündelabteiler!" sagt der Bürstenmacher. „Langsam, gleich werdet ihr's sehen!" Dann bemerken wir noch links vor ihm auf der Werkbank eine Spule mit blitzendgelbem Draht. „Diesen Draht verwende ich zum Einziehen der Bürsten!" erklärt uns Karl Bender. Wir wenden uns dem Regal an der Wand zu. Da liegen wohlgeordnet Hunderte von Bürstenhölzern in mannigfacher Form und Farbe. Auf dem untersten Brett haben sauber aufgeschichtet die Einzugsstoffe ihren Platz. Auf dem mittleren Regal aber bemerken unsere erstaunten Augen eine reiche Auswahl an fertigen Bürsten- und Besenwaren. „Und die haben Sie alle allein gemacht?" fragen wir nicht eben

geistreich „Natürlich“, lächelt Karl Bender. Doch nun erhebt er sich von seinem Sitz. „Ich will euch nicht länger auf die Folter spannen und euch etwas aus meiner Tagesarbeit erzählen und euch mein Handwerk erklären“, sagt er.

„Das A und das O des Handwerks ist die Ordnung. Was vom Handwerk im allgemeinen gilt, hat erst recht seine Berechtigung und seine Notwendigkeit im Blindenhandwerk. Diese Grundregel lernten wir schon während der Zeit der Umschulung. Ich habe sie mit nach Hause genommen und sie angewandt.

Als das Material knapp war...

Nicht immer waren diese Regale so gefüllt wie jetzt. Es gab einmal eine Zeit, da konnte man für Geld und gute Worte kein Bürstenholz erhalten. Man mußte sich schon selbst zum Hersteller der Bürstenhölzer begeben und von Mann zu Mann verhandeln, ehe er widerwillig einige wenige Hölzer hergab, kaum, daß sich die weite Fahrt lohnte. Einmal war das Holz knapp, einmal waren die Maschinen wegen dringender Reparatur außer Betrieb. Beim nächsten Mal war ein Holz-Einschnittschein in grüner Farbe und beim übernächsten Mal ein solcher in roter Farbe erforderlich. Die Fahrt zum Hölzerfabrikanten, die ich stets in Begleitung meiner Frau unternahm, war jedesmal eine Fahrt nach Canossa. Meine Frau hat mir übrigens beim Aufbau des Geschäftes treu zur Seite gestanden und manche Reise unter schwierigen Verhältnissen war notwendig. Die Umstände, unter denen man damals reiste, sind wohl noch zu gut in der Erinnerung, als daß ich sie schildern müßte. Heute ist das nun wieder anders und ich bin froh! Heute genügt eine Postkarte und alle Sorten Bürstenhölzer rollen in kürzester Zeit an. Man möchte hoffen und wünschen, daß es so bleibt! Und was wird heute nicht alles geboten! Jedes Bürstenholz kann man in mehrfach verschiedener Ausführung erhalten. Das Besenholz wird in 5-, 6- und 7reihiger Ausführung geliefert, dazu in gerader und geschweifter Form, lackiert und unlackiert, für Haar und Pflanzenfaser. Vom Handfegerholz ist das ebenfalls zu berichten. Das Glanzbürstenholz wird in zwei Arten angefertigt. Dazu die verschiedenen Sorten Schrubber, Scheuerbürsten, Wischer und so weiter. Es würde zu weit führen, wollte ich sie alle aufzählen. Ich bin der Lage, über 60 verschiedene Sorten Bürsten und Besen zu liefern. Aber die Wünsche Seiner Majestät des Kunden sind entsprechend und man versteht es heute schon wieder, sehr genau und eingehend zu wägen und zu wählen.

Was ich von den Bürstenhölzern erzählt habe, gilt in gleicher Weise von den Einzugstoffen. Du lieber Himmel! Was hat man zur R-Mark-Zeit nicht alles verarbeitet! Tierhaare waren damals nur sehr wenig zu haben. Wir mußten uns selbst helfen. Die Pferdefuhrleute sammelten die ausgekämmten Schweifhaare. Der Dorfschlachter sammelte die anfallenden Schweineborsten während der Schlachtzeit. Es war nun unsere Aufgabe, die Rohprodukte zum Gebrauch zuzurichten. Eine sehende Hilfskraft war dazu erforderlich. Zu einer vorschriftsmäßigen Zurichtung von Tierhaar ist es erforderlich, daß diese zunächst gekämmt und gewaschen werden. Dann muß man sie einbinden, recht fest in Bündeln einbinden und zwei volle Stunden kochen. Ein fürchterlicher Gestank erfüllte dann das Haus. Eine Pflanzenfaser von Übersee war gar nicht zu haben. Also sammelte meine Frau mit den Kindern die Queckenwurzeln auf den Feldern. Aber das waren und blieben nur Behelfsstoffe und dementsprechend war dann auch die Fertigware. Gewiß! Die Nachfrage war riesengroß und mancher mußte abgewiesen werden, weil einfach nichts mehr vorhanden war. Mit Mühe und Not erhielt jeder Ostvertriebene wenigstens einen Handfeger. Die Einheimischen mußten zurückstehen und es setzte böses Blut. Es gibt für den Geschäftsmann ja nichts Schlimmeres, als immer wieder sagen zu müssen: Bedaure, ich kann leider nicht liefern! Handwerker und Kunde kommen in eine schlechte Stimmung und das Tagewerk wurde in Unlust begonnen und beendet. Die Fabrikware aber, die heute alle Ladentische der Geschäfte belastet, war damals nicht zu sehen. Gegen Reichsmark verkaufte natürlich keine Fabrik.

Die guten Einzugstoffe

Das alles änderte sich mit einem Schlage nach dem Tage X im Juni 1948. Auf einmal wurden Hölzer und Einzugstoffe angeboten. Und was für Einzugstoffe! Tierhaar war zunächst noch nicht vorhanden. Es regierte die Kunstfaser. „Synthetisches Haar“ nannte sich das, was sich da in allen möglichen Körnungen, Mischungen und Farben an uns herandrängte. Wenn es nur von schwarzer Farbe war! Schwarz war die Farbe, die dem Kunden am besten zusagte und jede schwarze Faser war „Roßhaar“, im Schaufenster der Einzelhändler und in der Meinung des Kunden. Nur sehr langsam wurde das echte Roßhaar wieder greifbar. Und in dem Maße, wie es uns möglich wurde, gutes Roßhaar zu verarbeiten, verschwand die Kunstfaser aus unseren Werkstätten. Heute fristet sie ein

kümmerliches Dasein als Restbestände irgendwo in einem Lager des Einzelhändlers. Wir blinden Handwerker aber sind glücklich, mit gutem Gewissen eine Ware als „einwandfrei und gut“ anbieten zu können. Von den Kunstfasern ist nur noch die Perlonfaser geblieben, die in ihrer Güte dem Roßhaar fast gleichzusetzen ist. Sie bricht nicht, sie knickt nicht und reißt nicht und ist bis zu 100 Grad hitzebeständig.

Außerdem gelangten aber auch die überseeischen Pflanzenfasern auf den Markt. Bekannte Namen wie Kokos, Fibre, Basine und Piassava tauchten auf. Weniger bekannte Sorten folgten: Siam, Arenke und Madagaskar Bei den Pflanzenfasern aus Übersee handelt es sich in der Hauptsache um Palmblattfasern und Blattscheidenfasern. Und seht, hier beginnt ein Stückchen Romantik im Handwerk des Bürstenmachers. Ich stelle mir vor, wie die Neger in Afrika oder die Braunen der Südsee die Fasern in glühender Sonne gewinnen, wie sie verarbeitet werden und wie sie dann die lange Reise auf dem Kopf des Trägers, im Eisenbahnwaggon und im Bauch eines riesigen Schiffes, die Reise bis in die Werkstatt des blinden Bürstenmachers vollenden. Freilich gehört dazu ein wenig Vorstellungsgabe.

Im gleichen Augenblick, als wieder alle Fasern zu haben waren, trat der Wettbewerb in Gestalt der Fabrikware auf den Plan. Und hier beweist sich der Kunde! Der gute Kunde kauft auch heute noch seine Bürsten und Besen da, wo er sie zur Zeit der R-Mark auch kaufen konnte. Die anderen freilich sehen auf den Preis und bemerken, daß die Fabrikware ja billiger ist als unsere im Handwerk gefertigten Waren und kaufen die fabrikmäßig hergestellten Bürsten. Ob aber diese Fabrikwaren die besseren sind? Nun, der kluge Kunde wird es erproben und — Handwerkerware kaufen. Im übrigen: Es herrscht eben die freie Wirtschaft und Wettbewerb hält munter!

Eine Scheuerbürste entsteht

Und nun will ich euch zeigen, wie ich arbeite Seht her! Hier habe ich in der rechten Hand ein Bündel Reiswurzeln. Die Reiswurzel wird in Italien und Mexiko gewonnen. Man verwendet sie zur Herstellung von Wurzelbürsten, also Scheuerbürsten und Schrubbern. Ich biege ebenfalls mit der rechten Hand den Draht zur



Fotos (2): Hans Gregor

Schlinge, seht her, den schönen, gelben Draht, der so weich wie Butter und so zugfest wie ein fingerdickes Drahtseil sein muß. In der linken Hand halte ich das Bürstenholz und führe mit der rechten Hand den Draht ins Loch der Bürste. Mit der linken Hand ziehe ich die Schlinge aus dem Loch und erweitere die Drahtschlinge, indem ich den Ringfinger und den kleinen Finger spreize. Seht! So! Nun nehme ich mit den übrigen Fingern der linken Hand vom großen Bündel in der rechten Hand ein Bündel in der gewünschten Stärke, fasse es mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand und praktiziere es mit einem Schwung, so, in die offene Drahtschlinge. Dann biege ich das Bündel genau in der Mitte und ziehe das Bürstenholz mit der rechten Hand zum Körper. Dadurch wird das Bündel in die Bohrung des Bürstenholzes gezogen. Dieser Vorgang wiederholt sich nun hundertmal, tausendmal, zehntausend- und hunderttausendmal, ja, ich möchte meinen: millionenmal. Ich möchte gern wissen, wieviele Löcher ich schon während meiner Tätigkeit als Bürstenmacher bezogen habe!

So, nun habe ich eine Reihe vollgezogen und nun lege ich das Bürstenholz auf die Anlegekante der Bankschere. Seht, so! Dann hebe ich das Obermesser und — rumm ratsch! — schneide ich die eingezogene Reihe gerade. Dann kommt die nächste Reihe. Und ehe ihr es merkt, ist die Bürste fertig. Das hört sich alles freilich leicht an und wer zusehen kann, vermag kaum zu glauben, daß das eine anstrengende Arbeit sei. Und doch! Am frühen Morgen möchte ich den Berg dort auf den Rücken nehmen und an den Rhein tragen und am Nachmittag, gegen 17 Uhr bin ich rechtschaffen müde. Ihr müßt immer bedenken, daß ich nichts sehe und alles fühlen muß. Eine kleine Erleichterung in der Arbeit ist uns der Bündelabteiler. Durch einen Tritt auf das Pedal kommt die halbkreisförmige Scheibe, die euch eben so erschreckt hat, nach vorne und bietet mir ein fertig abgeteiltes Bündel des eben in Arbeit befindlichen Einzugsstoffes dar. Ich nehme es aus der Klaue und führe es in die Drahtschlinge ein, genau so wie vorhin die Abteilung „von Hand".

Wenn die halbkreisförmige Scheibe dann zurückschnellt, von einer Zugfeder hier unten gezogen, dann öffnet sich automatisch die schnabelförmige Klaue und erfaßt ein neues Bündel, das sich mir dann wieder darbietet, wenn ich das Pedal bediene.

Und nun noch die Stockschere! Das Gerät mit dem halbmondförmigen, sehr scharfen Messer. Die Einzugstoffe kommen meist in Schweifform gebündelt aus der Zurichterei. Einen solchen Ballen lege ich in die Schere, so! Mit einer Knacke klemme ich den Werkstoff fest und ziehe am langen Hebelarm das scharfe Messer herunter. Rrratsch! Und schon ist ein armdickes Bündel auf die gewünschte Länge geschnitten, nachdem ich vorher an einer Scheibe einen Anschlag auf die erforderliche Länge eingestellt und festgeschraubt habe.

Stolze Zufriedenheit

Ob es nicht zu langweilig ist, hier Tag für Tag allein zu sitzen und zu arbeiten? Aber keineswegs! Die Mauern des Kellergeschosses sind dick und der Lärm von draußen kommt nur gedämpft herein. Hier, in dieser Stille, habe ich meine besten Gedanken. Hier bin ich mit mir selbst allein und hier habe ich meinen Frieden. Und wenn es mir draußen wieder einmal zu toll um die Ohren gepfiffen hat, dann flüchte ich in meine Werkstatt, wo ich mit meinen Bürsten und Besen allein bin. Und am Abend, wenn die Fertigware in Reih und Glied vor mir liegt, wenn ich das Werk meiner Hände liebevoll noch einmal prüfe, dann erfüllt mich so etwas wie Zufriedenheit mit mir selber. Zwar war ich als Sehender kein Handwerker. Aber ich habe im Handwerk ein dankbares Betätigungsfeld gefunden.

Glücklich? Hm! Aber zufrieden! Glücklich bin ich nur im Kreis meiner Familie! Dort oben, über mir, einen Kameraden in Küche und Keller, in Wohn- und Schlafzimmer schaltend und waltend zu wissen, ist das höchste Glück auf Erden.

Zum Schluß aber muß ich noch erwähnen, wie es denjenigen Kameraden ergeht, die nicht die Möglichkeit haben, ein eigenes Geschäft zu betreiben.

Für sie sorgt die Arbeitsgemeinschaft der Kriegsblinden, die Selbsthilfeorganisation der Handwerker.

Die Arbeitsgemeinschaft stellt den Kameraden die Hölzer, die Einzugstoffe, Nägel und Draht zur Verfügung und gibt ihnen eine Arbeitsanweisung. Nach dieser Anweisung fertigt der Kamerad die Ware und sendet sie, wenn der Auftrag erledigt ist, an die Arbeitsgemeinschaft, die die Fertigware durch ein Verkaufssystem vertreibt."

Damit wandte sich der kriegsblinde Bürstenmacher wieder seiner Arbeit zu. Wir hatten aufmerksam gelauscht und gingen sehr nachdenklich aus der Werkstatt. Wie hatte er doch gesagt? „Nur der ist wahrhaft blind, dessen Inneres so dunkel ist wie der helle Tag vor seinen erblindeten Augen!"

Erich Giesler.



„Smolensk“ — Holzstich von Herbert Viseneber



Ein Bauer kann viel

Dem Russischen nacherzählt von Wilhelm Schmidtbonn

Ein Zar hörte nichts so gern als Lügen. Er legte einen Haufen Gold auf den Tisch und sein Schwert daneben. Nun mußte einer drauf los erzählen. Rief der Zar: „Du lügst!" — dann durfte der Erzähler sich das Gold nehmen. Kam aber der Zar nicht dazu, sich zu vergessen und seinen Ausruf zu tun — dann hieß es: Kopf herunter!

Ein Bauer, dem es schlecht ging und der Geld nötig hatte, wollte sich das Gold verdienen und ließ sich beim Zaren melden. Gerade war eine große Abendgesellschaft versammelt. Als der Bauer die glänzenden Uniformen sah, wollte er umkehren. Aber er hatte sich Mut angetrunken und außerdem ließ der Zar schon das Gold auf den Tisch schütten; so blieb er und mußte sich dem Zaren gegenüber setzen. Gleich fing er an. „Heute früh fuhr ich mit dem Pflug auf den Acker. Mein Pferd wurde schwach und ich spannte es aus. Da brach es in zwei Hälften auseinander. Das Vorderteil lief davon, das Hinterteil blieb stehn und wieherte." Alle riefen: „Gelogen!" Der Zar aber sah den Bauer an und sagte: „Ein Bauer ist schlau, ein Bauer bringt manches fertig."

Dem Bauern begann das Herz zu klopfen. Aber er behielt ein ruhiges Gesicht und erzählte weiter. „Ich trieb das Hinterteil zum Vorderteil hin, nähte sie aneinander und keilte die Naht mit einem Weidenknüppel fest. Dann legte ich mich zu einem Mittagschlaf hin. Als ich die Augen wieder aufmachte, war der Knüppel auf meinem Pferde zu einem Baum hochgewachsen. Aber nicht so hoch wie dieser Saal, auch nicht so hoch wie die höchste Kirche hier, sondern bis in den Himmel hinein." Da riefen alle: „Gelogen!" Aber der Zar legte den Kopf schief, sah den Bauer an und sagte: „Warum!? So ein Bauer bringt manches fertig."

Dem Bauer brach der Schweiß aus. Er strich mit der Hand über die Stirn und erzählte weiter. „Na, da faßte ich den Stamm und kletterte daran in die Höhe. Immer höher, der Wind trug mir die Mütze fort und die Vögel stießen nach meinen Augen. Aber ich konnte mich doch mit einem Satz in den Himmel hineinschwingen." Alle fragten: „Hast du auch Gottvater gesehn?" — „Wieso denn nicht?" sagte der Bauer. „Was macht er denn da oben?" — „Er spielte mit den Aposteln Karten und trank grünen Schnaps." Alle riefen: „Gelogen! das tut Gottvater nicht." Der Zar aber sagte: „Warum nicht? Ich spiele ja auch mit euch Karten. Das ist alles möglich."

Dem Bauern lief der Schweiß hinter den Ohren hinunter. Aber er faßte Mut und erzählte weiter. „Na, es wurde Abend, was sollte ich lange da herum laufen. Ich mußte herunter, das Pferd wieder anspannen. Aber verflucht! Meine Weide war verdorrt und abgebrochen. Da sah ich einen Mann unten auf der Erde Hafer auf dem Sieb schütteln. Die Spreu flog bis zu mir in den Himmel hinauf. Ich, nicht faul, fing sie alle auf und drehte mir gleich ein Seil daraus." Alle schrien: „Aus Spreu ein Seil? Gelogen!" — „Warum nicht?" sagte der Zar, „ein Bauer kann viel."

Dem Bauern begannen die Ohren zu sausen. Er hörte seine eigenen Worte wie von fern. Aber er schien ganz ruhig dazusitzen und erzählte weiter. „Dieses Seil nahm ich und band es an den Himmel fest. Dann ließ ich mich hinunter. Aber, Teufel auch! Es war zu kurz. Ich blieb in Kirchturmhöhe über der Erde hängen. Da schnitt ich das Seil oben ab und knotete es unten wieder an. Alle sprangen auf und schrien: „Gelogen! Gelogen!" Der Zar trank. „Wieso denn? Ein Bauer kann viel!"

Dem Bauer strömte der Schweiß wie ein Sturzbach über den Rücken. „Immer noch zu kurz war das Seil. Ich wollte nicht mehr lange Umstände machen und schwupp! sprang ich einfach ab. Ich fiel in ein frisch gepflügtes Feld und stak bis zum Hals in der Erde, auf keine Weise konnte ich wieder

herauskommen. Da ging ich in mein Haus, holte meinen Spaten und grub mich frei." Alle stampften und warfen fast den Tisch um. „Was? Freigraben, wenn er bis zum Hals drin steckt? Warum einen Spaten holen, wenn er gehen kann? Gelogen!" Der Zar aber sah den Bauer ganz ruhig an. „So ein Bauer kann viel."

Da dachte der Bauer, die Beine brächen ihm ab vor Schwäche, obwohl er saß. Jetzt faßte er den letzten Mut. „Na, ich war voll Dreck über und über. Ich ging also zum Bach, um mich zu waschen. Da saß ein



Mann und hütete die Schweine. ‚Guten Tag, Schäfer', sagte ich. Da sagte er: ‚Ich bin doch kein Schäfer. Ich bin doch des Zaren Vater'." — „Gelogen! Gelogen!" rief der Zar, „Verlogenes Zeug! Mein Vater hütet doch keine Schweine!"

Der Bauer trank sein Glas aus, lachte und ging davon, die Taschen schwer voll Gold.

Juristische Hauslektion:

Der Ehemann und Herr

Schulzes haben ernsthafte eheliche Differenzen. Frau Schulze hat nämlich wider alles Erwarten auf einen von ihr ausgefüllten Totozettel 300 DM gewonnen. Sie meint, sie könne mit dem Geld machen, was sie will, und möchte eine neue Couch kaufen; ihr Mann teilt diese Meinung durchaus nicht und will einen Radioapparat haben. Wer ist im Recht?

Auch hier gibt es, wie immer, zwei Möglichkeiten, aber sie führen beide leider zu Ergebnissen, die für Frau Schulze durchaus unerwünscht sind. Entweder hat nämlich Frau Schulze den Tipzettel auf Veranlassung und in Vollmacht ihres Ehemanns ausgefüllt und die Wette also als dessen Vertreterin abgeschlossen, dann fällt Herrn Schulze der Gewinn zu, und der kann damit machen, was er will.

Wenn aber Frau Schulze gewettet hat, indem sie das Taschengeld, das ihr der Mann gewähren muß, weil er ihr gegenüber unterhaltspflichtig ist, oder wenn sie ihren Arbeitsverdienst oder ihr etwaiges eigenes Vermögen dazu verwandte? Dann wird der Gewinn zwar Eigentum von Frau Schulze, aber er ist sogenanntes „eingebrachtes Gut". Über „eingebrachtes Gut" übt aber der E h e m a n n das Recht der Verwaltung und Nutznießung aus. Seine Frau kann über dieses Vermögen n i c h t bestimmen; soweit es sich um Geld handelt, bedarf die Verfügung durch den Ehemann nicht einmal ihrer Zustimmung.

Den Leserinnen ist zuzugeben, daß das sehr unbefriedigend ist. Aber es dauert nach Art. 117 des Grundgesetzes längstens bis zum 31. März 1953, bis auch hier dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Frau Rechnung getragen sein muß.

Beruhigend

Wer nachts spazieren geht, kann leicht einmal ein Abenteuer erleben. Nicht nur von der gängigen Art, sondern — stellen Sie sich einmal vor, Sie spazieren durch die stillen Straßen. Plötzlich läuft ein Mann an Ihnen vorbei, mit einem dicken Sack auf der Schulter. Wenig später ein Polizist, offensichtlich hinter dem Mann her. Der Polizist berichtet Ihnen hastig, daß er hinter einem Einbrecher her ist und fordert Sie auf, ihm bei der Festnahme behilflich zu sein. Sie folgen der Aufforderung, schon aus dem Gefühl ihrer Verpflichtung als Bürger, Gesetz und Ordnung zu schützen.

Aber bei einer solchen nächtlichen Verbrecherjagd kann allerlei passieren. Wie schnell ist im nächtlichen Dunkel durch einen Fehltritt ein Sturz getan!

Wer kommt für den Schaden auf? Zunächst natürlich Ihre Krankenkasse, aber bei einem Dauerschaden? Auch dafür ist gesorgt. In einer solchen Lage sind Sie genau so versichert wie bei einem Betriebsunfall und haben ebenso Anspruch auf Krankenbehandlung und Geldleistungen. Entschädigungspflichtig ist der zuständige Gemeindeunfallversicherungsverband.

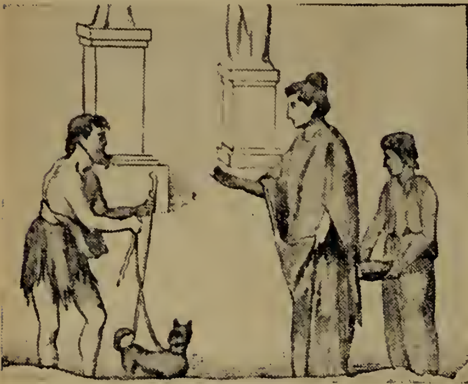
Das gleiche gilt für den Lebensretter, den Blutspender, und für jemand, der bei einem Notstand von der Polizei zur Hilfeleistung aufgefordert wird.

Dr. Hans Haupt:

Die Geschichte des Blindenführhundes

Von der Antike bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts

Hat es auch schon in früheren Zeiten Blindenführhunde gegeben? Darüber, wann zuerst der Hund als Blindenhund verwandt worden ist, fehlen alle Angaben. Sicherlich wird der seines Augenlichtes beraubte Mensch ihn schon früh als Helfer herangezogen haben. Die schriftlichen Berichte über das Vorkommen von Blindenhunden reichen zwar nicht allzuweit zurück, aber an Hand von Abbildungen läßt sich der Blindenhund bis in die Antike zurückverfolgen. Diese Abbildungen sind



Das einzige erhaltene Dokument, das beweist, daß der Blindenführhund auch in der Antike nicht unbekannt war. (Wandbild aus Herculaneum, 1. Jhdt. n. Chr.)

darum als Beweismittel von allergrößter Bedeutung, sofern es nachzuweisen ist, daß sie wirklich Blinde darstellen. Mit Bezug auf das Altertum teilt das „Lexikon der Hundefreunde" folgendes mit: „Nach Keller waren bereits auf antiken Gemmen und Wandbildern blinde Bettler dargestellt, die von Hunden geführt wurden." Es nimmt somit auf Abbildungen Bezug, die bei O. Keller in dem bekannten Werk über die „Antike Tierwelt" erwähnt werden. Es handelt sich aber nur um eine Gemme und nur ein Wandbild. Außerdem stellt die Gemme zweifellos keinen Blinden dar, und so ist das Wandgemälde aus Herculaneum (s. Abb.) als einzige derartige Unterlage dafür anzusprechen, daß Hunde von Blinden in der Antike verwandt wurden.

Vermutlich wird dieses Bild im ersten Jahrhundert n. Chr., also in der Zeit zwischen Christi Geburt und vor 79 n. Chr., dem Jahr des Vesuvausbruchs und der damit verbundenen Zerstörung der Stadt, entstanden sein. Auf der linken Seite erkennen wir einen bärtigen Mann, der in Lumpen gehüllt ist. Mit der rechten Hand hält er an einer Leine, die an einem Halsband befestigt ist, einen Hund, während sich die linke auf einen langen Stock stützt. Eine weibliche Person tritt ihm mit gebender Geste der rechten Hand entgegen. Hinter dieser befindet sich eine kleinere Frauenfigur, die eine Schale, möglicherweise Essen enthaltend, mit beiden Händen trägt. Zweifellos stellt der Mann einen Bettler dar. Da er jedoch nicht mit der Hand nach der Gabe greift, darf man annehmen, daß es ein Blinder ist, worauf auch der Stock und der an einer Leine gehaltene vor ihm gehende Hund hindeuten. Als führendes Wesen kommt für ihn offensichtlich nur der Hund in Frage. Das Altertum hat also den Blindenhund gekannt. Wenigstens gelegentlich werden sich blinde Bettler eines Hundes als Führer bedient haben.



Blinder und Lahmer. (Aus der ersten Holzschnittausgabe der Apokalypse, um 1465)

Von Interesse ist die Frage, ob die Germanen um die Zeitwende den Blindenhund gekannt haben. Wenn in volkstümlichen Darstellungen von „germanischen Blindenführhunden" die Rede ist, so beruht das darauf, daß die diesbezüglichen Stellen des Buches „Frühschein der Kultur" von Ledroit mißverstanden wurden. Dort heißt es, daß der vom keltischen König Odran geblendete germanische Häuptling Helmhold von seinem treuen Hund durch den dichten Urwald des Taunus heimgeleitet wurde. Da diese freie Schilderung — sie soll der Untermalung des kulturgeschichtlichen Unterrichts in der Schule dienen — aber keine historischen Unterlagen besitzt, kann sie nicht als Antwort auf unsere Frage gelten. Ein Nachweis für das Vorkommen von Blindenhunden in Deutschland zu germanischer Zeit ist deshalb nicht zu erbringen.

Während die erste oben erwähnte Abbildung eines Blindenhundes schon aus der Antike stammt, sind weitere Anzeichen für das Vorhandensein von Blindenhunden erst aus dem Ende des Mittelalters erhalten. Ein reichlich sagenhaft anmutender Bericht stammt angeblich aus dem Ende des vierzehnten, ein schöner und eindrucksvoller Holzschnitt eines Blinden mit Hund aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Erzählung ist in dem Buche von J. Kern, „Die Sagen des Leitmeritzer Gaues", enthalten. Sie berichtet von einem blinden Lautner, der von seinem treuen Hund begleitet wurde. Im Jahre 1393 fand er sich mit anderen Sängern usw. auf der Burg ein, auf der König Wenzel IV. Hof hielt. Dort weilte auch der Herzog Bernhard von Braunschweig mit seinem Kämmerling Ludger, der seinem Herrn einen Gifttrunk bereitet hatte. In Unkenntnis bot der Fürst diesen Trunk dem Blinden an, der jedoch durch das plötzliche, ungestüme Anschmiegen des Hundes am Trunk gehindert wurde und den Pokal fallen ließ. Der auf dem Boden verschüttete Wein wurde vom Hunde aufgeleckt, der daraufhin verendete. Kurze Zeit später starb auch der Blinde, zu dessen Andenken Herzog Bernhard in Leitmeritz eine steinerne Säule errichten ließ, auf deren Untersatz ein Blinder mit seinem Hund ausgehauen war.

Ob dieser Erzählung ein historischer Kern zugrunde liegt, ist, zumal die Blindensäule im Jahre 1511 durch ein Erdbeben zerstört worden sein soll, nicht sicher, jedoch wahrscheinlich, sie berichtet eindeutig von einem Blinden und dessen Hund, der sich als Schutz in bester Weise bewährte. Daß er dem Blinden als Führer, also als Blindenhund, gedient hat, wird nicht überliefert. Trotzdem ist es aber anzunehmen, da er sonst für den Lautner keine Erleichterung seines Loses bedeutet hätte.

Als wirklich historische Quelle ist aber die Abbildung eines Blinden mit Hund, ein Holzschnitt aus der Zeit um das Jahr 1465 (s. Abb.). Ein Blinder ist dargestellt,



Auch im 17. Jahrhundert gab es Führhunde, die allerdings diesen Titel nur selten verdient haben dürften. (Holzschnitt niederländischer Schule)

der von einem sich nach diesem gerade umwendenden Hunde begleitet wird. Hinter dem Blinden befindet sich ein Krüppel, dessen rechtes Bein verletzt ist und der sich auf eine Krücke stützt. Da der Hund an einer Leine gehalten wird, ist anzunehmen, daß er außer als Schutz als Führer verwandt worden ist. Der Hund wird sicherlich so weit abgerichtet gewesen sein, daß er für den Blinden keine Belastung bedeutet haben wird. Der Blinde und Lahme sind indessen auf dem Holzschnitt nur deshalb zu einer „Komposition" zusammengebracht worden, weil diese als Illustration eines christlichen Textes gelten soll, in der es sich darum handelt, den Begriff des „Lahm und Blind" als Sinnbild der menschlichen Leiden deutlich zu machen. Gerade dieser sinnbildhafte „Attributcharakter" des Tieres bestärkt uns in der Meinung, daß dieser Blindenhund eine nicht nur gelegentliche Erscheinung zu je-

ner Zeit war. Wir sind also auch hinsichtlich des Mittelalters genau wie bei der Antike nur auf Vermutungen über das Wesen des Blindenhundes angewiesen. Eine systematische Abrichtung von Blindenführhunden hat es damals wohl kaum gegeben.

Seit dem Beginn der Neuzeit gibt es eine Fülle von Abbildungen Blinder mit Blindenhunden. Um ihre Sammlung hat sich insbesondere der ehemalige Direktor der Wiener Blindenanstalt Hofrat A Mell (1931) verdient gemacht Auf diesen Abbildungen werden zumeist — der damaligen sozialen Lage des Blinden entsprechend — blinde Bettler, Sänger, Musikanten usw mit ihren Hunden dargestellt. Voll von Leben und von besonderer Schönheit ist der Holzschnitt eines unbekannten Meisters der Niederländischen Schule aus dem 17. Jahrhundert (s. Abb) Es wird darauf ein blinder Bettler abgebildet, der mit der rechten Hand an einer Leine einen Hund hält und sich mit der linken auf einen Stock stützt. Es gilt als sicher, daß es ein Blinder ist. Die Ausrüstung mit Stock und dem an der Leine gehaltenen Hund sowie die Haltung des Blinden machen es gewiß, daß der Hund außer als Schutz auch als Führer verwandt wird. Aus der großen Zahl der Abbildungen, die Blinde in der Begleitung von Hunden zeigen sei ein interessantes französisches Bild (s. u.) herausgegriffen.

Weil Berichte über das Vorhandensein besonderer Dressuranstalten für Blindenführhunde aus der Zeit vor 1916 nicht erhalten sind, ist zu vermuten, daß vorwiegend der Blinde selber die Abrichtung vorgenommen haben wird. Entsprechend der Eigenart und Lebenslage der Blinden wird die Abrichtung ganz verschieden gewesen sein, sowohl in ihrer Intensität als auch im Ergebnis Dementsprechend muß zwischen dem Blindenhund der blinden Bettler und den für ihre Aufgabe durch entwickelte Methoden abgerichteten Blindenführhunden unterschieden werden Während der moderne Blindenführhund in besonderen Ausbildungsstellen oder Dressuranstalten in wohldurchdachter und vielseitiger Weise durch erfahrene Abrichter auf seine Aufgabe vorbereitet wird, ist das Ausmaß und Ergebnis der Abrichtung beim Blindenhund ganz verschieden und meist sicherlich primitiver gewesen. Es ist jedoch wohl möglich, daß diese Blinden gelegentlich aus der Praxis heraus zur Entwicklung besonderer Abrichtungsmethoden gelangten (z. B Reisinger und Birrer) und sich dadurch Hunde herangebildet haben, die ebenfalls als „Blindenführhunde" angesprochen werden müssen.

Die ersten Berichte über eine Abrichtung zum Blindenführhund beziehen sich auf das 18. Jahrhundert Aus dem interessanten Buche des Wiener Augenarztes Beer „Das Auge" (1813) ist zu entnehmen, daß die Angehörigen des Hospitals des „Quinze-Vingts" in Paris schon vor 1780 von „wohlab gerichteten Hunden" durch die französische Hauptstadt geleitet wurden. Seit wann, durch wen und in welcher Weise die Abrichtung erfolgte, ist nicht bekannt — möglicherweise waren also auch damals noch die Blinden selber die Abrichter Eine Art Abrichtemethode ist hier jedoch als wahrscheinlich zu vermuten. Wieweit das Hospital sich hieran beteiligte, steht nicht fest. Es ist aber das erstemal, daß nachgewiesenermaßen an einer Blindenanstalt die Insassen Führhunde besessen haben und auch dort Führhunde abgerichtet wurden.

Chardin's Bild eines Angehörigen dieser Anstalt wurde im Jahre 1753 im Louvre ausgestellt (s. Abb.). Wenn auch



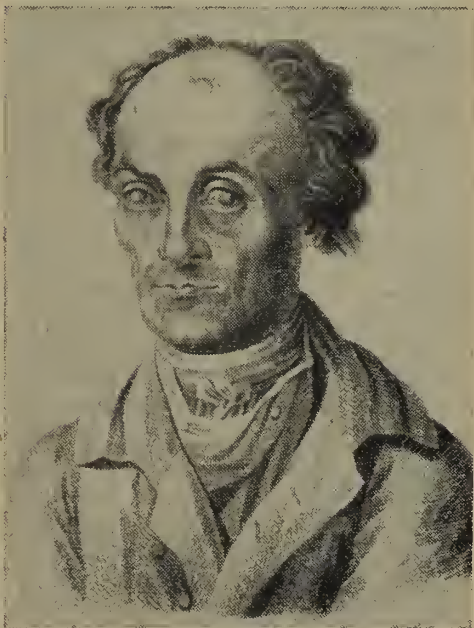
Die ersten systematisch abgerichteten Hunde gab es zwischen 1750 und 1780 in Paris, und zwar für die Angehörigen des Hospitals „Quinze-Vingts". Das Gemälde Chardins (1753) zeigt hier einen solchen Blinden



Im Hintergrund rechts: Reisinger mit seinem Führhund. Aus dem Buch „Das Auge“ von Beer (1813). In der Mitte: Ein Kurzsichtiger als Schrecken der Straße

nicht feststeht, wann die Haltung von Führhunden an dieser Anstalt eingeführt wurde, so ist doch zu vermuten, daß dies vor 1753 geschehen ist. Vielleicht angeregt durch Erzählungen über die Führhunde der „Quinze-Vingts“ schenkte im Jahre 1780 ein Fleischhauerknecht dem Wiener Blinden Joseph Reisinger (s. Abb.) einen Spitz mit dem Bedeuten, ihn als Führhund abzurichten. Reisinger war nach Beendigung seiner Lehrzeit als Siebmacher auf Wanderschaft gezogen und erblindete dabei im zwanzigsten Lebensjahr in Ungarn vollständig. Acht Jahre später erhielt er den Hund, den er, wie Beer ausführlich schildert, „auf seine eigene Art einleitete“. Nach der Gewöhnung wurde mit der Abrichtung zunächst in der dem Blinden vertrauten Umgebung des Siechenhauses begonnen. Zu Beginn wurde der Hund dahin gebracht, gerade voraus und nicht nebenher zu laufen, worauf er lernte, Wege zu gehen und schließlich sogar Treppen zu verweisen. Hieran schloß sich eine Abrichtung in der weiteren Umgebung des Hauses an. Nach einjähriger Abrichtung führte der Hund (s. Abb.) so gut, daß der Verdacht geäußert wurde, die Blindheit sei nur vorgetäuscht. Als der Spitz alt wurde, richtete sich Reisinger einen Pudel ab und bei dessen Altern einen dritten Hund. Wie die Abbildung zeigt, wurde der Hund mit der Linken an einer Leine gehalten; mit der rechten Hand benutzte Reisinger einen Stock zum Tasten. Die Abrichtung des zweiten und dritten Hundes ging naturgemäß wesentlich leichter vor sich. Bei Hindernissen wurde in unangenehmer Weise (Anziehen der Schnur, Stockschläge) auf den Hund eingewirkt. Die in dieser Weise von Reisinger abgerichteten Hunde sind also fraglos als Blindenführhunde anzusehen. Ebenso wie Reisinger nicht die Absicht hatte, eine allgemeingültige Methode der Blindenführhundabrichtung zu schaffen, wollte auch Beer nur einen Bericht über die Leidensgeschichte des von ihm bewunderten Mannes geben.

Demgegenüber schlug im Jahre 1819 der Direktor der Wiener Blindenanstalt Klein in seinem „Lehrbuch zum Unterricht für Blinde“ vor, bei einer Blindenanstalt Hunde als Führer abzurichten und gab zu dem Zweck eine Dressuranweisung heraus. Danach soll der Hund (s. Abb.) vom Blinden mit der linken Hand



Reisinger

vermittels eines am Halsband befestigten Bandes oder Stabes gehalten werden, während er in der rechten einen Stock trägt. Die Führung durch einen Stab wird für günstiger gehalten, weil durch ihn jedes Stillstehen des Hundes vom Blinden besser empfunden wird als bei einer Leine. Die Abrichtung soll zunächst durch einen Sehenden geschehen „Man führt ihn mehrere Male denselben Weg und übt ihn besonders sorgfältig an solchen Stellen, wo er durch Wendungen, durch Langsamgehen, durch Stillstehen oder auf andere Art den Blinden auf die Krümmung des Weges auf ein vorliegendes Hindernis



Statt der Leine wird hier ein Stab gebraucht. Aus Kleins „Lehrbuch zum Unterricht der Blinden" Wien (1819)

oder sonst auf etwas aufmerksam machen soll" Daraufhin wurde dem Blinden der Hund übergeben, der sich anfänglich mit ihm auf den Wegen einer ihm vertrauten Umgebung bewegte. Der Vorschlag eines Stabes kommt dem heutigen steifen Leitbügel am Blindenführgeschirr in mancher Hinsicht nahe. Die Darlegungen Kleins bedeuten darum gegenüber Reisinger in diesem Punkt eine positive Weiterentwicklung. Die Schilderung der Abrichtung gibt hingegen keine klare Vorstellung und läßt praktische Anweisungen fast völlig vermissen Reisinger hatte Hunde herausgestellt, die nicht nur in der ihnen vertrauten Umgebung Beweise ihres Könnens ablegten Die Kleinsche Anweisung mußte dahinter zurückbleiben, da sie den Hund nur auf „denselben Wegen" abgerichtet sehen wollte. Trotzdem kommt diesen Ausführungen eine größere Bedeutung zu, da sie den ersten Versuch der Herausarbeitung einer Abrichtemethode für Blindenführhunde darstellen.

Es stellt sich natürlich die Frage, wie Klein zur Niederschrift dieser Methode gekommen ist. Von diesbezüglichen Versuchen oder einer Abrichtung von Blindenführhunden in der von ihm gegründeten Wiener Blindenanstalt ist nämlich nichts bekannt. Auch der auffällige Mangel an praktischen Hinweisen läßt vermuten, daß er den Gedanken einer Führhundabrichtung von anderer Seite übernommen hat. Da K l e i n zu B e e r rege Beziehungen unterhalten hat, wird er sicher auch R e i s i n g e r gekannt haben, dessen Führhundarbeit ihm (möglicherweise im Zusammenhang mit den Berichten von den Hunden der „Quinze-Vingts") diese Idee eingegeben haben wird.

Sind die Ausführungen Kleins sehr kurz, so sind diejenigen des Schweizers B i r r e r um so ausführlicher. In seinem Buch „Erinnerungen, besondere Lebensfahrten und Ansichten des Jakob Birrer" (1847) schildert er in dem Kapitel „Art und Weise, die Hunde abzurichten, welche dem Blinden zum Führer dienen sollen" die Abrichtung seines Spitzes (s. Abb.), der ihm fünf Jahre als Führer gedient hat Mit dieser Darstellung will er seinen blinden „Mitkollegen" eine Anleitung zur Dressur geben Zunächst wurde der Hund dahingehend abgerichtet, mit angezogenem Strick voranzugehen. Sodann lernte er, Wege zu gehen und Hindernissen auszuweichen Daraufhin brachte es ihm Birrer bei, nicht Pallisaden, Trüllen usw zu u n t e r l a u f e n , sondern z w i s c h e n ihnen den Weg zu suchen. Später wurde er auf Deichselstangen usw aufmerksam gemacht und daran gewöhnt, vor Stufen einer Treppe still zu stehen. Bei dieser Abrichtung wurden die Hindernisse dem Hunde wiederum durch unangenehme Einwirkungen (Anziehen des Strickes. Schläge mit dem Stock) nahe gebracht Befriedigten die Leistungen dann erhielt er Liebkosungen und Futter Vermittels eines Strickes wurde er mit der linken Hand. der Stock hingegen mit der rechten Hand gehalten.

Birrer hat mit Reisinger gemein, daß beide aus der Praxis heraus ein Verfahren der Blindenführhundabrichtung entwickelt haben Während sich Beer jedoch darauf beschränkte, in ausführlicher Weise Reisingers Abrichtungsart und dessen dabei erlebte Mißgeschicke zu schildern, wird von Birrer der Gang der Abrichtung seines Hundes als Dressuranweisung in einzelnen Abschnitten zusammengefaßt Birrer ist darum d e r e r s t e B l i n d e, der eine derartige M e t h o d e dargestellt hat Es ist auch die erste nachweislich vom Verfasser aus eigener Erfahrung heraus geschaffene und mit klaren Anweisungen.

Trotz der großen Bedeutung für die Geschichte des Blindenführhundwesens hat

merkwürdigerweise und offensichtlich die Birrer'sche Methode keinerlei Anwendung oder Verbreitung gefunden. Ebenfalls der Klein'sche Hinweis auf eine Abrichtung von Führhunden in Blindenanstalten wurde nicht beachtet. Die soziale Einstellung jener Zeit mag diese Hilfe nicht als unumgänglich nötig angesehen haben. Überhaupt nahm in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Verwendung von Blindenführhunden ab und zwar aus verschiedenen Gründen, auf die wir hier nicht näher eingehen können


Der Schweizer Jakob Birrer mit seinem Führhund (1847)

Erst die große Zahl der Blinden des ersten Weltkrieges rollte die Frage einer stärkeren Heranziehung des Blindenführhundes auf. Schon frühzeitig wurde der Gedanke erwogen, Hunde als Führer für die Kriegsblinden abzurichten. Anfang 1916 stellte sich der „Österr.-ung. Polizei-, Kriegs- und Sanitätshundverein" in Wien, allen voran Dr. L. Senfelder, die Aufgabe, den Führhund zu diesem Zweck neu aufleben zu lassen. In Österreich scheinen jedoch die Vorschläge Senfelders zunächst keine große Beachtung gefunden zu haben. Wohl angeregt von dort, wurde in Norddeutschland auf Veranlassung des Geheimrats Stalling im August 1916 durch den „Deutschen Verein für Sanitätshunde" in Oldenburg mit der Abrichtung von Blindenführhunden begonnen. Diesem Verband gebührt damit das große Verdienst, als erste Organisation in Deutschland, ja, überhaupt in der Welt, die Ausbildung von Blindenführhunden durchgeführt zu haben. Auf seinem Vorbild aufbauend hat dann der Führhundgedanke seinen Siegeszug durch die ganze Welt angetreten.

Zunächst wurden in viele Staaten deutsche Blindenführhunde ausgeführt. In manchen Ländern ging man in späteren Jahren daraufhin zur Errichtung eigener Blindenführhundschulen über. Besonderes Verdienst kommt in diesem Zusammenhang der Amerikanerin Mrs. Dorothy Harrison Eustis zu. Angeregt von dem deutschen Vorbild gründete sie im Jahre 1928 in der Schweiz eine Anstalt, in welcher geeignete Persönlichkeiten in der Führhundausbildung unterwiesen wurden, die dann Führhundschulen in ihren Heimatländern errichteten, z. B. die berühmte Schule „The Seeing Eye" (Das sehende Auge) in den USA. in Morriston, New Yersey, und andere Schulen in aller Welt.

In einer Führhundschule

Moderne Blindenführhund-Abrichtung auf wissenschaftlicher Grundlage

Zu den Fotos von der Blindenführhundschule des Bayerischen Roten Kreuzes am Isarufer in München schreibt Dr. Friedrich Goethe, 1. Vorsitzender der Anstalt St. Georg für Blindenführhunde in Klüt bei Detmold, folgende interessante Erläuterungen:

Wir erinnern uns noch gut der blinden Kriegsversehrten, die nach dem ersten Weltkriege mit ihren Führhunden durch die Straßen der Städte zogen. Es war gut, daß die Hunde das Genfer Abzeichen trugen, sonst wären die oftmals kümmerlichen Tiere im Straßenverkehr kaum aufgefallen Diesen Führhunden brachte man mit den damaligen Mitteln — wenn es sein mußte, mit dem Stock — bei, die für einen Blinden wichtigsten Hindernisse anzuzeigen oder zu umlaufen Ein Abrichter mußte so tun, als ob er blind wäre und wochenlang straßauf, straßab gehen, bis er den Hund zu einem Führhund erzogen hatte. Diese Abrichteweise erbrachte zwar manche brauchbare Leistung, sie hatte jedoch sehr erhebliche Nachteile. Am schlimmsten war es, daß der Hund dabei den Stock aus der Hand des Abrichters zu fühlen bekam, denn das hatte meist zur Folge, daß er später auch den Taststock des Blinden fürchtete. Das aber beeinflußte die ganze Führarbeit oftmals nachteilig.

Eine andere wesentliche Unzulänglichkeit der damaligen Abrichtemethode bestand darin, daß ein Abrichter wegen der unvermeidlichen Ermüdung trotz besten Wollens es nie ganz unterdrücken konnte, kleine Fehler des Hundes durchzulassen, die sich das Tier bekanntlich rasch aneignet. Vor allem aber kann es der sehende Abrichter trotz größter Bemühung nicht ganz vermeiden, vor dem jeweiligen Hindernis dem Hunde unbe-



Der Hund im Abrichtewagen stößt mit dem Verweisungsbügel gegen einen Kantstein
Fotos: dpa-Bild



Beim Überlaufen einer Bodengrube macht der Hund unangenehme Erfahrungen

wußt ein kleines Zeichen zu geben. Es genügte schon ein ungewolltes Zögern vor dem Kantstein, durch das der Hund merkte: „Jetzt kommt ein Hindernis, ich muß verweisen!" Dadurch kam es, daß der Hund nachher im Ernstfall häufig versagte oder ungenau arbeitete, weil ihm der Blinde ja dieses kleine „Ankündigungszeichen" nicht geben konnte.

Diese „hunde-pädagogischen" Einzelheiten müssen wir kennen, um ermessen zu können, welche „Entdeckung" der Abrichtewagen Jacob v. Uexküll's mit dem „künstlichen Menschen" für die neuzeitliche Blindenführhundabrichtung bedeutete Der bedeutende Biologe hatte in seinem Hamburger Institut für Umweltforschung herausgefunden, daß der Hund, wenn er ein solches Wägelchen hinter sich herzieht, gleichsam automatisch lernt, Hindernisse richtig zu vermeiden, denn jeder Zusammenprall mit ihnen war unangenehm — und doch blieb der Mensch als „strafender Erzieher" aus dem Spiele.

Während des letzten Krieges wurde diese „Methode von Uexküll" von wissenschaftlichen Tierpsychologen und Kynologen vom Fach, vor allem von dem Uexküll-Schüler Dr. Heinz Brüll, in den Blindenführhundanstalten der ehemaligen deutschen Wehrmacht wesentlich erweitert und verbessert. In dem sog. Hindernisgarten mußte sich der Hund durch eine Anhäufung von Hoch- und Tiefhindernissen hindurcharbeiten, mußte lernen, ein Bodenloch sauber zu umgehen, denn es war ein sehr peinliches Erlebnis für den Vierbeiner, wenn ein Abrichtewagen in eine solche Grube kippte, oder es schmerzte, wenn er mit dem „künstlichen Menschen" gegen eine Schranke raste (siehe Abbildungen). Vor allem lernte der Hund aber die Kant- oder Bordsteine zu beachten dadurch, daß der Verweisungsbügel am Vorderteil der Wagenschere einen erheblichen Zusammenprall mit der Straßenkante hervorruft (s. Abb.).

Nachdem nun einige Wochen im Abrichtewagen und anschließend im Führhundgeschirr geübt wurde, kommt der fertig ausgebildete Führhund nach 4—6 Wochen in die Hand des Kriegsblinden, der sorgfältig in die Arbeit eingewiesen wird. Dabei kommt es auf feinfühlige Zuteilung des richtigen Hundes an, der in seinem Wesen dem Temperament des zukünftigen Herren entsprechen muß. Es kommt dann aber auch ganz wesentlich auf akkurate und folgerichtige Arbeit des Kriegsblinden an, denn jede Nachlässigkeit erzeugt beim Hunde Ungenauigkeit. Viele Menschen glauben, daß ein Blindenführhund mit hellseherischer Sicherheit überall hinführen könne und seinen Herrn in einer fremden Stadt z. B. sofort zum Postamt führt, wenn man ihm das Hörzeichen „Post" zu-



Der „künstliche Mensch" prallt mit einem Hochhindernis, hier einer Schranke, zusammen

ruft. Das ist nicht so. Ein Führhund lernt nur das Verweisen der Hindernisse schlechthin. Den Wegplan muß der Blinde selbst kennen oder erfragen. Daß allerdings Hunde, wenn sie in einem Orte heimisch geworden sind, lernen, auf bestimmte Worte hin bestimmte Wege einzuschlagen und auch mittels des rätselhaften Heimfindevermögens aus unbekannten Stadtvierteln in das Heim des Blinden zurückzukehren, dafür haben wir unzählige eindrucksvolle Beweise.

Der Blindenführhund ist ja nicht allein ein glänzender und sicherer Begleiter im Verkehr (siehe Abb.), sondern erst recht ein anspruchsloses lebendes Wesen, das dem Blinden viel Freude macht. Die Führhundarbeit verlangt aber auch stets Selbstdisziplin vom Herrn selbst, was eine unschätzbare physische Nachwirkung auf den Erblindeten zeitigt. Vor allem gibt der Führhund dem Kriegsblinden die Selbständigkeit zurück und läßt ihn das oft sehr quälende Gefühl der Abhängigkeit von seiner menschlichen Umgebung vergessen.

Welch großen Segen hat diese wissenschaftliche Methode des Forschers v. Uexküll schon im Laufe des Krieges gestiftet! Wie hat der Führhund so manchen Menschen wieder äußerlich und innerlich aktiv werden lassen! Ja, sogar zahlreiche Ohnhänder-Blinde haben durch intensive Arbeit und Selbstzucht mit Hilfe besonderer Arbeitsprothesen ganz erstaunliche Leistungen mit ihren Führhunden vollbracht. Nachdem die drei Anstalten Biesenthal, Melchow und Wien im Kriege schon über 500 kriegsblinde Kameraden mit Führhunden ausgerüstet hatten, ist die Tradition dieser Abrichtungsstätten von der Blindenführhundstation der Jacob v. Uexküll-Stiftung in Hamburg weitergeführt worden. Dazu haben sich noch vor allem die Blindenhundschule des Bayerischen Roten Kreuzes in München und die Anstalt St. Georg für Blindenführhunde in Klüt bei Detmold am Teutoburger Walde gesellt.

Und zuletzt noch eine Antwort auf die Frage, die fast jeder stellt: Welches sind die bevorzugten Hunderassen, die als Führhunde Verwendung finden? — Vorzugsweise sind es Schäferhunde, aber auch viele andere Gebrauchshundrassen wie Dobermann, Airedale-Terrier, Neufundländer, Rottweiler und Hovawarde haben sich bewährt und selbst der Boxer kann ein zuverlässiger Kriegsblinden-Führhund sein (siehe Abb.), nur darf er bei seiner gewöhnlichen Schärfe nicht zu einer Verkehrsgefahr werden.

Die Hauptsache ist, daß wir heute nicht mehr, wie nach dem ersten Weltkriege, den ersten besten Hund nehmen, sondern Wert darauf legen, daß auch die äußere Erscheinung des Hundes dem Kriegsblinden Respekt und jene Achtung verschafft, die ihm in Ansehung seines Opfers gebührt.

Vor dem Blindenführhund und seiner



Jetzt hat der Hund gelernt, daß es besser ist, die Grube zu umgehen



Ein Kriegsblinder überquert, vom Hunde geführt, eine Großstadtstraße (Marienplatz in München)

Foto: dpa.

Leistung aber sollten wir alle eine besondere Hochachtung haben, denn er leistet, vom Standpunkt der Hundepsychologie aus gesehen, sehr viel „Überhundliches" ganz im Gegensatz zu den Jagd-, Schutz- und Sanitätshunden, die meist auf Grund



Auch Boxer können gute Führhunde werden!

einer angeborenen Verhaltensweise arbeiten. Aber um einen Kriegsblinden durch den Trubel der Großstadt sicher zu führen, gehört ein gehöriges Maß von tierischem Lernen.

Die Streichkapelle

Von Wilhelm Pleyer

In meiner westböhmischen Heimat, wo die Musikanten zu Hause waren, hat sich vor etlichen Jahren eine Geschichte zugetragen, die der Aufzeichnung und Überlieferung wohl wert ist.

Auf einem unserer Dörfer, die im Schnittpunkt der Ausstrahlung mehrerer Musikschulen lagen, lebte ein angesehener Kapellmeister, nach dem die Musikkapelle ihren Namen trug, während die Kapellen für gewöhnlich nach der Ortschaft benannt waren, aus der die Mehrzahl der Musikanten stammte. Dieser Kapellmeister stellte in strenger Auslese seine Musikanten aus einer ganzen Anzahl von Ortschaften zusammen, fast ohne Ansehung der Entfernungen, und seine bestrenommierte Streich- und Blaskapelle wurde denn auch bei allen besseren Veranstaltungen aufgeboten, besonders zu Garten- und Waldfesten und zu den großen Vereinsbällen, und die weiten Wege wurden gut bezahlt. — Bei den meisten dieser alten Musikanten gehörte es zur Kunst, nicht nur ein Instrument zu beherrschen, sondern mehrere, wenigstens die wichtigsten, und dazu wiederum gehörte der Besitz der mehreren Instrumente; wo man die Instrumente nicht selbst besaß, half man sich unter den Musikanten, auch verschiedener Kapellen, bereitwillig aus.

Aller guten Kameradschaft dieser Bauernmusikanten zum Trotz fand sich eines Tages ein verärgerter Konkurrent — oder war's vielleicht doch nur ein Spaßvogel? —, der unter täuschender Nachahmung der Handschrift des Herrn Musikunternehmers und Kapellmeisters von sich aus eine Reihe von Musikanten auf ein etwas entlegenes Dorf berief, wo sie an einem Sonntagnachmittag zum Tanze aufspielen sollten. Der Anlaß dieser Unterhaltung war unklar, die Aufforderung des Kapellmeisters schien jedoch genügend klar.

Schon am Vormittag kamen die beiden ersten Musikanten, die den weitesten Weg hatten, wie das immer so ist. Sie hatten sich auch deshalb früher auf den Weg gemacht, weil sie beide mit der Baßgeige bestellt waren und nicht leicht zu tragen hatten. Ein jeder von ihnen wunderte sich darüber, daß auch der andere mit der Baßgeige kam. Indes machten sie sich noch keine besonderen Gedanken, sondern saßen am Tisch und legten Grund. Da traf der Dritte ein und ebenfalls mit der Baßgeige. Von da an wurde kein anderes Instrument mehr erwartet. Und so kamen denn auch die übrigen Musikanten mit Baßgeigen über Land, in der warmen Sonne dieses schönen Herbstsonntages nicht weniger schwitzend, die späteren bereits unter der heitersten Aufmerksamkeit der Ortsbevölkerung, worüber jeder der einzeln Daherkommenden recht erstaunt war, bis sich im Gasthaus einem einzigen Blick die Aufklärung bot.

Nun erwartete man auch den Kapellmeister nicht mehr, denn man wußte, daß er diese Ladung nicht wohl hinausgeschickt haben konnte. Indes, auf dem Hofe des Gasthauses, an den offenen Fenstern drängte sich die Jugend, ja die Bevölkerung des Dorfes und zeigte sich angesichts der neun stattlichen Instrumente und ihrer teils verärgerten, teils belustigten Inhaber ungewöhnlich gut aufgelegt. Schon kamen die Leute um der Musikanten willen in das Wirtshaus herein; schon gingen die ersten jungen Paare voraus auf den Tanzboden,

und als wäre es ganz selbstverständlich, faßten die neun Baßgeiger ihre Instrumente und bezogen das Musikantenchor. Mit lautem Hallo wälzte sich nun das Volk herein. Der Wirt ließ anspannen und schickte auf das Nachbardorf, einen oder zwei Hektoliter Bier zu borgen — denn auch damit half man einander jederzeit aus —, und auf diese Weise wurde die Kunde von dem seltsamen Aufgebot auch in die Nachbarorte getragen, und was Zeit und Lust hatte, rückte fröhlich heran. Die Musikanten aber hatten unter sich die Stimmen und Imitationen verteilt und spielten auf, als könnte es gar nicht anders sein. Im ganzen war es eine dunkle, zur Melancholie geneigte, recht schwärmerische die Gemüter in einer besonderen Weise aufwühlende Musik, wie man sie naturgemäß bis dahin noch nicht gekannt hatte. Und Tänzer und Tänzerinnen und Wirt und Musikanten waren es gleichermaßen zufrieden, daß ein Musikantenstreich neun solche Streichermusikanten zusammengeführt hatte; und deshalb kam es — leider, muß man nachgerade sagen — nie wieder zu einer solchen Ladung, und ihr Urheber hielt sich für immer im Verborgenen.

Weshalb sieht der Adler mutig aus?

Von Dr. Bernhard Grzimek

Der bekannte Tiererzähler und Tierpsychologe Dr. Bernhard Grzimek, Direktor des Zoologischen Gartens Frankfurt a. M., geht in seinem folgenden Beitrag der Frage nach, wie menschliches Mißverständnis das Antlitz der Tiere fehldeutet. Grzimeks Bücher über seine Erlebnisse und Versuche mit Tieren, wie „Wolf Dschingis" oder „Die Elefantenschule" sind in wenigen Jahren mit Recht berühmt geworden.

Als ich mit den sechs Tigern eines Zirkus Versuche machte, war ich sehr sorgsam darauf bedacht, jedes Podest genau an dieselbe Stelle zu setzen, wie das ihr eigentlicher, gewohnter Herr und Dompteur sonst auch tat. Jede Abweichung in der gewohnten Umgebung hätte die Tiere unsicher und widersetzlich gemacht. Das ist eine alte Erfahrung bei allem, was wir einem Tiere dressurmäßig beibringen. Hätte ich die Sechse statt im Rundkäfig etwa in einer Versuchshalle zu ihren gewohnten Kunststücken zwingen wollen, so wäre meine Arbeit mit ihnen sehr schwierig gewesen.

Ein Forscher hatte ein paar selbst aufgezogene Kolkraben so zahm gemacht, daß sie frei flogen und ihm sofort auf die Schulter kamen, wenn er sich im Garten sehen ließ. Als aber eines Tages ein Stapel Holz angefahren worden war, scheuten die Raben sichtlich davor und wagten nicht, aus der Luft in die vertraute Gartenlichtung herabzukommen. Ein paar hundert Meter weiter jedoch setzten sie sich in einer anderen, ihnen kaum bekannten Lichtung ohne Zögern auf einen gleichfalls neu aufgestapelten Holzstoß einfach drauf. Nicht der Holzstoß an sich hatte sie also gestört, sondern die Veränderung der ihnen vertrauten Umgebung. Was ein Tier in seinem Einzelleben kennenlernt, das prägt es sich mit allen Einzelheiten ein; erst sehr allmählich lernt das Pferd aus immer neuen Erfahrungen, daß der Mann in Zivil derselbe ist wie sein gewohnter Reiter in Uniform. Der Hund, der gerade in der Stube Schönmachen gelernt hat, wird es im Garten oft zunächst nicht können.

In scharfem Gegensatz dazu kommt es bei Dingen, deren Kenntnis Tieren und



Kindlich, harmlos, dumm wirkt das Reh durch die weit auseinanderstehenden Augen und den kleinen Mund. Rehböcke sind aber in Wirklichkeit oft boshaft angriffslustig

Menschen erblich, instinktiv mitgegeben ist, auf Einzelheiten gar nicht an. Der Hengst paart sich mit einem Holzgestell, das nur einigermaßen pferdemäßig aussieht, der Hahn warnt vor dem Gebilde, das an einer Schnur langsam durch die Luft gezogen wird, auch ohne daß es ein Raubvogel ist, die Dohlen greifen wütend an, wenn ein Mensch oder eine Katze etwas Dohlenähnliches gepackt hat (es braucht nur ein schwarzer Lappen zu sein); wir fühlen einen Drang, alle jungen Lebewesen zu bemuttern, die nur weich, großäugig, kurzköpfig und pausbackig sind wie unsere Menschenbabies. Von den Dingen und Situationen, deren Kenntnis dem Tier angeboren ist, genügen also einige wenige kennzeichnende Merkmale, zum Beispiel „etwas Schwarzes vom Feinde gepackt", damit das Tier die Sachlage richtig „versteht" und danach handelt. Daß andere Einzelheiten nicht stimmen, stört das Tier dabei gar nicht — im Gegensatz zu den Dingen, die es selbst in seinem Einzelleben erst kennengelernt hat.

Deswegen gibt es bei „angeborenen Kenntnissen" so erstaunliche Fehlleistungen, wenn wir sie in künstlichen Versuchsbedingungen nachprüfen. Meine Pferde sahen plumpe Pferdebilder als Artgenossen an, junge Gänschen behandeln Menschen als ihre Eltern. Aber auch wir Menschen handeln in vielen Fällen blind nach solchen „angeborenen Schemas", wie der Tierpsychologe diese erblichen Kenntnisse nennt, und wir sind bei aller Klugheit kaum imstande, die Fehlleistungen dieser angeborenen Schemas durch Verstandestätigkeit wettzumachen.



Weil das Kamel herabgezogene Mundwinkel hat und den Mund gegenüber den Augen angehoben trägt, bekommt es für uns einen hochmütigen Ausdruck

Was unser Mitmensch durch sein Mienenspiel ausdrückt, ob er hochnäsig, ängstlich, mutig, gierig, entschlossen, unsicher, wütend, verliebt oder verzweifelt ist, das verstehen wir offensichtlich, ohne daß es uns gelehrt zu werden braucht. Ob solche und andere Kenntnisse angeboren sind, das könnte man bei uns Menschen wohl nur durch einen „Kaspar Hauser"-Versuch sicher feststellen, das heißt, indem man ein Kind grausamerweise aufwachsen ließe, ohne daß es einen Mitmenschen zu Gesicht bekommt. Das soll ja mit dem rätselhaften Fremdling Kaspar Hauser geschehen sein, der 1828 in Nürnberg auftauchte und fünf Jahre später an einer geheimnisvollen Verwundung starb. Die Gebärde des Hochmutes ist bei uns Menschen ein Anheben des Kopfes nach rückwärts, wobei die Nasenflügel eingedrückt, die Augenlider gesenkt und die Mundwinkel herabgezogen werden. Oft wird auch noch Luft ausgestoßen; schlesische und ostpreußische Kinder sagen in solchen Fällen gern „pe!" Alles in allem ist diese Gebärde ein symbolisches, angedeutetes Verschließen gegen Geruch, Aussehen und Annäherung des verachteten Mitmenschen. Auch im Tiereich sind solche symbolhaft angedeuteten Handlungen als Gebärden weit verbreitet. Wenn bei manchen Entenarten ein Vogel in einer größeren Schar auffliegen möchte, dann schiebt er den Kopf in ganz bestimmter Weise vor und zurück, genau so, wie er es beim Beginn des wirklichen Auffliegens tut. Diese eigenartige Kopfbewegung wird von den anderen Enten rings herum durchaus „verstanden", sie werden dadurch von der Flugstimmung angesteckt, bis sie sich dann schließlich alle gemeinsam in die Lüfte erheben.

Wir Menschen sind bei all unserer einseitigen Verstandsentwicklung eben doch ein Teil der Natur, ein Geschöpf unter vielen, das wird uns wieder klar, wenn wir sehen, daß uns dank unserer „angeborenen Schemas" auch Tiere als „hochmütig" oder zumindest unsympathisch erscheinen, wenn sie zufällig Gesichtszüge tragen, die bei uns Menschen als Ausdruck der Ablehnung gelten. Das hat K. Lorenz unlängst in einer wissenschaftlichen Arbeit (Zeitschrift für Tierpsychologie, Bd. 5, S. 235) eingehend untersucht.



Weil er überdachte Augen hat, erscheint uns der Adler „mutig"

Beim Dromedar und Lama zum Beispiel sind die Mundwinkel für gewöhnlich etwas herabgezogen, der Kopf wird leicht angehoben getragen, so daß das Nasenloch fast gleichhoch oder gar höher als das Auge liegt; die Nasenlöcher sind beim Dromedar schlitzförmig verengt und zugedrückt, als Schutz gegen Sandstaub. Das alles besagt gar nichts über die Seelenstimmung des Tieres; wer wissen will, ob das Lama spucken will oder freundlich ist, der muß ihm auf die Ohren sehen, die bei Lamas Stimmungsbarometer sind. Trotzdem haben diese Tiere für uns einen hochmütig-ablehnenden, zumindest nicht zusagenden Gesichtsausdruck.

Unser Menschengesicht erscheint mutig und entschlossen, wenn wir die Augenbrauen runzeln, so daß sie dachartig hervortreten und das Auge, welches einen Gegenstand scharf fixiert, besser beschatten. Gleichzeitig wird der Mund eng geschlossen und der ganze Körper gestrafft. Weil nun manche Raubvögel, besonders Falken und Adler, von Natur aus stark überdachte Augenhöhlen und scharf nach vorn gerichtete Augen haben, machen sie auf uns den Eindruck stolzer Entschlossenheit und edlen Mutes. Dem Adler mag es noch so gemütlich oder verliebt zumute sein, er wirkt auf uns trotzdem heldisch verwegen. Die Mandarinente wieder hat immer „so einen lieben Gesichtsausdruck", weil ihre Augen von einer feinen weißen Linie umrahmt sind, die hinter ihnen leicht emporgeschwungen ist und ein freundliches Lächeln vortäuscht. So kommen v i e l e f a l s c h e U r t e i l e ü b e r T i e r e zustande.

Unsere „angeborenen Schemas" für den Gesichtsausdruck des Mitmenschen spielen uns aber noch spaßigere Streiche, wenn sie sich beim Betrachten unbelebter Gegenstände einmengen. Bei Häusern mit Fenstern werden diese fast immer als Augen gewertet, eine Tür dazwischen als Nase. Die daneben liegenden Wandteile wirken als Stirn, Brauen, Wangen, Mund, und je nachdem, wie sie zu den „Augen" angeordnet sind, empfinden wir ein Häuschen als „freundlich", „kalt", „lustig", „verschlossen" —, ohne daß wir sagen könnten, warum eigentlich. Auch sehr verschieden veranlagte Menschen beurteilen eine Hausfront meist erstaunlich einhellig als ärmlich, schreiend, unruhig, würdevoll, und die Architektur nimmt auf diese angeborenen Urteile Rücksicht. Wer hätte nicht schon einmal die schräggestellten Bullaugen am Bug eines Dampfers als Augen eines Ungeheuers angesehen oder noch viel mehr die Scheinwerfer einer Lokomotive, die auf uns zufährt? „Ich erinnere

mich, daß für mich als Junge ein bestimmter Wagentyp der Wiener Stadtbahn durch die emporgezogenen Augenbrauen (entsprechende Anordnung der Entlüftungsklappen) einen unangenehmen, hochmütig erstaunten Ausdruck hatte, während breitfenstrige D-Zug-Wagen wegen ihres heiter-freundlichen Gesichtsausdruckes mein Wohlwollen genossen. Noch heute kann ich diese Gefühle spurenhaft nachempfinden", schreibt Lorenz.

Daß wir unsere angeborenen Menschengesichtsausdrücke in Tiere und Gegenstände verlegen, ist vielleicht eine Entartung unseres Instinktgutes. Man darf vermuten, daß Tiere nur die Ausdrucksbewegung ihrer Artgenossen oder ganz naher Verwandter „verstehen" und erleben. Denn nur auf diese antworten sie jedenfalls mit den passenden, richtigen Handlungen.

Tasten - Punkte - Stimmen und Papier

Ein kriegsblinder Stenotypist erzählt

Etwas keuchend lasse ich morgens stets die Treppe zum dritten Stockwerk der Eisenbahndirektion hinter mir zurück. Schließlich ist man mit 25 Jahren nicht mehr der Jüngste. Vielleicht steige ich aber auch etwas zu schnell die Treppe hinauf, weil mir das opamäßige Fortbewegen so wenig liegt. Ist dieses erste Stück Arbeit getan, gelange ich durch einen kleinen Flur und nach einer Linksbiegung in das Zimmer, das mich acht Stunden täglich beherbergt. Manchmal begibt es sich, daß mein freundliches „Guten Morgen" keinen Widerhall findet, weil niemand anwesend ist. Ich kleide mich büromäßig und beginne mit dem Tagewerk. Aus dem Nebenraum, der Kanzlei, wo ein volles Dutzend weiblicher Konkurrentinnen seines tippenden Amtes waltet, dringt gedämpftes, aber wüstes Geklapper zu mir heraus. Zwei Jahre bin ich nun hier tätig, fühle mich wohl in meiner Umgebung und finde Befriedigung in meiner Arbeit, die in der Aufnahme und Übertragung von Stenogrammen und Diktaten in die Schreibmaschine besteht. Die diktierenden Herren, von mir auch gerne Diktatoren genannt, kommen zu mir oder bitten mich telefonisch zu sich, worauf ich mich mit meiner Steno-Maschine und meinem Stöckchen bewaffne und durch die wohlbekannten langen Flure zu ihnen eile.

Führung unnötig

Auch auf den einzelnen Stockwerken kenne ich mich gut aus. Dabei zähle ich keine Schritte oder Treppenstufen und nur selten Türen. Ich lasse mich vom Gehör leiten, und mein Stöckchen bewirkt die notwendige Sicherheit. Dadurch, daß ich mich in der Mitte des Flures bewege, ist ein Anstoßen an offene Fenster fast ausgeschlossen; jeder Querflur zeigt sich deutlich meinem Ohr; ein Anlaufen gegen eine Wand ist völlig ausgeschlossen. Gehe ich einen Flur entlang, so sehe ich ihn in seiner ganzen Länge vor mir liegen, denke mir die Menschen hinein, die mir begegnen oder mich ansprechen, und füge diesem Bild etwaige zeitweilige Hindernisse, auf die man mich aufmerksam macht, hinzu und kalkuliere von vornherein offenstehende Fenster mit ein. Um Einwendungen zu begegnen, muß gesagt werden, wie wichtig es ist, daß ein Blinder sich an seinem Arbeitsplatz frei und o h n e f r e m d e H i l f e bewegen kann. Ein dauerndes Führen trägt nicht zu seiner Zufriedenheit bei und darf auch bei aller Hilfsbereitschaft seiner Umgebung dieser nicht dauernd zugemutet werden. Wenn man trotz aller Vorsichtsmaßnahmen einmal leicht anstößt, so muß es in Kauf genommen werden; das kommt auch zu Hause vor. Nur einmal, als ich auf einem Flur gegen einen für mich unsichtbaren Menschen stieß, der mir standhaft den Rücken kehrte und in einer Akte las, riß mir die Geduld, aber nur, weil mir die frisch gestopfte Pfeife dabei entglitt und der kostbare Inhalt den Boden bedeckte. Ansonsten nehme ich jeden Anstoß mit Humor zur Kenntnis. Den größten Schaden fügte ich mir einmal selbst zu, als ich mich auf meine eigene Brille setzte.

An der Stimme erkannt

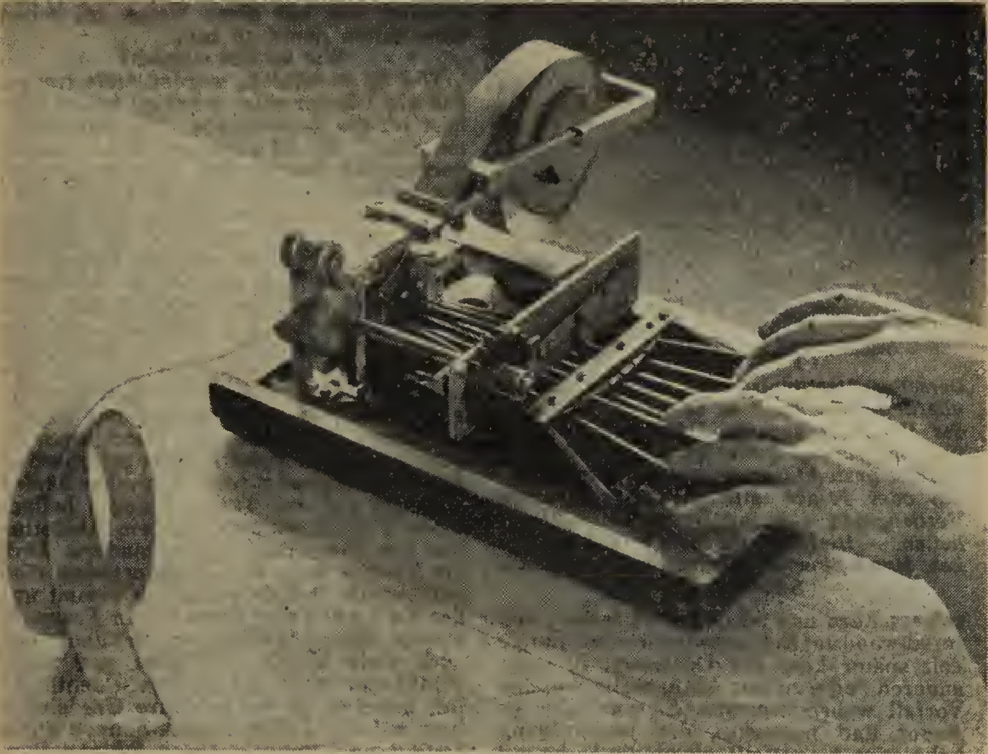
Alle, Vorgesetzte wie Kollegen, sind freundlich und entgegenkommend und immer hilfsbereit. Man nimmt mich für „voll", sagen wir besser, man hält mich für vollwertig und betrachtet mich als seinesgleichen. Mindestens 200 Menschen an meiner Arbeitsstätte k e n n e i c h s o f o r t an der Stimme. Das ist keine Übertreibung! Sie brauchen meist nur einen Gruß mit meinem Namen verlauten zu lassen und sind erkannt. Einige darunter verstellen zuweilen ihre Stimme und werden doch identifiziert. Es ist ja auch nicht schwer, weil es immer dieselben sind. Scherz und Neckereien müssen sein; sie erleichtern die Ar-

beit und machen sie nicht zu einem sturen Betrieb Und was die Konkurrentinnen vom „raren" Geschlecht anbelangt, so sind sie lieb und nett, und ich . . . bin verheiratet. Meine Diktatgeber nenne ich „Kunden" und setze alles daran, sie mir zu erhalten. Gehen welche ab, so muß ich mir neue gewinnen; alles im Dienste der wirtschaftlichen Auslastung. Ich unterscheide zwischen Stammkunden, guten Kunden, seltenen Kunden und einmaligen Kunden. Erstere bedienen sich nur meiner Kraft und werden vor allen bevorzugt. Gute Kunden sind immer gern gesehen, und die seltenen werden auch bedient, wenn es irgend möglich ist. Einmalige Kunden kamen nur einmal oder höchstens zweimal und nicht wieder; sie sind an einer Hand abzuzählen. Sie mögen es als nicht einfach empfinden, einem Nichtsehenden zu diktieren und finden es vielleicht unbequem, wenn sie infolge eines nicht einwandfreien Diktats selbst zum Radiergummi greifen oder sonstwie mit Hand anlegen müssen, um die Angelegenheit wieder in Ordnung zu bringen Schon aus diesem Grunde ziehe ich im allgemeinen Stenogramme den Diktaten in die Schreibmaschine vor. Sie befriedigen auch mehr, sind sie doch eine Art selbständiger Arbeit.

Eine meiner liebsten Beschäftigungen ist die Protokollführung bei den vierteljährlichen Betriebsversammlungen und mit der selbständigen Fertigung der Niederschrift, die durchschnittlich 4 bis 8 engzeilig beschriebene Schreibmaschinenseiten umfaßt.

Allerlei Unverständnis

Ich bin kein Freund von Hilfsmitteln, bediene mich lediglich einer Vorrichtung zur Führung des zu übertragenden Stenogrammstreifens Es gibt tatsächlich Leute, die da glauben, für die einfachsten Dinge



Die Stenomaschine für blinde Telefonisten und Stenotypisten ermöglicht genau so schnelles Arbeiten wie bei den Sehenden. Die Maschine hat außer einer Leertaste 6 Tasten, jede für einen bestimmten Punkt der Brailleschrift. Werden z. B. die drei linken Tasten gleichzeitig herabgedrückt, so prägen sich auf dem Papierstreifen drei untereinanderliegende Punkte reliefartig ein, die abgetastet werden können: der Buchstabe L Gewandte kriegsblinde Stenotypisten erreichten mit dieser Maschine eine Schreibgeschwindigkeit von 220 Silben und mehr *Foto: Haustein*

dem Blinden ein Hilfsmittel konstruieren zu müssen. So empfahl man zuletzt eine Telefonwählerscheibe für Blinde. Ein unsinniges Bemühen! Diese „Errungenschaft" würde uns meines Erachtens die Bedienung eines Telefons erschweren helfen. Auch das Zurechtlegen und Einspannen von 5 bis 6 Durchschlägen bewältige ich ohne Hilfeleistung. Als ich gerade einige Monate hier war, wurde ein junger Mann von einem Dezernenten beauftragt, mir 8 Seiten mit 5 Durchschlägen zu diktieren. Er nahm mir die Arbeit des Einspannens ab und nach der zweiten Seite (Rückseite) stellte sich heraus, daß sie auf dem Kopf stand. Er äußerte, die beiden Seiten in



Derselbe Stenotypist, der auf der gegenüberliegenden Seite zu sehen ist — es ist der Verfasser unseres Aufsatzes —, spielt zum Feierabend gern Schach. Die Figuren werden gesteckt, weiße und schwarze Figuren oder Felder unterscheiden sich durch Vertiefungen oder andere fühlbare Eigenheiten. — Hier liest der Spieler mit der linken Hand eine in Blindenschrift gedruckte Schachaufgabe

seinem Büro neu schreiben zu lassen, und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Einige Zeit später kam der Dezernent in einer anderen Sache zu mir. Ich erzählte ihm den Vorfall wahrheitsgetreu. Er war sehr erstaunt und bemerkte, der junge Mann habe es so hingestellt, als ob die Sache mit mir nicht so recht geklappt hätte. Blieb dieser Fall auch einmalig, so zeigt er doch deutlich, wie unser Nichtsehen leicht ungerechtfertigt Anlaß zu einer falschen Beurteilung geben kann. Auch wir Blinden müssen mit den Sehenden viel Geduld haben.

Schwierige Texte

Schwierige Texte, wie z. B. Aufstellungen, bei denen die Tabulatur zur Hilfe genommen werden muß, bieten kaum Schwierigkeiten. So habe ich schon umfangreiche Dienstalterslisten mit 5 bis 7 Spalten mit allein 2000 bis 4000 Daten nach Diktat in die Schreibmaschine geschrieben. Aufstellungen in Stenogrammen oder Einhaltung einer bestimmten Form des Schriftsatzes sind gut möglich. Mit der Zeit erreicht man hierin eine große Sicherheit. Aufgabe des Diktatgebers ist es, seine Wünsche klar und zweifelsfrei zu äußern. Ein gutes Vorstellungsvermögen schafft wesentliche Erleichterung. Die Einhaltung von Firmenbögen, die meist nur in wenigen Formaten gebräuchlich sind, bietet ebenfalls keine Schwierigkeiten. Zeilenabstände im Briefkopf und die genauen Grade der Bezugszeichenreihe kann man sich gut einprägen. Viele meiner kriegsblinden Kollegen in der Privatwirtschaft arbeiten nur auf diese Weise. Ich selbst habe selten damit zu tun.

Wie ist das möglich?

Wie ist es möglich, werden viele fragen, daß ein Blinder solches leisten kann? Man hört oft die Bezeichnung „Blindenschreibmaschine". Sie ist nicht zutreffend. Selbstverständlich kommt auch für ihn nur eine der gebräuchlichen Schreibmaschinen in Frage. Sie ist mit einigen fühlbaren Zeichen versehen. So befinden sich auf der Tastatur auf den Tasten a, f, j, ö, 2, 6 und 9 je ein kleiner erhabener Punkt und auf den Tasten n und z je zwei Punkte, bei der Tabulatur auf der Zehnertaste ein Punkt, auf der 100er-Taste zwei Punkte untereinander usw., so daß man über die Fingerspitzen (statt über die Augen) immer die Orientierung behält. Für das Erlernen des Maschineschreibens sind alle diese Zeichen erforderlich. Für den fortgeschrittenen Schreiber dürfen aber die auf den Tasten f und j befindlichen Punkte genügen, um ein Abgleiten von der Grundreihe zu verhindern. Auch die Punkte auf den Tabulatortasten sind entbehrlich. Selbstverständlich kommt nur das Zehnfingersystem in Frage. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch viele blinde Einhänder und sogar Ohnhänder maschineschreiben. Unentbehrlich dagegen ist die fühlbare Gradeinteilung auf der Papierandruck-Schiene durch Striche und Punkte. Diese Schiene liegt quer an der Walze an, ähnlich den nichtmarkierten Schienen bei üblichen Schreibmaschinen. Striche befinden sich auf jedem 10. Grad bzw. 10. Anschlag. Bei den Graden 20 und 60 tritt ein Punkt und bei Grad 40 treten zwei Punkte links und rechts hinzu. Jeder fünfte Anschlag ist auf der Schiene

gekennzeichnet. Muß ich eine **Aufstellung** machen, so bewege ich den Wagen, bis die an der Farbbandführung, also in der Mitte befestigte und genau über der Anschlagstelle stehende „Nase“ mit dem gewünschten Anschlaggrad übereinstimmt. Diese Gradeinteilung erleichtert auch die **Einteilung von Überschriften**.

200 Silben pro Minute

Stenogramme nehme ich mit der Marburger Stenomaschine auf, einem kleinen einfachen aber teuren Apparat. In ihn wird ein zu beschreibender **Papierstreifen** in Form einer Rolle eingeführt, die für etwa 2 bis 3000 Silben ausreicht. Die Maschine hat 6 Tasten und eine Leertaste. Bekanntlich setzt sich die Blindenschrift aus 6 Punkten zusammen, die man sich beieinander als hochgestelltes Domino-Rechteck vorstellen muß. Die sich daraus ergebenden 63 Möglichkeiten der Punktekombination werden restlos erschöpft, wenigstens in der Kurzschrift und in der „Einheitsstenographie für Blinde“. Während bei den Buchstaben a und dem Komma nur **eine** Taste gedrückt zu werden braucht, weil der Buchstabe a nur durch einen einzigen Punkt ausgedrückt wird, muß man z. B. für b 2, für n 4 und für q 5 Tasten zu gleicher Zeit bedienen, wenn diese Buchstaben erscheinen sollen. Wenn man also hört, daß ein Blinder 220 Silben je Minute schreibt — ich bringe nur 180 bis 200 Silben auf die Beine —, so kann man sich vorstellen, welche unheimliche Fingerfertigkeit und Konzentration zur konkurrenzfähigen Ausübung unseres Berufes gehört.

Die **Kurzschrift**, in der fast ausnahmslos unsere Bücher gedruckt sind, umfaßt etwa 200 Wort- (einlautige und zweilautige) und Silbenkürzungen. Die Silben en, em, ar, or, in und andere sowie die Vorsilben ver, de, be usw. und die Nachsilben keit, heit, ung, lich usw. werden alle durch **einen** Anschlag **gekürzt**.

1000 Kürzungen!

Die Einheitsstenographie umfaßt, die Kurzschrift einbegriffen, annähernd 1000 Kürzungen. Die gebräuchlichsten Wörter werden durch wenige Buchstaben gekürzt,



Kriegsblinder Stenotypist tastet das von ihm aufgenommene Diktat vom Steno Streifen ab und tippt den Text mit einer normalen Schreibmaschine, die nur geringe Hilfsvorrichtungen hat

z. B.: f z a = F i n a n z a m t, tel = Telefon, wel = Wechsel, tp = Transport, rp = Reparatur, wbew = Wettbewerb, ano = Angebot, bed = Bedarf usw Satzzeichen setzen sich aus den unteren 4 Punkten zusammen, werden aber in Kurzschrift und Stenographie auch als Wort- und Silbenkürzungen verwandt, in der Kurzschrift mit Einschränkungen, um Verwechslungen auszuschließen, in der Stenographie ohne Einschränkung, weil Satzzeichen hier völlig wegfallen Es gibt keine Großschreibung Schwierig ist im Anfang das Schreiben von Z a h l e n. V o r die Zahl tritt ein besonderes Zahlenzeichen, das besagt, daß folgende einzelne oder mehrere Buchstaben als Zahlen anzusehen sind.

Ich hoffe, dem Leser einen kleinen Einblick in die Tätigkeit eines blinden Stenotypisten vermittelt zu haben, bemerke jedoch abschließend, ohne mich hervorheben zu wollen, daß an einen Blinden, der in ähnlicher Weise wie ich eingesetzt ist, schon einige Forderungen gestellt werden müssen, wenn er nicht Gefahr laufen will, wohlwollend nur mit „durchgeschleift" zu werden, wie man so schön sagt. Schließlich wollen wir in unserer Arbeit ja Zufriedenheit finden — durch echte Leistung.

G a b r i e l M e r t e n s.

Ein Reichsbahnrat urteilt:

„Herr Gabriel Mertens ist seit 2 Jahren bei der Eisenbahndirektion Köln beschäftigt Er schreibt 180 Silben und nimmt bei mir und anderen Beamten Stenogramme auf Die Übertragung ist im allgemeinen völlig fehlerfrei und übertrifft die einer durchschnittlichen Stenotypistin, selbst wenn es sich um schwierige Texte mit Einrücken von Zeilen, Aufstellungen und dgl handelt.

Herr Mertens ist außerdem schon mit bestem Erfolg als Protokollführer verwendet worden Ebenso ist er für unmittelbare Diktate in die Schreibmaschine gut geeignet.

Herr Mertens füllt seinen Posten vollkommen aus und ist eine vollwertige Bürokraft, zumal er sich in unserem großen vierstöckigen Amtsgebäude ohne fremde Hilfeleistung zurechtfindet."

Hermann Hesse

Das verlorene Taschenmesser

Gestern habe ich ein Taschenmesser verloren und dabei die Erfahrung gemacht, daß meine Philosophie und Schicksalsbereitschaft auf schwachen Füßen stehen, denn der kleine Verlust hat mich unverhältnismäßig betrübt, und ich bin auch heute noch mit meinen Gedanken bei jenem verlorenen Messer, nicht ohne mich selbst wegen solcher Sentimentalitäten auszulachen.

Es ist ein schlechtes Zeichen, daß der Verlust dieses Messers mich so betrüben konnte. Es gehört zu meinen Schrulligkeiten, die ich wohl kritisieren und bekämpfen, nicht aber völlig abtun kann, daß ich an Dingen, die ich eine Weile besessen, mit großer Anhänglichkeit festhalte, und es ist mir jedesmal ein Unbehagen, zuweilen sogar ein kleiner Schmerz, wenn ich mich von einem lang getragenen Kleide oder Hut oder Stock trennen muß, um von schlimmeren Trennungen und Abschieden ganz zu schweigen. Und jenes Messer gehörte nun zu den ganz wenigen Gegenständen, die lange Zeit die Veränderungen meines Lebens überdauert und mich durch alle Wechsel jahrzehntelang begleitet haben. Zwar besitze ich noch einen geheiligten Trödel aus fernerer Vergangenheit, einen Ring meiner Mutter, eine Uhr meines Vaters, ein paar Photographien und Andenken aus meiner frühen Kinderzeit, aber all diese Dinge sind ja eigentlich tot, sind Museum, liegen im Schrank und werden kaum alle Jahre einmal betrachtet. Das Messer aber ist viele Jahre ein beinahe täglich gebrauchtes Ding gewesen, ich habe es viele tausend Male in meine Tasche gesteckt, aus der Tasche gezogen, es zur Arbeit und Spielerei benützt, habe es hundertmal mit dem Abziehstein nachgeschliffen, habe es in früheren Zeiten mehrmals verloren und wiedergefunden. Es war mir lieb, dies Messer, und es ist wohl eines Klageliedes wert.

Es war kein gewöhnliches Taschenmesser — deren habe ich in meinem Leben sehr viele besessen und verbraucht. Es war ein Gartenmesser, eine einzige, sehr starke, halbmondförmig gebogene Klinge in festem, glattem Holzgriff, kein Gegenstand des Luxus und der Spielerei, sondern eine ernste, solide Waffe, ein gediegenes Werkzeug von uralter, bewährter Form. Diese Formen stammen aus den Erfahrungen der Väter, aus hundert und tausend Jahren her, und sie widerstehen oft lange dem Ansturm der Industrie, welche den Ehrgeiz hat, an Stelle dieser bewährten Formen unbewährte, neue, sinnlose und spielerische zu setzen, denn die Industrie baut ihre Existenz darauf, daß der moderne Mensch die Gegenstände, mit denen er arbeitet und spielt, nicht mehr liebt und sie leicht und häufig wechselt. Wenn, wie in alten Zeiten, jeder Mann ein einziges Mal in seinem Leben sich ein starkes, gutes, edles Messer kaufen und es sorgfältig bis zu seinem Tode bewahren würde, wo blieben da die Messerfabriken? Nein, heute wechselt man Messer und Gabel, Manschettenknopf und Hut, Spazierstock und Schirm alle Augenblicke, es ist der Industrie gelungen, alle diese Dinge der Mode zu unterwerfen, und von diesen Modeformen, die für eine Saison berechnet sind, kann man ja nicht wohl verlangen, daß sie die Schönheit, Lebendigkeit und Richtigkeit der uralten bewährten, echten Formen haben sollen.

Des Tages, an welchem ich den Besitz meines schönen, sichelförmigen Gartenmessers antrat, kann ich mich wohl noch entsinnen. Ich war damals sehr auf der Höhe, in jeder Hinsicht, und fühlte mich dementsprechend. Ich war seit kurzem verheiratet, ich war der Stadt und dem Gefängnis eines Brotberufes entronnen und saß unabhängig und nur mir selber verantwortlich in einem schönen Dorf am Bodensee, ich hatte Erfolg mit Büchern, die ich schrieb und die mir sehr gut schienen, ich hatte auf dem See ein Ruderboot schwimmen, meine Frau erwartete ihr erstes Kind, und nun ging ich eben an eine große Unternehmung, deren Wichtigkeit mich ganz erfüllte: an den Bau eines eigenen Hauses und die Anlage eines eigenen Gartens. Der Boden war schon gekauft und die Maße abgesteckt, und wenn ich über das Grundstück ging, empfand ich manchmal feierlich die Schönheit und Würde dieses Tuns, es schien mir, daß ich da einen Grundstein für alle Zeiten lege und für mich, meine Frau und meine Kinder hier eine Heimat und Zuflucht gründe. Die Hauspläne waren fertig, und der Garten nahm in meiner Vorstellung allmählich Gestalt an, mit dem breiten langen Mittelweg, dem Brunnen, der Wiese mit den Kastanienbäumen.

Damals, ich mochte so gegen dreißig Jahre alt sein, kam eines Tages ein schweres Frachtstück für mich mit dem Dampfer an, und ich half es vom Landungssteg mit herausschleppen. Es kam von einer Gar-

tenbaufirma und enthielt lauter Gartenwerkzeuge: Spaten, Schaufel, Pickel Rechen, Hacken (unter denen namentlich die mit dem Schwanenhals mich sehr entzückte) und manche andere solche Dinge Dazwischen lagen, sorgfältig in Lappen eingeschlagen, einige kleinere und zartere Gegenstände, die ich mit Freude enthüllte und besichtigte, und unter ihnen war auch das krumme Messer, das ich sogleich öffnete und prüfte. Blank funkelte mir sein neuer Stahl entgegen, hart und straff sprang die Rückenfeder, und die vernickelten Heftbeschläge blitzten. Damals war es ein kleines Anhängsel, ein winziges Nebenstück meiner Einrichtung. Ich dachte nicht, daß einmal dies Messer von all meinem schönen jungen Besitz, von Haus und Garten, Familie und Heimat das einzige kleine Stück sein würde, das noch mir gehörte und bei mir blieb. Es dauerte nicht lange, so schnitt ich mir mit dem neuen Messer beinahe einen Finger ab, die Narbe trage ich noch heute. Und inzwischen war der Garten angelegt und bepflanzt, das Haus gebaut, und viele Jahre lang war das Messer mein Begleiter, so oft ich in den Garten ging. Ich habe mit ihm meine Obstbäume beschnitten und Sonnenblumen und Dahlien zu Sträußen abgeschnitten, habe Peitschenstiele und Pfeilbögen für meine kleinen Söhne damit geschnitzt. Täglich, mit Ausnahme kurzer Reisezeiten, brachte ich einige Stunden im Garten zu, den ich alle die Jahre hindurch selbst besorgt habe, mit Graben und Pflanzen, Säen und Begießen, Düngen und Ernten, und in den kühleren Jahreszeiten hatte ich stets ein Feuerlein in einer Gartenecke brennen, wo Unkraut und alte Wurzelstöcke und Abfall jeder Art zu Asche gebrannt wurden. Meine Söhne waren gern dabei, steckten ihre Gerten und Schilfrohre ins Feuer, brieten Kartoffeln und Kastanien darin Dabei fiel mir einmal das Messer ins Feuer, und am Heft entstand ein kleiner Brandfleck, den es von da an trug und an dem ich es aus allen Messern der Welt herausgekannt hätte.

Es kam eine Zeit, da reiste ich viel, denn es war mir nicht mehr so sehr wohl in dem hübschen Hause am Bodensee. Ich ließ oft meinen Garten stehen und fuhr in der Welt herum, als hätte ich irgendwo die Hauptsache liegen lassen und vergessen. ich fuhr bis nach dem hintersten Südosten von Sumatra und sah die großen grünen Schmetterlinge im Dschungel schimmern. Und als ich zurück kam, da wurde meine Frau mit mir einig, daß wir unser Haus und Dorf verlassen wollten. Es zeigte sich, daß für die heranwachsenden Söhne Schulen nötig waren und manches andere, und wir sprachen viel darüber. Aber darüber sprach ich mit niemand, daß das Hierbleiben eben seinen Sinn verloren hatte und daß mein Traum von Glück und Behagen in diesem Hause ein falscher Traum gewesen war und begraben werden mußte.

In einem herrlichen alten Garten, mit gewaltigen uralten Bäumen, nahe bei einer schönen Schweizer Stadt; mit dem Blick auf die nahen feierlichen Schneeberge, zündete ich meine gewohnten Herbst- und Frühlingsfeuer wieder an, und wenn das Leben mir weh tat und auch an diesem neuen Ort vieles so schwierig ging und so verstimmt klang, dann suchte ich die Schuld bald hier, bald dort, oft auch im eigenen Herzen, und wenn ich mein starkes Gartenmesser betrachtete, dachte ich an Goethes vorzügliche Anweisung für sentimentale Selbstmörder, sich den Tod nicht allzu bequem zu machen, sondern ihn durch Heroismus zu verdienen und sich zumindest mit eigener Hand das Messer ins Herz zu stoßen. Und das konnte ich so wenig wie Goethe.

Es kam der Krieg, und nun dauerte es nicht mehr lange, bis ich die Gründe meiner Unzufriedenheiten und Melancholie nicht mehr weit zu suchen brauchte, sondern sie klar erkannte und wußte, daß da nichts zu heilen war und daß die Hölle dieser Zeit zu durchleben trotz



Kriegsblinder Bürstenmacher bei der Arbeit

allem eine gute Kur gegen eigensüchtige Schwermut und Enttäuschung sei. Es kamen Zeiten, wo ich mein Messer wenig mehr brauchte, es war allzu viel andere Arbeit zu tun. Und es kam so allmählich alles ins Rutschen, zuerst das Deutsche Reich und sein Krieg. Und als der Krieg zu Ende war, da war auch in meinem Leben allerlei gewendet und verändert, ich besaß keinen Garten und kein Haus mehr und mußte mich auch von der Familie trennen und mußte Jahre der Einsamkeit und Besinnung antreten und durchkosten. Da saß ich oft, in den langen, langen Wintern der Verbannung, im kalten Zimmer vor dem kleinen Kamin, verbrannte Briefe und Zeitungen und schnitzelte mit meinem alten Messer am Holz herum, ehe ich es ins Feuer steckte, und sah in die Flammen, und sah mein Leben und meinen Ehrgeiz und mein Wissen und mein ganzes Ich allmählich verbrennen und zu reinlicher Asche werden. Und wenn auch das Ich, der Ehrgeiz, die Eitelkeit und der ganze trübe Lebenszauber mich nachher wieder und wieder einspann, so war doch eine Zuflucht gefunden, eine Wahrheit erkannt, und die Heimat, die zu gründen und zu besitzen mir im Leben nie hatte glücken wollen, begann mir im eigenen Herzen zu wachsen.

Wenn ich nun das Gartenmesser, das mich diesen langen Weg begleitet hat, so sehr vermisse, so ist das weder heroisch noch weise. Ich will aber heute nun einmal weder heroisch noch weise sein, dazu ist morgen wieder Zeit.

Was heißt „Deutsche Blindenarbeit"?

Zunächst muß einmal eindeutig klar gemacht werden, daß die Deutsche Blindenarbeit (DBA) ein Verband zum Schutze des Blindenhandwerks ist. Es handelt sich hier also nicht um eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft zwischen den einzelnen Blindensparten, sondern lediglich um einen Schutzverband für die von Blinden hergestellten Waren.

Dabei ist es natürlich gleichgültig, ob die Bürste oder der Korb von einem Kriegsblinden, von einem Zivilblinden oder von einem blinden Lehrling in einer Anstalt hergestellt worden sind. Wenn es sich um einwandfreie Blindenware handelt, hat die Ware den Anspruch, mit einem Blindenschutzzeichen gekennzeichnet zu sein Und dieses auf Bundesebene einzige gesetzlich geschützte Blindenwarenzeichen verleiht die DBA an alle Blinden-Handwerker, die nach den Richtlinien der DBA einen einwandfreien Blindenbetrieb nachweisen können.

Wenn also ein Blindenbetrieb Mitglied der DBA ist, bleibt es nach wie vor der Betrieb X mit der wie bisher geführten Bezeichnung. Er hat nur mit der Anerkennung seiner Mitgliedschaft in der DBA bewiesen, daß die von ihm hergestellte Ware einwandfreie Blindenware ist. Er bekommt dafür für seine Waren das Blindenschutzzeichen, und hat damit die Möglichkeit, sich seinen Kunden gegenüber als tatsächlicher Blindenbetrieb zu legitimieren, so daß er nicht nur gegen jeden Angriff geschützt ist sondern auch die Möglichkeit hat, gegen unlautere Machenschaften, welche leider allzuoft mit dem Namen „blind" getrieben werden, vorzugehen und sie abzustellen.

Die DBA besteht jetzt ein Jahr. Es ist schon durch die besatzungsmäßig bestimmte, wirtschaftlich unterschiedliche Struktur Westdeutschlands ungeheuer



schwer, eine einheitliche Linie in das Blindenhandwerk zu bringen. Man darf aber andererseits von der DBA nach einjährigem Bestehen nicht erwarten, daß sie schon die Schlagkraft gegen unlautere Machenschaften wieder aufweist, die der frühere Reichsverband für das Blindenhandwerk auf Grund jahrelanger engster Zusammenarbeit mit allen maßgebenden Stellen sich hatte aneignen können.

Wenn alle wirklichen Blindenbetriebe sich in der DBA zum Schutze ihrer Pro-

duktion zusammenschließen und mit dem nötigen Verständnis der Geschäftsführung der DBA helfen, die anfänglich großen Schwierigkeiten zu überwinden, dann wird die DBA das Instrument ergeben, das unbedingt notwendig ist, um in das Blindenhandwerk wieder die Sauberkeit hinein zu bringen, die es befähigt, auf dem Markt wieder vollauf konkurrenzfähig zu werden.

Karl Wendel.

Kriegsblinder Bildhauer

Besuch bei einem Kameraden in Oberammergau — Hauptberuf: Masseur

Donez-Becken, Sowjetrußland (1941): Über dem Bett im Hauptverbandsplatz einer Gebirgsdivision ein Schild: „Unteroffizier Arthur Schneider, 28 Jahre, verheiratet, Infanteriegeschoß, auf beiden Augen erblindet. Patient wird nach Wien verlegt."

Oberammergau, Oberbayern (1949): Über der Tür des Hauses Dorfstraße 14 ein Schild: „Arthur Schneider, staatlich geprüfter Heil- und Sportmasseur." Daneben: „Schnitzerei- und Bildhauerwerkstatt Arthur Schneider, 1. Stock."

Es begann mit einem Kopfschuß. Das rechte Auge ausgeschossen, das linke verwundet, vereitert und nach kurzer Zeit ebenfalls erblindet. Aus — für immer! Arthur Schneider war einer der vielen Kriegsblinden geworden. Sein Schicksal würde nun — so konnte man damals annehmen — eines der üblichen Blindenschicksale werden. Korbflechter, Telefonist oder irgendetwas Ähnliches.

Aber Schneider gab nicht nach. Er wollte das Lebensniveau seines früheren Berufes, Freskenmaler, mit ein paar Semestern Kunstakademie, um jeden Preis halten. Schon um seiner Frau und seiner beiden Kinder willen. Da entsann er sich, daß er früher, wenn er als Sportler und Leichtathlet Wadenkrämpfe bekommen hatte, von einem Masseur, einem Blinden des ersten Weltkrieges, massiert worden war. Das müßte doch gehen. Er bestand 1943 die Staatsprüfung neben vielen sehenden Konkurrenten mit „gut". Einige sehende Prüflinge fielen durch.

In Oberammergau, dem Geburtsort seiner Frau, machte der gebürtige Kaiserslauterner eine Massagepraxis auf. Es ging ganz gut, gewiß. Über Patientenmangel konnte er sich nicht beklagen. Aber irgendetwas fehlte ihm. Irgendetwas drängte in ihm. Der Freskenmaler, der Künstler, meldete sich wieder zum Wort. Aber erst ein sonderbarer Zufall verhalf ihm zum Durchbruch.

Es war in der Werkstatt eines befreundeten Holzschnitzers. Ob Schneider wohl erkennen könne, was er ihm hier in die Hand gebe, fragte der alte Meister, „nur so aus Spaß". Zögernd glitten Schneiders Hände über das Holz. Gewiß sagte er dann, das ist ein Elefant. Ein holzgeschnitzter Elefant. Das Bild dieses Elefanten ließ den Blinden nicht mehr los. Zwei Nächte lang konnte er nicht schlafen, so hatte ihn die Fähigkeit, mit den Fingern zu „sehen", aufgeschreckt Bis er sich von seinem Jungen etwas Plastilin geben ließ und zum erstenmal in seinem Leben selbst „bildhauerte". Das Produkt dieser ersten unbeholfenen Bemühungen wäre für einen Bildhauer keine gute Reklame gewesen. Für einen Blinden war es eine Sensation. Er machte den Elefanten noch einmal Diesmal wurde er schon viel besser, auch für sehende Laien eine beachtliche Leistung. Schneider arbeitete weiter in Holz, Ton und Terrakott. Tiere entstanden. Menschenakte, alles nach der Erinnerung. Und

schließlich wagte er sich auch an lebende Modelle. Als erstes nahm er sich ein junges Pferd vor. Immer wieder lief er in den Stall, wo das Modell stand. Mit seinen Fingerspitzen fuhr er jeder Linie des Tieres nach, jeden Teil des Körpers prägte er sich so ein. Seine Hände waren „sehend" geworden. Und schließlich stand eine entzückend zarte und fast ätherisch anmutende Skulptur auf dem Tisch, ein junges Fohlen, eines seiner besten Werke. Als Krönung seiner Arbeit porträtierte er seine beiden Kinder. Stundenlang mußten sie stillhalten, wenn der Vater ihnen mit seinen Händen jede Linie ihres Gesichtes nachtastete, die Form am Gipsmodell überprüfte und wieder über die Kindergesichter fuhr. Die beiden Kinderbilder wurden frappierend in ihrer Ähnlichkeit, von geradezu unheimlicher Ähnlichkeit, wenn man bedenkt, daß der Bildhauer ein Blinder ist.

Die Massagepraxis betrieb Schneider weiter. Denn von der Bildhauerei konnte er nicht leben. Ab und zu konnte er eine Plastik verkaufen. Aber als er einige seiner Werke auf der Exportausstellung im Haus der Kunst in München ausstellte, blieb der ersehnte Verkaufserfolg aus, so umlagert auch ständig die Glasvitrine mit seinen Arbeiten war. Auch als sein Name, sein Bild und seine Arbeit mit einer amerikanischen Wochenschau um den ganzen Erdball gingen, blieben die erhofften Aufträge aus. Überdies erschöpfte die ungeheure Konzentration während des Modellierens seine Kräfte. Vom Modellieren wurden seine Finger dünn und zerbrechlich. Zu Massagen aber brauchte er starke und kräftige Hände. Vielleicht war das der Grund, weshalb sich unser Kamerad zunehmend der Holzplastik zuwandte, ein für ihn besonders schwieriges Gebiet, weil hier im Gegensatz zur Tonplastik Korrekturen nicht möglich sind: was das Schnitzmesser weggenommen hat, ist nicht wieder anzufügen.

Für Arthur Schneider ist die Bildhauerei mehr eine Nebenbeschäftigung für den Feierabend, nicht eine rein berufliche Beschäftigung, wie etwa für den kriegsblinden Bildhauer Jakob Schmitt in Mainz, der — im ersten Weltkrieg erblindet — seit Jahren künstlerisch tätig ist. Arthur Schneider ist in erster Linie Masseur geblieben und seine Patienten — so hört man in Oberammergau — loben ihn über den grünen Klee. Das gibt unserem Kameraden die innere Zufriedenheit. „Das Furchtbarste, das mir geschehen könnte", sagt er, „wäre das Gefühl, überflüssig zu sein. Das glaube ich, könnte ich nicht ertragen."





Fotos (2): Schleinitz

Die Hände Lovis Corinths

Erinnerungen an einen großen Maler von Paul Fechter

Als ich Corinth persönlich begegnete, war er bereits ein vor der Zeit Gealterter, dem Schlaganfall und Krankheit die Lebenskraft genommen hatten, so daß es wie ein Rätsel erschien, daß dieser Mann noch imstande war, die Wunder seiner späten Bilder, die herrlichen Aquarelle vom Walchensee, die Blumenstücke und die unheimlichen Porträts und Selbstbildnisse zu schaffen, die zuweilen an die letzten Geheimnisse des Lebens zu rühren scheinen. Es war auf jener Abendgesellschaft bei Ebert, als der Reichspräsident den Versuch machte, einmal Männer der Kunst, der Wissenschaft, der Dichtung zu einem geselligen Beisammensein in seinem Palais in der Wilhelmstraße zu vereinigen. An diesem Abend war auch Corinth erschienen und ging und stand mit anderen umher, als vermöchte er keinen rechten Kontakt mehr mit der unbehinderten Welt der Gesunden zu finden. Wie ein regloser Schatten erschien er in dem hellen Licht der Kronleuchter über den festlichen Räumen; der Frack, den er trug, hing ohne Beziehung zu seinem langsamen Körper über ihm, und seine Blicke glitten tastend, passiv über die Gesichter der Männer, die an ihm vorüberwanderten, ihn streiften, selten einmal bei ihm haltmachten.



Lovis Corinth: „Mädchen im Nachthemd" (1896)

Als das Essen vorbei war, wurden Zigaretten gereicht. Bei einem der Diener, die die Tabletts mit den Zigarettenkartons und den Kisten, den Zigarrenabschneidern und den Zündhölzern trugen, stand, als ich hinzutrat, mit ein paar anderen Herren Lovis Corinth: er wollte eine Zigarre nehmen; seine Hand aber zitterte so stark, nicht nur in den Fingern, sondern auch als Ganzes im Gelenk, daß er nicht imstande war, eine einzelne Zigarre zu erfassen. Er griff unsicher in die Fülle, bekam drei oder vier auf einmal in die Finger, hob die Hand, ließ die Zigarren zurückfallen und wiederholte den Vorgang mit dem gleichen negativen Ergebnis. Die Hand, die noch immer Wunderwerke der Malerei schuf, war nicht mehr in der Lage, diesem einfachen Willensimpuls ihres Trägers zu gehorchen.

Als er zum drittenmal ansetzen wollte, griff ich ein: „Erlauben Sie, Herr Professor, daß ich das übernehme?" Ich holte eine Zigarre aus der Kiste, nahm den Abschneider, schnitt sie ab und reichte sie ihm hin, erwartend, daß er sie mir aus der Hand nehmen würde. Er ließ die Arme ruhig hängen, blieb in der Stellung, in der er meinem Tun zugeschaut hatte, und öffnete nur wortlos den Mund. Er erwartete, daß ich ihm die Zigarre nun auch noch zwischen die Lippen schieben würde. Ich tat es natürlich, entzündete ein Streichholz und gab ihm Feuer. Er zog langsam, bedächtig, und erst, als alles in Ordnung war und die Zigarre richtig brannte, hob er die Hand, nahm sie wieder aus dem Munde und sagte in seinem breiten, echt ostpreußischen Tonfall: „Dank' scheen."

Dabei sah er mich an, und dieser Blick war das eigentlich Unvergeßbare an der



Lovis Corinth: Selbstbildnis mit Skelett (1896)

kleinen Begebenheit. Er hatte in seinem schweren, ländlichen Gesicht, das niemals Berliner Züge bekommen hatte, ein paar wunderschöne braune Augen, Augen eines kranken, verwundeten Tieres. Augen eines Menschen, in denen die stumme Klage war: Ich kann ja nicht mehr. Es waren Maleraugen, Augen eines Mannes, der die Welt jetzt nur noch passiv, leidend in sich einströmen ließ, der sie nicht mehr packen, fassen und nach seinem Willen gestalten konnte, sondern hinnehmen mußte, was kam, was sie gab, der nicht einmal mehr über sich und seinen Körper Herr war. Es war der Blick eines Leidenden und zugleich der Blick eines Menschen, der nur mit den Augen, nur im Sichtbaren lebte, und der jetzt wortlos, stumm mit diesen Augen für eine belanglose Freundlichkeit dankte. Er nahm mit ihnen Besitz von meinem Gesicht; ich fühlte, wie er es für einen Moment mit der alten Herrenhaftigkeit fixierte; dann siegte wieder das Schweigende-Kranke des Tieres, eines Wesens, das sich schon außerhalb der Welt der anderen fühlte und kaum noch anderes als das Warten auf irgend etwas mit ihnen gemein hatte.

Als ich nach seinem Tode einmal bei Frau Charlotte Berendt oben in seinem verlassenen Atelier in der Klopstockstraße saß, erzählte ich ihr die kleine Begegnung und versuchte, ihr den Eindruck seines Blickes zu schildern. Sie sah mich nachdenklich an: „Sie wissen allerhand von ihm“ — und dann berichtete sie ein paar Züge aus dem Leben der letzten Jahre, die das Bild des Alternden und seiner Arbeit wunderlich lebendig erstehen ließen. Corinths Hände gehorchten ihm in der letzten Zeit bei den Verrichtungen des täglichen Lebens so wenig wie an jenem Abend bei Ebert; sie zitterten ständig, waren unfähig zu den kleinsten Griffen — und waren fest und sicher, wenn er Palette und Pinsel ergriff und zu malen begann. Wer es sah, stand vor einem Rätsel, als ob eine sonst schlafende innere Kraft in dem Augenblick sich aufreckte, in dem er wieder sein eigentliches



Lovis Corinth (1858—1925): „Lebensfreude", ein wenig bekanntes Bild des Meisters aus seiner früheren Schaffenszeit

Leben begann, und ihn für diese Stunden des Schaffens von neuem zum Herrn seiner selbst machte, den kranken Körper als gehorsames Instrument wie einst dem Geist unterstellte. Corinth malte mit vollkommener Sicherheit; jeder Pinselstrich saß, wie er ihn wollte, kein Zittern der Hand, keine Schwäche, kein Abgleiten: ein vollkommen Beherrschter und Herrscher stand vor der Leinwand und malte ohne Aufhören, bis er das Gewollte verwirklicht hatte.

BAUERNHAUS

Der braune Rauch am Strohdach kauert.
Durch dunkle Fensterluken saust der Wind.
Der Birnbaum vor der Hausbank schauert,
aus dem Gezweig es goldfarb niederrinnt.
Die Stube niedrig. Vor der Decke
der Tram mit Jahrzahl: Sechzehnhundertvier.
Das morsche Holzkreuz in der Ecke,
die heiligen Namen auf der Stubentür —

Der Bauer dengelt vor der Tenne,
die Bäurin singt; sie wird bald Mutter sein —
Und nah dem Garten scharrt die Henne,
und rundum piept es gelb und zimperklein.
Der dunkle Most im Kruge schimmert.
Der Brotlaib auf dem Haustisch duftet lind.
Der taube Ahn im Vorhaus zimmert
aus altem Holz die Wiege für das Kind.

Paul Anton Keller

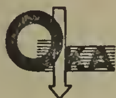
Hengella

Trikot- und Strickwarenfabrik

G. M. B. H.

(14a) Aalen/Württ.

Teppiche
Vorlagen
Bettumrandungen
Läuferstoffe
Auslegeware



Otto Kuhlmann & Co.

TEPPICHWERK
G. m. b. H.
HAMELN/WESER

MELODIEN DER WELT

Immer richtig . . .
Ist ein
TELEFUNKEN-SUPER!!!
Sei es der „SK 50" als Sonderklasse in Preis und Leistung, der „Capriccio 50", der die Klangfülle des ausgereiften Telefunken-Supers bringt, der preiswerte Großsuper „Operette 50" mit Klangfarbenregelung oder das in Form und Leistung meisterhafte Spitzengerät „Opus 50", das Ihnen jede Sendung zum Genuß werden läßt. Alle Geräte haben organisch eingebauten UKW-Teil bzw. Einbaumöglichkeit für ein UKW-Zusatzgerät — sie bringen eine Welt voll Musik auch in Ihr Heim. Prospekte b. Ihrem Fachhändl.



Künstler von Weltruf
singen und spielen auf
TELEFUNKEN-PLATTEN,
die nach dem modernsten Aufnahme- und Fabrikationsverfahren hergestellt werden.

In der überlegenen Telefunken-Qualität sind diese überall begehrten Platten, deren Programm vom Schlager bis zum großen Symphoniekonzert reicht, in großer Auswahl lieferbar.



TELEFUNKEN
DIE DEUTSCHE WELTMARKE

Was will die „Arbeitsgemeinschaft"?

Ein überraschend großer Teil der Kriegsblinden Westdeutschlands sind auf Grund ihres erlernten Bürstenmacherberufes einer „Arbeitsgemeinschaft" angeschlossen. Aus dieser Tatsache ergeben sich zwangsläufig zwei Fragen.

1. Warum gibt es unter den Kriegsblinden so viele Bürstenmacher? und

2. Warum haben sich die Handwerker zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen, d. h. was wollen und was bezwecken diese Arbeitsgemeinschaften?

Nun wollen wir erst einmal die erste Frage etwas genauer prüfen. Kam ein junger Mann aus dem ersten und auch aus dem zweiten Krieg nach Hause und hatte er sein Augenlicht verloren, so war für ihn die wichtigste Frage: was kann ich noch tun? Wie kann ich mich als nützliches Glied in die Gesellschaft einfügen und mit meiner Arbeit dazu beitragen, der Allgemeinheit nicht zur Last zu fallen und meine Familie anständig zu ernähren? Wenn er die Chance hatte, sich in einer Großstadt niederzulassen, waren die Berufsmöglichkeiten etwas weiter gezogen, aber die meisten Kameraden auf dem flachen Land sahen im Bürstenmacherhandwerk die einzige Möglichkeit, sich eine Existenz aufzubauen, und alle behördlichen Beratungsstellen bestärkten ihn in dieser Auffassung, oft in unverantwortlicher Weise, zumal wenn es sich um Städter handelte. Hinzu kommt noch, daß der Kamerad beim Bürstenmachen, bei welchem er doch beinahe unabhängig von seiner Umwelt arbeiten kann, die Ruhe und Ausgeglichenheit findet, die er braucht, um mit seinem Schicksal fertig werden zu können. Es ist schön für den Kameraden, wenn er abends nach getaner Arbeit seine Erzeugnisse selbst überprüfen kann, es gibt ihm ein Gefühl der Befriedigung, wenn er seine Ware, als gut befunden, abgenommen bekommt, und er durch seiner Hände Leistung seiner Umwelt ein erträgliches Leben sichern kann.

Das Bürstenmacherhandwerk kann also einem Erblindeten vollauf eine berufliche Befriedigung geben, vorausgesetzt, daß er auch weiß, daß er die Produktion seiner Hände Arbeit verkaufen kann. Und damit kommen wir schon zwangsläufig zur Beantwortung der zweiten Frage: Was wollen die „Arbeitsgemeinschaften"?

Durch die immer stärker werdende Konkurrenz in der Bürstenherstellung, sei es nun durch die Industrieware, sei es durch den sehenden Bürstenmacher und auch durch andere Blindenbetriebe, war der Absatz der durch den Kriegsblinden hergestellten Bürstenwaren schon frühzeitig nicht mehr gesichert. Daher erfolgten solche Zusammenschlüsse, um dem Kameraden zunächst die Sorge um die Beschaffung der Materialien und Hölzer zu erleichtern, und vor allem, um auf einer großen Linie Mittel und Wege zu suchen, die den Absatz der Produktion des Einzelnen sicherstellen können.



Das Gebäude der Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft in Berlin-Tempelhof, Belle-Alliance-Straße. (Durch Bomben zerstört.)

Die Beweggründe zum Zusammenschluß der handwerklich tätigen Kameraden waren so einleuchtend, daß rund 98 Prozent der kriegsblinden Handwerker ihr angehören. In der Zeit vor dem zweiten Krieg hatte sich die Arbeitsgemeinschaft in der Durchführung ihrer Zielsetzung auf das beste bewährt, obwohl auch damals schon die Sicherung des Absatzes größte Anstrengungen erforderlich machte.

Nach dem Krieg 1939—45 war die Zahl der kriegsblinden Handwerker um das Doppelte gestiegen, dagegen waren auf Grund des totalen Zusammenbruchs die Möglichkeiten der Materialbeschaffung gleich Null geworden. Die Arbeitsgemeinschaften der einzelnen westdeutschen Länder hatte auf Grund der katastrophalen Liefermöglichkeiten ihren Kundenkreis zum größten Teil eingebüßt, an eine Vollbeschäftigung der angeschlossenen Handwerker war nicht mehr zu denken.

Und nach der Währungsreform hat sich nun folgendes Bild ergeben: Die Beschaffung des Arbeitsmaterials war bald kein Problem mehr, aber es scheint beinahe unmöglich, den A b s a t z bei einer Vollbeschäftigung der einer Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Kameraden zu sichern. Die Arbeitsgemeinschaft will vor allem solchen Kameraden helfen, die auf Grund ihrer Wohn- oder ihrer Familienverhältnisse nicht in der Lage sind, sich allein durchzubringen. In einigen wenigen Ländern Westdeutschlands, in welchen es die wirtschaftliche Struktur des Landes ermöglicht, kann die Arbeitsgemeinschaft ihre Kameraden annähernd voll beschäftigen, aber das sind leider Ausnahmen.

Die Arbeitsgemeinschaft will durch Lieferung von e i n w a n d f r e i e r K r i e g s b l i n d e n w a r e, für welche sie voll b ü r g t, sich wieder einen Kundenkreis schaffen, der den Absatz der von ihr angebotenen Waren garantiert, und so will sie dem angeschlossenen Kameraden helfen, seine Produktion zu verkaufen, damit kein Kriegsblinder sein Dasein als leer und nutzlos empfinden muß.

Damit hat sie sich eine der vornehmsten Aufgaben zum Ziel gesetzt: Dem im Krieg Erblindeten die Möglichkeit zu geben, daß er auf Grund seiner Leistung seine innere Sicherheit behält und auch seine äußere, nämlich dadurch, daß er seine Familie ernähren kann. Auch der kriegsblinde Bürstenmacher will durch seiner Hände Arbeit mit zur Wiederaufrichtung einer sauberen Wirtschaftsstruktur in Deutschland beitragen.



Kriegsblinder Ohnhänder als Mattenflechter

Karl Wendel.
Sachbearbeiter für Handwerkerfragen

*

Die Anschriften der einzelnen Arbeitsgemeinschaften in den Ländern finden Sie auf Seite 140. Bestellungen auf Bürstenwaren, auch auf Einzelstücke, sind am besten an die nächstgelegene Arbeitsgemeinschaft zu richten. Es macht Ihnen eine sehr kleine Mühe, eine Postkarte zu schreiben, aber den Kriegsblinden gibt jeder Auftrag einen neuen Lebensimpuls. Nicht geschäftliche, sondern in erster Linie menschliche Erwägungen bestimmen die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaften.

MONDSCHEIN-NACHT

am

Taj Mahal

Ein Reisebericht aus Indien

von Dietmar Schmidt



„Alle Religionen sind nichts als Wege ...“ Auch unser Führer durch Agra bekannte sich zu diesem Ausspruch des Mogulkaisers Akbar. Daneben erwies er sich als ausgezeichneter Archäologe

„Ohrenreinigen gefällig?“

Noch kreischen die Bremsen, noch ist unser treuer Überlandexpreß nicht recht zum Stehen gekommen, da schiebt sich bereits ein beturbantes Haupt in das Abteilfenster herein und bietet seine Dienste an. Offen gesagt: so absurd finden wir seine Frage nicht einmal. Man gewöhnt sich an manche Dinge in Indien, an die man zu Hause nicht im Traume dächte. So komisch es uns vorkäme, wenn ein Mann uns bei einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt am Main oder in Heidelberg anböte, uns die Ohren zu reinigen — hier in Indien hat diese Frage ihren tiefen Sinn, begründet in den unermeßlichen Staubmassen, die die weiten zentralindischen Ebenen bedecken. Fährt man in diesen Monaten mit dem Zug durch Indien, so dringt der feine Staub durch alle Ritzen und Öffnungen in die Wagen ein und legt sich wie ein Teppich auf Menschen, Koffer, Bänke und Kleidungsstücke Man mag wischen, so oft man will, man mag auf den Stationen immer wieder Angehörige der Kaste der „Wischer“ zu Hilfe nehmen, nach kurzer Zeit ist er doch wieder da Er dringt in Nase. Ohre und Augen, er legt sich zwischen die Seiten der Bücher und Zeitungen, er ist der unangenehmste und unwillkommenste Reisegefährte, den man sich denken kann. Und so ist es kein Wunder, daß unser Zug auf jeder Haltestelle von einer Schar von Ohrenreinigern umschwärmt ist. Auf Kunden brauchen sie nicht lange zu warten. Sehnsüchtig schaut mancher Europäer ihrem flinken und geschickten Hantieren zu. Wenn man nicht immer Distanz halten müßte . . .

Eigentlich schade, daß wir schon in Agra sind. Wir haben nicht schlecht geschlafen in der vorhergehenden Nacht. Kein Wunder bei den Bergen von Kissen und Bettüchern, die unser „Boy“ noch bei der Abfahrt im Abteil verstaut hatte. Zuerst hatten wir ihn ausgelacht. Decken und Kissen? Wo wir in Bombay schon Pyjama und Bettuch als reichlich lästig empfunden hatten? Aber er hatte sich nicht beirren lassen in seiner Packerei, und wie recht er gehabt hatte, zeigte dann die Nacht. die kühl wie eine europäische Herbstnacht wurde. Schade wirklich, daß wir heraus müssen. Schade auch wegen des Brausebads in dem zu unserem Abteil gehörenden Waschraum.

Und was uns draußen erwartet, das ahnen wir bereits, als wir uns dem Gewimmel auf dem Bahnsteig anvertrauen. Wir sind die einzigen Weißen, die in

Agra aussteigen. Es ist — das kann man auf Schritt und Tritt feststellen in Indien — nicht mehr so weit her mit dem Fremdenverkehr. So brauchen wir uns nicht zu wundern, daß wir bald von einer Horde kleiner, brauner Wegelagerer umringt sind. „Salam, Sahib!" „Backschisch, Sahib!" Wie oft haben wir diese drei Worte hören müssen, seit wir in Bombay den Boden des Wunderlandes Indien betraten. Und, seien wir einmal ehrlich, wann haben wir den Bitten dieser eigenartig melodiösen Stimmen widerstehen können? Für ein paar kleine Münzen kann man bei der riesigen Armut auf diesem Kontinent strahlende Augen um sich hervorzaubern. Und wer blickte nicht gerne in Augen, aus denen eine solche Glut der Dankbarkeit leuchtet wie bei den indischen Kindern?

Noch als wir im Auto sitzen, das uns zu einem der wenigen, europäisch geführten Hotels der Stadt führen soll, sind wir



Das also ist ein echter Maharadscha — mit Frau und Tochter auf der Überfahrt nach Europa

von der kleinen Schar umlagert. Ein Schlangenbeschwörer hat sich ihnen zugesellt, auch ein Früchteverkäufer; gerade fangen sie an, ihre Schätze auszupacken, da verliert unser eingeborener Fahrer die Geduld, er versteht nicht unser Interesse für diese Alltäglichkeiten. Mit einem Ruck fährt er los, schreiend und lachend stieben unsere Belagerer zur Seite.

Im Hotel ist nicht viel los. Ein paar alte Amerikanerinnen sitzen wie verirrte Schafe in einer Ecke des großen, ungemütlichen Speisesaales, und ihre neugierigen Blicke beweisen, daß sie unser Erscheinen als eine angenehme Abwechslung in dieser Einöde empfinden. Auch die indischen Kellner in ihren frischgewaschenen, schneeweißen Turbanen und Gewändern mit den schönen, bunten Schärpen freuen sich, daß wir ihnen etwas zu tun geben. Der Koch scheint sich für die neuen Gäste ganz besonders anzustrengen. Jeder Gang kann sich sehen lassen, am besten ist natürlich auch hier, wie überall in Indien, der Curry geraten.

Aber der leere, große Raum bedrängt uns. Auch die riesigen Zimmer mit den großen Moskitonetzen über den Betten lassen nichts Gutes ahnen. Und wirklich, kaum stehe ich im Badezimmer vor dem Spiegel, so sehe ich auch schon, daß mir an zwei Stellen im Gesicht Blutstropfen hervorkommen. — Überflüssig, zu sagen, daß die Jagd nach dem Sünder negativ ausläuft. Die schweren Vorhänge bieten den Moskitos zu viele Schlupfwinkel. Komische Welt! Warum verzichtet man nicht zugunsten der Gesundheit auf diese altmodische Pracht?



Dieser mohammedanische Fremdenführer mit der prächtigen buntseidenen Jacke fiel deshalb auf, weil er nicht um das übliche „Backschisch" bettelte

Ein paar Schritte nur aus dem Hotelgarten, und wir sind mitten drin in Agra, einer Stadt, so lebendig, bunt und laut wie hundert andere indische Städte. Und



„Salaam, Sahib!" rufen sie unermüdlich. Wer könnte den Bitten der kleinen Hindu-Kinder widerstehen?

doch hat ihr Name unter ihnen einen besonderen Klang. Ist er doch mit dem berühmten, oft bedichteten und noch öfter in Filmen gezeigten Taj Mahal verbunden! Wir beschließen, uns das Taj Mahal für den Mondschein aufzusparen — es ist gerade Vollmond heute — und zuerst einmal nach Fatehpur Sikri, der berühmten verlassenen Palaststadt des Mogulkaisers Akbar, hinauszufahren. Die Fahrt dauert mehr als eine Stunde, aber sie lohnt sich, denn sie führt hinaus aufs flache Land, und man kann vom Auto aus das Leben auf den Feldern und in den Dörfern viel besser beobachten, als aus den Fenstern des Zuges. Zuckerrohrfelder links und rechts, ab und zu ein paar hundert Meter entlang die blauen Blüten der Baumwollpflanzen und die gelben des Senfs; so sieht das Land hier aus. Dazwischen viele Dörfer, bestehend aus kümmerlichen Hütten — Lehmwände und ein paar Strohbüschel darüber oder Palmblätter. Die Menschen kaum bekleidet, kleine Statur, unterernährt, meist sind es Hindus hier, ein paar Stunden weiter nördlich, in der Gegend von Delhi, ist das anders, da geben die Mohammedaner den Ton an. Schon äußerlich ist der Unterschied leicht erkennbar. Sie sind kräftiger gebaut und zeichnen sich durch selbstbewußteres Auftreten aus.

Die verlassene Palaststadt Fatehpur Sikri atmet den Geist Akbars, des ersten und vielleicht des größten aus der langen Reihe der Mogulherrscher. Hier liegt Seikh Salim Chisti begraben, Akbars Religionslehrer, der noch heute eine große Jüngerschaft in Indien hat. Es gibt einen erhöhten Thronsitz in einer der Hallen von Fatehpur Sikri, dessen Anlage besser als viele Worte Akbars selbständige und sympathische Haltung in religiösen Dingen erläutert. Von einer Säule wird dieser Thron getragen, die aus der Mitte eines großen Saales emporwächst. Vier Stege führen von einer Galerie aus vier verschiedenen Richtungen zu dieser Mitte hin. Als ein Symbol hatte Akbar diesen Thron bauen lassen. In der Mitte, das war die Wahrheit, das ewige Leben, das sollte alles Gute und Schöne, sollte alle Vollkommenheit bedeuten, wie sie Menschen von jeher erstrebten. Und die vier Wege, das sollten die Religionen sein. Akbar fand, es komme nicht darauf an, welchen der Wege man benutze, wenn es einem nur um die Vollkommenheit gehe. Vor 400 Jahren war das, als Europa sich gerade um religiöser Meinungsverschiedenheit willen die Köpfe blutig schlug...



In Indien ist die Kuh ein heiliges Tier

Es ist bekannt, daß nicht alle Großmogule Männer vom Format Akbars waren Was er erkämpfte, verschleuderten seine Nachfolger nur allzu leicht. Wer weiß, ob der unglückselige Gegensatz zwischen Hindus und Mohammedanern nicht hätte beigelegt und verwischt werden können, wenn Akbars tolerante und modern anmutende Grundsätze sich schon damals durchgesetzt hätten. Aber bereits der nächste Mogul, Jehangir, taugte nicht viel, und selbst dessen Nachfolger, der Kaiser Jehan, der Erbauer des Taj Mahal, begann seine kaiserliche Laufbahn, indem er zunächst einmal seinen Bruder ermordete, seinen Neffen blendete und seine drei Vettern erwürgen ließ Trotzdem — mit dem Bau des Taj Mahal hat er viel wieder gutgemacht, ebenso mit der peinlich genauen Verwaltung des Landes, die unter seiner Regierung eingeführt wurde.



T a j M a h a l, *das „Grabmal einer großen Liebe", eines der reinsten Beispiele indo-sarazenischer Baukunst*
Alle Fotos: Dietmar Schmidt

*

Als am Abend die kleine, zweirädrige Pferdekutsche vor dem Hotel hält, um uns abzuholen, können wir uns einer leisen Furcht nicht erwehren, der Furcht vor möglichem Kitsch, mag unser Verstand uns auch noch so bestimmt zuflüstern, daß das Taj Mahal eines der reinsten Beispiele indo-sarazenischer Baukunst ist. Schuld an dieser Angst sind die vielen F i l m e u n d R o m a n e, einer verlogener und süßlicher als der andere, die uns den Geschmack an Indien und seinen Wundern verdorben haben.



Fakir

Aber diesmal sind unsere Bedenken wirklich nicht begründet. Schneeweiß liegt es mit einem Male vor dir, wenn du die lange Flucht der Vorhallen und Tore durchschritten hast, schneeweiß, aber doch nicht grell und blendend, denn das Licht des Mondes, das sich darüber ergießt, vermischt sich mit dem Marmor zu einer unbeschreiblichen Milde, zu einer Farbe, die so unwirklich und märchenhaft ist, daß man die Stimme zu einem Flüstern werden läßt, um die Magie der Stunde nicht zu brechen Verstehst du jetzt den Inder auf dem Schiff, der behauptete, der kenne Indien nicht, der das Taj Mahal nicht gesehen habe?

Kleine rote Blumen überreicht dir im Innern des Grabmals ein bärtiger Turbanträger Stolz erzählt er, daß seine Vorfahren schon seit Jahrhunderten hier Wache halten durften Die Blüten sollen dir Glück bringen aber es ist nicht umsonst, dieses Glück. Nicht anders ist es in der Gruft am

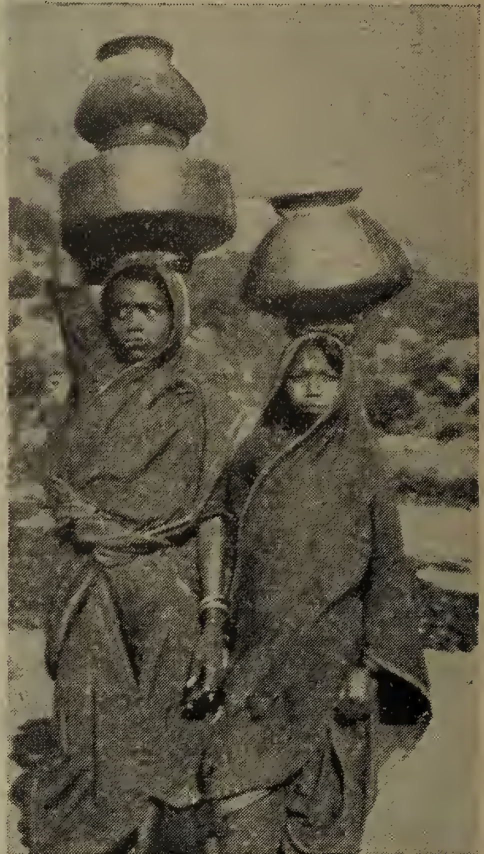


Der Europäer! — Aber die Zeiten wandeln sich, und er wird von Jahr zu Jahr bescheidener

Sarge selbst. Heiligen Sand darfst du berühren, obwohl du ein Ungläubiger bist. Aber du mußt dafür bezahlen. Sei ehrlich: du bezahlst gerne Und du erträgst auch gerne die nächtliche Kühle, die du in Indien nicht zu finden erwartetest. Es ist gut, wenn man seinen Wintermantel bei sich hat.

Auch bei Tageslicht verliert das Taj Mahal nichts von seiner schier überirdischen Schönheit. Tritt man aus der großen Eingangshalle ins Freie und sieht es, von Sonne überstrahlt, fast unwirklich weiß vor sich stehen, so muß man für den ersten Moment geblendet die Augen schließen. Marmor jeder Art, Türkis, Korallen, Onyx, Goldstein, Alabaster, Saphir, Malachit, Blutstein — mehr als dreißig höchst seltene und unbezahlbare Steinarten hat der Mogul aus aller Welt zusammentragen lassen, als er sich daran machte, seiner toten Frau und Geliebten, Mumtaz-i-Mahal, dieses Grabmal zu errichten und damit ihre letzte Bitte zu erfüllen. Als Mumtaz-i-Mahal sterben mußte, so erzählen uns die wichtigtuerischen Hüter des Taj Mahal, ließ sie ihren Mann an ihr Sterbebett rufen und richtete zwei Bitten an ihn Die erste war, daß er nicht noch einmal heiraten solle, eine Bitte, die verständlich ist schon wegen etwa möglicher Erbstreitigkeiten; und der zweite Wunsch war, daß Jehan ihr ein Grabmal errichten möge, das, was Stil und Kostbarkeit beträfe, nicht seinesgleichen in der Welt habe. Jahrelang sei der Kaiser nach Mumtaz-i-Mahals Tod unfähig gewesen, die Regierungsgeschäfte auszuführen, so geht die Sage Jeden Freitag habe er den vorläufigen Begräbnisplatz besucht und an dem Grabe heiße Tränen vergossen.

Es ist schwer, festzustellen, was an diesen rührenden Erzählungen, von denen es um Agra herum wimmelt, wahr ist. Jehan war sonst nicht allzu zartfühlend. Es steht auch fest, daß er mit dem Bau des Taj Mahal erst nach langen Jahren begann. Aus aller Welt ließ er Facharbeiter kommen, von überall wurde das kostbare Baumaterial zusammengetragen. Auch soll er, im Gegensatz zu den Sitten seiner Zeit, keine Fronarbeiter beschäftigt und kein Geld aus der Staatskasse beansprucht haben. In den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts konnte man endlich daran denken, die riesigen Gerüste abzu-



Diese beiden Hindufrauen, die zum Wasserholen gingen, hatten anfangs große Angst vor dem Fotoapparat

bauen und die hohen Erdwälle und künstlichen Straßen abzutragen, die zu den Kuppeln hinaufführten. Nicht schnell genug habe es dem Kaiser gehen können, so erzählen die alten Leute in Agra, die es wieder von ihren Eltern gehört haben wollen. Und als die Bauleute ihm versichert hätten, daß die Abbruchsarbeiten fast ein Jahr in Anspruch nehmen würden, da habe ihn die Ungeduld gepackt und er habe in der ganzen Provinz verkünden lassen, jeder sei eingeladen zu helfen und sich vom Baumaterial mitzunehmen, wonach ihn gelüste. Der Erfolg sei verblüffend gewesen: innerhalb von drei Tagen — so versichert uns der Fremdenführer mit einem Augenzwinkern — sei alles weggewesen.

Angesichts der Schönheit des Taj Mahal ist man gerne geneigt, den unwahrscheinlichsten Geschichten Glauben zu schenken. Denn was da vor uns steht, hat nicht seinesgleichen in der Welt. Hier hat die indosarazenische Baukunst sich selbst übertroffen. Kuppeln, Minaretts, Tore, Gärten und Teiche, all das ist zu einem Ganzen von wundervoller Harmonie zusammengeschlossen. Und man käme sich recht sonderbar vor in „Shorts", Tropenhelm und Sporthemd an dieser feierlichen Stätte, wenn man nicht die Eingeborenen neben sich sähe, die auch aus diesem Bethaus einen Basar machen.

Ein Kriegsblinder macht seinem Herzen Luft:

Was wir so täglich hören

Frau Schmidt, die junge Frau eines Kriegsblinden, betritt den Kaufladen, der nun in Zukunft die ernährungsmäßige Versorgung ihrer Familie zu sichern hat. Es entwickelt sich folgendes Gespräch mit der Inhaberin, Frau Bertha Lütschemüller:

Frau Lütschemüller: „Oh, guten Morgen, Frau Schmidt! Na, wollen Sie etwas Schönes einkaufen? Das ist ja sehr nett von Ihnen, daß Sie zu mir kommen, ich werde Sie auch stets zu Ihrer Zufriedenheit bedienen. Haben Sie sich denn inzwischen in Ihrer neuen Wohnung eingelebt? Ach, liebe Frau Schmidt, gestern habe ich Sie mit Ihrem lieben Mann gesehen, ein so netter Mensch. Ist er kriegsbeschädigt?"

„Ja, mein Mann ist kriegsblind."

„Nein, was Sie nicht sagen, wie furchtbar! Kann er denn gar nichts mehr sehen?"

„Nein, mein Mann hat ja zwei Kunstaugen, sie sind aus Glas."

„So, und damit kann er gar nichts sehen? Man sieht es ihm eigentlich gar nicht an. Ach, das tut mir aber leid, Frau Schmidt. Sie wohnen doch sicher unten in der Wohnung?"

„Nein, wir wohnen im dritten Stock. Es ist eine schöne Wohnung, drei Zimmer und Küche."

Frau Lütschemüller: „Was Sie nicht sagen, Frau Schmidt, im dritten Stock? Das ist aber gemein vom Wohnungsamt, die hätten Ihnen doch die Parterrewohnung geben können. Für Ihren Mann muß es doch wohl sehr schwer sein, die vielen Treppen hinaufzulaufen. Und so viele Zimmer haben Sie bekommen?"

Frau Schmidt: „Einen Raum hat mein Mann als Werkstätte zugesprochen bekommen, er kann doch nicht im Wohnzimmer arbeiten. Außerdem machen ihm die Treppen gar keine Schwierigkeiten. Zu Hause findet er sich am besten zurecht."

„So so, Ihr Mann kann arbeiten, das wundert mich aber. Ich dachte, ich hätte ihn neulich noch gesehen in der Stadt, dort steht auch immer ein Blinder und bettelt. Wissen Sie, ich habe ja so viel Mitleid mit den armen Menschen, ich habe ihm auch ein paar Pfennige in den Hut geworfen. Wenn ich so eine gute Tat vollbracht habe, dann kann ich bedeutend besser schlafen. Nein, denken Sie nur an, ihr Mann ist blind und kann arbeiten! Es ist ja eigentlich eine Gemeinheit, daß man einen Blinden noch arbeiten läßt. Warum gibt man ihm nicht so viel Rente, daß er davon leben kann? Was arbeitet Ihr Mann denn?"

Frau Schmidt: „Mein Mann ist Bürstenmacher von Beruf Er arbeitet sogar sehr gerne und möchte gar nicht müßig zu Hause rumsitzen."

„Bürstenmachen? Geht das denn überhaupt, wenn er doch gar nichts sehen kann? Ach, wissen Sie, Frau Schmidt, da werde ich ihm auch mal ein paar Bürsten abkaufen, die ich dann im Laden weiterverkaufe. Aber Sie müssen mir die Ware wesentlich billiger lassen, so ein Blinder kann doch nicht so vollwertige Arbeiten liefern wie ein Sehender Wenn sie auch nicht so gut gearbeitet sind, ich werde sie schon loswerden, ich werde sie schon einigen Kunden andrehen Man muß doch die Arbeit der Blinden unterstützen! Ja, also, was darf es nun sein, Frau Schmidt?"

„Ich hätte gern zwei Pfund Mehl und ein halbes Pfund Butter."

„Sofort, Frau Schmidt, will ich sogleich abwiegen — Haben Sie Ihren Mann denn schon vorher gekannt, ich meine, bevor er erblindet ist?"

„Nein, wir haben uns erst später ken-



„Kurische Nehrung" Holzstich von Herbert Viseneber

nengelernt, und zwar als mein Mann im Lazarett war."

Frau Lütschemüller: „Ist das die Möglichkeit? Sie haben Ihren Mann geheiratet, als er schon blind war? Das ist aber lieb von Ihnen, Frau Schmidt, das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut. Da haben Sie aber ein großes Opfer gebracht. Na, so ein Blinder will doch auch eine Frau haben. Ja ja, na, die Männer sind ja auch knapp und so haben Sie wenigstens einen bekommen, nicht wahr? Aber schwer wird es trotzdem sein. O Gott, wenn ich mir vorstelle, wie Sie Ihrem Manne helfen müssen. Ich kenne das von meinem Mann, wenn der mal betrunken nach Hause kommt, dann muß ich ihn auch auskleiden."

„Aber Frau Lütschemüller, mein Mann ist doch sehr selbständig und ausziehen kann er sich doch natürlich auch alleine. Außerdem ist es kein Opfer für mich, daß ich meinen Mann geheiratet habe, es ist einfach Liebe gewesen."

„Donnerwetter, Frau Schmidt, aus Liebe sagen Sie? Das kann ich mir ja gar nicht vorstellen. Wenn ich an meinen Oskar denke, — na, von Liebe war da nicht viel die Rede, sicher, ganz abgeneigt waren wir uns ja nicht, sonst wäre das ja auch nicht passiert, daß wir heiraten mußten. Aber Liebe, nein, darunter habe ich mir etwas anderes vorgestellt. Aber es kommt ja immer anders als man denkt. So, was darf es noch sein?"

Frau Schmidt: „Ich möchte dann noch etwas Käse."

„Bitte schön, was soll es denn für welcher sein? Warten Sie mal! Ich habe hier noch einen alten Harzerkäse, den kann ich Ihnen für zehn Pfennige billiger lassen. Er sieht zwar nicht mehr schön aus, aber Ihr Mann sieht das ja nicht. — Haben Sie denn Kinder, Frau Schmidt?"

„Nein, bisher noch nicht, solange sind wir ja auch noch nicht verheiratet, aber wir möchten gern Kinder haben. — Geben Sie mir bitte noch zwei Zitronen."

Frau Lütschemüller: „Was denn, was denn? Gleich mehrere Kinder wollen Sie haben? Das lassen Sie man lieber sein, dann werden Sie mit der Arbeit überhaupt nicht mehr fertig! Sie müssen doch auch für Ihren Mann sorgen. Ach, was ich noch sagen wollte, werden die Kinder denn nicht auch blind? Das wäre ja schrecklich."

Frau Schmidt: „Keine Sorge! So, ich glaube, das wäre alles für heute. Nein, halt, ich sollte doch noch eine Schachtel Schuhcreme für meinen Mann mitbringen."

„Ja, ist schön, Schuhcreme. Was darf es denn sein, braune oder schwarze? Ach, das st wohl egal, ist ja für Ihren Mann. — Nein, Frau Schmidt, Sie haben wirklich ein trauriges Los auf dieser Welt und trotzdem sind Sie noch so lebensfroh. Was machen Sie bloß, wenn Sie und Ihr Mann mal traurig sind? — Wenn mein Oskar und ich mal sentimentale Minuten haben, z. B. wenn wir mal einen traurigen Film gesehen haben, dann sind wir am Ende unserer Nerven. Neulich haben wir einen französischen Film gesehen, Frau Schmidt, da hat auch ein junges Mädchen einen Blinden aus Mitleid geheiratet. Nein, was habe ich geweint! Wie muß es Ihnen erst zu Hause ergehen, Sie leben mit einem Blinden zusammen! Haben Sie denn niemals wehmütige Gedanken, wissen Sie, daß Ihnen das alles zuviel wird?"

Frau Schmidt: „Gewiß, Frau Lütschemüller, das kommt wohl überall mal vor. Aber wenn es mal gar zu schlimm werden sollte, dann haben wir schließlich noch einen letzten Ausweg."

„Mein Gott, Frau Schmidt, machen Sie nur keine Dummheiten! Ich meine, ich könnte Sie schon verstehen, aber so etwas darf man doch nicht tun. Haben Sie etwa Gas in Ihrer Wohnung? Was meinen Sie denn mit dem letzten Ausweg? Wie furchtbar."

Frau Schmidt: „Das will ich Ihnen sagen: wenn es gar nicht mehr geht und wir sind am Verzagen, dann komme ich zu Ihnen, kaufe eine Flasche Wein und trinke sie zu Hause mit meinem Mann zusammen aus. Dann geht es uns wieder gut. — So, nun muß ich mich aber beeilen, mein Mann wird schon warten. Es ist so schönes Wetter und wir wollen doch noch eine Radtour machen."

„Nun haben Sie sich aber bestimmt geirrt, Frau Schmidt. Sie sagten: Wir wollen eine Radtour machen. Daß Sie Rad fahren können, das glaube ich wohl, aber Ihr Mann ist doch blind, der kann doch nicht mit."

Frau Schmidt: „Natürlich meine ich meinen Mann und mich. Wir haben doch ein Tandem. Wir fahren irgendwo raus zu einem See und werden dort schwimmen bei diesem herrlichen Wetter. Auf Wiedersehen, Frau Lütschemüller."

Frau Lütschemüller blickt kopfschüttelnd der jungen Frau nach und spricht vor sich hin: „Nein, ist das nicht todtraurig? Sie scheint nicht ganz normal zu sein. Redet da einen lateinischen Namen, will mit ihrem Mann radfahren und sogar noch mit ihm schwimmen! Das hätte ich mir eigentlich denken können, daß da etwas nicht stimmt, sonst hätte die ja keinen Blinden geheiratet, wenn sie geistig auf der Höhe wäre. Nein, nein, was gibt es doch für schreckliche Verhältnisse auf der Welt, der Mann blind und die Frau nervlich belastet."

Heinz C. Schwarze.

Wer uns begegnet . . .

Ratschläge für den Umgang mit Kriegsblinden

Wir Kriegsblinden haben zwar das Augenlicht verloren, aber auch nicht mehr. Verstand und Herz, Lebenskraft und Arbeitswillen sind die gleichen geblieben. Wir sind weder Gespenster noch Kinder geworden, sondern sind Menschen geblieben wie Ihr alle, die Ihr den Gesichtssinn bis heute behalten habt. Also ist es für Euch nicht gar so schwer, Euch in unsere Lage zu versetzen, und mit ein wenig einfühlsamem Nachdenken werdet Ihr einem Kriegsblinden immer richtig und taktvoll begegnen. Einige Beispiele:

1. Wir verfügen über mehr Leistungsfähigkeit und Selbständigkeit, als man uns allgemein zutraut. Das heißt: man spreche mit uns wie mit vernünftigen, gesunden Menschen, nicht mit einem schonungsvollen Ton wie zu Schwerkranken. Das heißt ferner. man übertreibe nicht die Hilfeleistungen, indem man uns etwa am liebsten Stufen hinauf (z. B. in die Straßenbahn) geradezu tragen möchte.

2. Geh' nicht grußlos, also mit Nichtachtung, an einem Dir bekannten Kriegsblinden vorüber. Dein Gruß bedeutet für ihn eine freundliche Abwechslung. Rede ihn schon im Herankommen an und nenne nebenbei Deinen Namen. Und unterlasse die törichte Spielerei zu fragen: „Nun, wer bin ich?" Erst nach dem Ansprechen reiche die Hand. Unerwartete Berührungen können erschrecken.

3. Bei geselligem Beisammensein geh' nicht ohne Verabschiedung oder taktvollen Hinweis weg, damit der Blinde nicht das Wort an einen leeren Stuhl richtet. Man wechsele auch nicht ständig die Plätze, so daß der Blinde die Orientierung verliert. (Ganz nebenbei: man überlasse dem Blinden einen Extra-Aschenbecher, und man stecke ihm nicht plötzlich ungefragt etwas in den Mund.)

4. Eine besonders dumme und leider häufige Angewohnheit ist es, das Wort stets an die Begleitperson, ja, sogar an den Hund zu richten, so als ob der Erblindete ein hilflos Geistesschwacher wäre. Noch einmal: unser Verstand ist intakt wie der Eure!

5. Deshalb haben wir auch ein waches Empfinden dafür, wenn man uns wie unheimliche oder seltsame Tiere anstarrt oder wenn man z. B. bei unserem Hinzukommen betreten schweigt und in Verlegenheit gerät. Warum denn, Viele von uns tragen bereits keine Armbinde mehr, weil sie ungern in dieser Weise auffallen oder sich von der Gemeinschaft anderer Menschen getrennt wissen möchten.

6. Eine wichtige Bitte: man spreche, besonders wenn man beieinander sitzt, den Kriegsblinden stets und immer wieder an. Der Kriegsblinde kann nicht so leicht ein Gespräch mit Dir anknüpfen, weil er nicht weiß, ob Du gerade für eine Anrede bereit bist und wo du sitzt. Komme ihm also mit Deinem Wort entgegen!

7. Teile dem Blinden immer vorher mit, wenn sich etwas Außergewöhnliches ankündigt (ein stärkeres Geräusch, ein Gedränge, ein Redner, der sich um Sprechen erhoben hat, Musik usw.)

8. Mischt Euch bitte nicht in unsere Umgangsart mit dem Führhund ein, besonders dann nicht, wenn wir den Hund wegen einer Nachlässigkeit strafen müssen!

Alles in allem: Begegnet uns nicht mit einem herablassenden Mitleid, das wir oft als Demütigung empfinden und das die Kluft zwischen uns und den Sehenden nur vertieft. Sucht statt dessen nach Verständnis und nach Brücken der Verständigung, versetzt Euch in unsere Lage und tragt dazu bei, daß wir nicht abseits der menschlichen Gesellschaft sondern mitten in ihr leben können!

Die Bettlerkönigin

Ein Erlebnis im Kriegsgefangenenlager

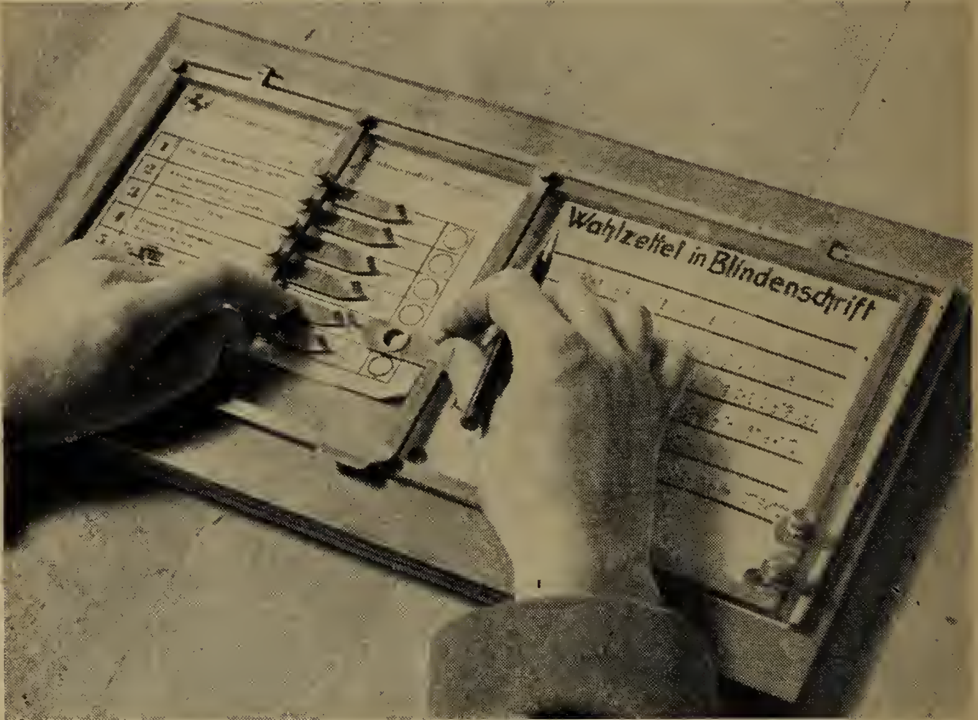
Anfang November war sie mit einem Transport von Ärzten zu uns ins Lager gekommen, denn sie war Ärztin Ärztin und Arzt, da gibt es in Rußland keinen Unterschied; folglich war sie auch Kriegsgefangener wie wir. Nur in einem mußte sie freilich etwas anders behandelt werden; sie bekam einen eigenen Raum, während wir immer zu mehreren Hunderten in den Baracken lagen.

Wir konnten nicht begreifen, daß sie in den Augen der Russen nicht anders angesehen war als wir; denn für uns war sie einfach ein Wunder. Mitten in Schnee, Einsamkeit und Dunkelheit der nördlichen Nächte ein Stück wirkliches Leben, während alles übrige kaum noch Lebendiges an sich hatte. Es schien alles nur noch Gespensterei.

Zwar anfangs kam sie ebenfalls ganz unauffällig und wie ein Gespenst: Als die Ärzte durchs Stacheldrahttor hereinmarschierten, zu dreien angetreten, da bemerkte man nur einen unter ihnen, dem die Lumpen, die er trug, noch weniger paßten als den andern, ein Köpfchen, das ganz und gar in der Pelzmütze mit den baumelnden Ohrenklappen versank, einen zerrissenen Soldatenmantel, der wie eine Schleppe über die vereiste Straße hintennach schleifte. Und die Arme schienen überhaupt nicht in den schlackernden Ärmeln zu stecken.

Als sie dann ein paar Tage später da und dort sichtbar wurde, da hatte sie sich schon allerlei zurechtgeschnitten und zurechtgenäht. Es war noch erbärmlich genug, aber es sah doch schon fast wieder weiblich aus.

Man muß, um das zu beurteilen, vor allen Dingen wissen, daß es auch noch andere Frauen im Lager gab, einigermaßen normalgekleidete: Russinnen, russische Ärztinnen und Beamtinnen, meist Kolosse von üppiger Gesundheit, die da durch die Reihen der Schatten, durch unsere Reihen



Blinde können neuerdings geheim wählen — eine bereits erprobte Erfindung der Stuttgarter Blindenschule *Foto: Haustein*

hindurchschritten Und nun erschien auf einmal eine deutsche Frau! Und jung und liebenswert und zierlich und voller Grazie obendrein, wenn auch ihr Herz zweifellos sehr müde und verängstigt war und ihr Leib sehr hungrig und in Lumpen gewickelt.

Angelika — wir hatten bald erfahren, daß sie so hieß — trug binnen kurzem ein Kostüm nach bestem Schnitt, einen Fellmantel von höchster Kleidsamkeit, Stiefelettchen von elegantester Form. Und wenn die Modelle auch nicht den Modebegriff letzter Pariser Schöpfungen entsprechen konnten, da wir durch Draht, Schnee und Polarnacht ganz von jener fernen Welt getrennt lebten, so waren sie doch kühn und originell, von besorgtem Geschmack und mit hingebungsvollem Können gearbeitet Und Angelika ging, die Bettlerkönigin, tatsächlich bald unter uns Gesindel umher wie eine Fürstin, die aus den Gefilden gepflegter Schönheit, von den Boulevards westlicher Weltstädte unbegreiflich in unsere Herde eingebrochen war. Was wir aber heimlich gehofft hatten, das geschah nun wirklich: Selbst die russischen Ärztinnen blickten ihr nach, wenn sie vorüberschritt, und begannen, vom Schnitt ihrer Kleider zu lernen, und wandelten doch neben ihr nur wie blasse Monde, wenn die Sonne aufgeht.

Außer uns, einem Schauspieler und mir, gehörte ein alter Gefangener, ein junger, noch immer fast eleganter Offizier, zu ihren häufigsten Gästen. Denn alt war er nicht seiner Lebenszeit nach, sondern weil er nun schon sechs Jahre im Lager saß, während die meisten von uns erst die Hälfte der Zeit hinterm Zaun hockten Wir wußten doch noch einigermaßen, was sich inzwischen getan hatte, brachten noch ungefähr ein Bild davon mit, wie es zu Hause aussah und welche Ruinen hinter uns lagen oder vor uns, falls wir einst heimkehren würden. Er aber vermochte es sich einfach nicht auszumalen. Er saß nur da und sehnte sich und litt und jammerte wohl viel mehr, als wir, darin dem hilflosen Odysseus gleich, der kindlich am Strande der Kalypso seine Tränen vergoß Dabei wußten wir, daß gerade er einst ein besonders tapferer Soldat gewesen war, nicht minder kühn als der edle Dulder Er hatte sich die außerordentlichsten Auszeichnungen erworben. Aber es ist wohl so: je unternehmender einer ist, desto erbärmlicher nimmt er sich im Käfig aus. Fromme Haustiere oder königliche Raubtiere hinter Gittern, das ist ein gehöriger Unterschied Davon rührte wohl auch das Gefühl her, das wir Haustiere ihm entgegenbrachten, das auch Angelika anfangs besaß, ehe sie für ihn entbrannte.

Ihm also fiel Angelika zu. Und es war ergreifend zu sehen, wie sie ihn liebte, wie sie um die Ungerechtigkeit der Welt zitterte, die ihm widerfuhr, und wie sie sich mühte. an ihm alle Lieblosigkeit dieser Zeit durch ihre sanftmütige Hingabe wettzumachen Wäre er nicht durch eben diese Zeit so unsicher und wäre er nicht obendrein von Natur doch zu vornehm und zu edel gewesen. das Mädchen hätte ihm über alle Maßen und ganz gehört, mehr vielleicht, als beide verantworten konnten. So jedoch geschah gar nichts. Ich vermute aus guten Gründen, daß sie über ihren Zustand überhaupt keine Klarheit besaßen und daß mein Freund, der Schauspieler, und ich die



einzigen waren, die ihn begriffen. Sie besuchten sich nur etwas häufiger als zuvor, sorgten und plagten sich immer mehr umeinander, waren unselig-selig, glücklich durch ihre Qual und gequält durch ihr Glück und — schwiegen. Sonst aber gewährte ihm Angelika gewiß keine größere Gunst als den fünftausend oder denen unter ihnen, die ihre Gäste sein durften.

Erst am Heiligen Abend wurde alles offenbar.

Denn unterdessen war das Weihnachtsfest herangekommen; und wir waren zu ihr eingeladen. Zufrieden und dankbar dachten wir, daß unsere Feier im vertrauten Kreise nun fast so sein könne, als wären wir Gäste irgendwo zu Hause. Das Bäumchen durchstrahlte die kleine Kammer, und nur ein Unterschied war: statt der Kerzen daran qualmten Dochte, in petroleumgefüllten Ampullen, und mit dem süßen Duft der Tannen mischte sich der säuerlich-scharfe des Erdöls. Auf dem Tisch aber, den das geflickte Bettlaken als Tischtuch deckte, standen schon die dicken, henkellosen Tassen und die Blechbecher, und hinter der geöffneten Ofentür dampfte auf dem knisternden, flatternden Kienfeuer aus den Kochgeschirren schon das Kaffeewasser Angelika verstand mancherlei hervorzuheben; und das würde uns also diesen Abend gehören: süße Ruhe nach zwangvoller, verzweifelter Schufterei, trauliches Schweigen nach der Unruhe des Menschengewirrs, liebevoller Friede als Pause zwischen Zank, Angst und Not.

Aber es kam ganz anders. Wie konnten wir auch an einem solchen Tag erwarten, daß wir allein bleiben würden? Jedenfalls hatten wir kaum, wohlgruppiert, um den festlichen Tisch Platz genommen, da sprang die Tür auf, und die ersten ungebetenen Gäste standen auf der Schwelle. Von diesem Augenblick an aber riß der Strom von Zuneigung und Dankbarkeit nicht mehr ab, der sich nun über Angelika ergoß. Und fünftausend Herzen, übermäßig befrachtet mit dem köstlichen Gut der Liebe, schaukelten wie Kähne auf seiner Flut herein.

Immer aber stand Angelika, der Gegenstand all der Werbungen, geduldig vor uns, ganz allein, und mußte nichts als Hände schütteln und sich freuen und lachen, obwohl selbst die Kochgeschirre hinter ihr schon brodelnd, klappernd und zischend fast barsten vor innerlichem

Drang, obwohl die Dochte bereits dicke Rußbänder fauchten und obwohl selbst uns die Füße langsam vom Stehen schwer wurden und die Galle vor Ungeduld überlief.

Schließlich erschien nach Stunden der Ausdauer, um das Maß nun auch wirklich überlaufen zu lassen, ein merkwürdiger, armer Mensch, der weithin im Lager bekannt und vor einiger Zeit tatsächlich närrisch geworden war von all dem Hunger und Elend, die uns in den letzten Jahren in den Eingeweiden gesessen hatten. Dieser Mensch stand nun mit bleicher Stirn und struppigem Haar vor Angelika, überreichte ihr ein großes, weiches Brotteigherz, das seine unruhigen Finger für sie geknetet hatten; und während sie es hielt und wehrlos war, legte er ihr seine freundlichen Bärentatzen auf die Schulter und blitzte sie aus seinen Augen liebehungrig an. Hier nun zwängte sich jener Kamerad neben mir vor, der wohl plötzlich spüren mochte, daß er ein Recht auf Angelika besaß. Und mit der Hand behutsam den Armen beiseiteschiebend, redete er auch den weiteren, die noch warteten, gut zu, und drängte sie mit Bestimmtheit, aber schonungsvoll beschwichtigend aus der Stube. Dann schloß er zum ersten Male an diesem Abend wieder die Tür.

Das alles machte keineswegs einen bösartigen oder hartherzigen Eindruck; und jeder von uns war (nicht nur aus Selbstsucht) der Meinung, daß damit Angelika ebenfalls wohlgetan sei. Aber sie, die bisher noch immer auf dem gleichen Platze verharrte, warf sich ganz plötzlich abseits in einen Stuhl und brach in Tränen aus.

Wir beide, der Schauspieler und ich, wir hatten ja nun wohl nichts zu tun, und die Lage war schwierig für uns. Aber jener andere Kamerad, erschrocken und gewissensbeladen, mußte sich an ihre Seite kauern. Und dann redete er flüsternd und tröstend, bittend und sorgenvoll in sie hinein, eindringlich und lange. Und ich weiß, daß er ihr schließlich auch gestand, wie sehr er sie liebe, denn ich hörte, wie er am Ende sagte, daß sie seine Frau und er ihr Mann sein müsse.



Da stand Angelika wieder auf, und mit umflorten Augen kam sie zu uns an den Tisch zurück und sprach ruhig und fast ernüchternd: „Ich habe hier fünftausend Männer. Und wenn Sie mir die nicht wiederbringen, die Sie verjagt haben, dann verjage ich auch euch drei, und dann bleiben wir alle am Heiligen Abend allein

wie jeder von den fünftausend. Mehr habe ich heute keinem zu sagen." Damit verstummte sie wirklich. Was blieb uns übrig, als aufzubrechen und sie alle wieder zurückzuholen? Jener Kamerad holte selber den armen, verworrenen Jungen aus seiner Pritschenhöhle, in die er sich verkrochen hatte, und dann saßen beide, jeder auf einer Seite Angelikas, und hatten sie eingehakt und sangen. Und die Stube stand voller Menschen und der Flur und Vorraum, so daß der weihnachtliche Eishauch von draußen hereinwehte und durch das krachende Feuer fuhr. Und das hölzerne Gebälk dröhnte vom fröhlichen, seligen, brüderlichen Gesang. Da wußten wir alle auf einmal, wie recht Angelika gehabt hatte. Bis die russischen Posten kamen und — sehr bedenklich — der Ansammlung ein Ende machten und uns alle in unsere Höhle zurückscheuchten.

Nicht lange darauf ging der erste Heimkehrertransport, bei dem auch Angelika war. Ich weiß, daß jener Kamerad wohl noch Gelegenheit hatte, aber keine mehr nutzte, mit Angelika erneut von seiner Liebe zu sprechen Aber ich habe sie, in diesem Jahr, selbst heimgekehrt, wiedergesehen und mit ihr gesprochen.

Sie saß in ihrer reicheren und geräumigeren Stube beim Adventskranz und wartete auf ihn. Da haben wir beide, die junge Ärztin und ich, der Kameraden gedacht, die wohl allesamt nicht mehr geglaubt haben, noch einmal, auch dieses Jahr noch in der dunklen Polarnacht auf den Heiland warten zu müssen. Und da wurden unsere Herzen gewiß ebenso schwer, wie es die ihren dort im Finstern wohl sein mögen Aber wir haben uns gegenseitig versprochen, daß auch wir Geduld haben wollen. Heinrich Grotius.

Kriegsblinder Bauer bewirtschaftet seinen Hof



Beim Anschirren

Für seine Zucht württembergischen Kaltbluts ist Bay bekannt. Er findet sich im Stall genau so zurecht wie in der Stube. Er schirrt auch die Pferde selbst an. Nur zum Fahren hält er sich seine Gehilfen. — Bay ist übrigens nicht der einzige kriegsblinde Bauer.

Als wir im Tannenhof die Küche betreten, steht der Bauer vom Tisch auf und reicht uns die Hand. Er bittet uns hinüber in eine der Stuben. Dort läßt er sich auf einem Stuhl neben dem Tisch nieder. Er trägt keine Brille. Das Blau seiner Augen steht in einem frischen, jungen Gesicht. Der Krieg hat darin seine Spuren hinterlassen. Nicht eben sichtbar Viel heimlicher. Der Tannhofbauer ist blind.

Mit einer Phosphorgranate senkte sich die Dunkelheit über den Panzerfahrer Walter Bay. Es war an der Invasionsfront am 30. Juli 1944. Der junge Gefreite wußte nicht, was geschah. Als er zu sich kam, war er in amerikanischer Gefangenschaft. In einem Panzer vom Typ IV der 2. Panzer-Division hatte der schwäbische Bauernsohn in der Normandie seinen letzten Angriff gefahren. Hernach war er in England und Amerika, aber immer als Schwerverwundeter im Lazarett. „Es ging mir drüben gut", sagte er, „doch den Kopfverband nahmen sie mir nicht ab". Im Januar 1945 wurde Bay über das Rote Kreuz ausgetauscht. Unausgeheilt. Über Marseille, Genf, Konstanz kam er nach Traunstein. Alle Lazarette waren überfüllt. So wurde er an die Universitätsklinik Würzburg überwiesen. Ein halbes Jahr nach der Verwundung war nicht mehr viel zu retten. „Bay", sagten die Ärzte, „Du hast zwar viel Glück gehabt, aber das mit Deinen Augen wird nichts mehr". Der Gefreite schluckte.

Durch den Luftdruck der krepierenden Granate war die Netzhaut geplatzt und die

Bindehaut durch die Phosphorflamme verbrannt. Die Hirnschale wurde eingedrückt und das Trommelfell zerrissen. Der Schädel kam wieder in Ordnung. Wo die Hirnschale verletzt war, ist jetzt eine Silberplatte. Aber es ist dunkel geblieben. Bay wurde entlassen. Fast zugleich mit den Amerikanern kam er im Frühjahr 1945 in seine schwäbische Heimat. Den Frühling hat er nicht mehr gesehen. Die Welt blühte jenseits des dunklen Vorhanges ...

Der Tannenhof gehört zu einer kleinen Gruppe abgelegener Gehöfte bei Kleinaspach im Kreise Backnang. Er umfaßt 40 Morgen Land, darunter Wald und Reben. Es ist eine kultivierte, freundliche Insel im grünen Meer der Wälder und Felder. Neben einem Knecht werkelt die alte Mutter noch auf dem Hof. Der Vater ist 1941 gestorben. Als der vermißte Sohn nach Hause kam, fragte man wenig nach seinem Gebrechen. Hauptsache, er war wieder da. Aber drei, vier Tage hernach und die ganze Zeit später, immer so in einer Ecke sitzen — das soll einer aushalten! Walter Bay ist noch keine dreißig Jahre alt. Er ist zu hundert Prozent kriegsversehrt. Er hat sein Augenlicht verloren und trägt eine Silberplatte im Schädel.



Feierabend
Nun wird es bei Bays gemütlich. Während er eine Zigarette raucht liest ihm seine Frau etwas aus der Zeitung vor



Mit seinem Führhund und dem Stock findet sich Bay in seiner Welt zurecht

Aber er kann gehen und hat noch zwei kräftige Arme. Bay weiß, was er will. Er steht von seinem Stuhl auf und tastet sich zur Türe. Von der Türe zurück zum Stuhl und wieder zur Türe. In wenigen Tagen hat man ein Gefühl dafür, wo man steht. Der Gang in die Küche und durch den Flur auf die Staffel geht auch. Die Stufen hinunter, durch den Hof und hinüber zum Stall. „Links!" ruft ihm die Mutter nach, wenn er aus der Richtung kommt, oder „rechts!", wenn er sich mit seinen Schritten vertut. So eroberte sich Bay seinen Hof zum zweiten Male. Mit suchenden Schritten und tastenden Händen. Es ist oft sehr dunkel um ihn. Und in dieser Dunkelheit fragt er verzweifelt nach dem Sinn des Lebens, nach seiner Aufgabe.

Bay ist nicht allein. Fast 7000 Kriegsblinde leben in der Bundesrepublik und eine ganze Anzahl von ihnen ist als Bauer tätig. Aber das weiß Bay noch nicht.



Bay hat Frau und Kinder nie gesehen. Aber um so inniger scheint die Gemeinschaft dieser Familie zu sein

„Bay, Du hast Dusel gehabt!" sagten die Ärzte in Würzburg. Aber das begriff er erst später. Auf Solitude bei Stuttgart. Dort hatte die Blindversehrten-Arbeitsgemeinschaft eine Blindenschule eingerichtet. Über die Wintermonate 1945-46 war Bay zum erstenmal dort. Er lernte Blindenschrift lesen und Maschineschreiben. Er lernte auch sonst noch einiges an kleinen, praktischen Hilfen. Dort merkte er auch, daß die Würzburger Ärzte recht gehabt hatten. Viele seiner Leidensgenossen waren nicht nur blind; sie hatten darüber hinaus noch schwerste weitere Verwundungen. Daß sie trotzdem auf Solitude waren, bewies, daß sich keiner aufgegeben hatte.

Den Winter 1946-47 verbrachte Bay wieder in Stuttgart. Diesmal befaßte er sich mit einer handwerklichen Tätigkeit. Es ging ihm nicht darum, Bürstenbinder oder Korbflechter zu werden, es ging ihm um die Sicherheit der Bewegung und um die handwerkliche Fertigkeit. Im großen Kreis der Schicksalsgefährten verlor sich auch das drückende Gefühl, kein vollwertiger Mensch zu sein. Dort rief sie niemand durch lautes Mitleid in das Bewußtsein ihrer Behinderung zurück.

Auch die Welt der Kriegsblinden hat Stunden, in denen sie nahezu vollkommen ist: Für Bay war das damals, als er Dorle, seine heutige Frau, kennenlernte. Sie begleitete ihren Vater, einen Kriegsblinden aus dem ersten Weltkrieg, zu einer Geselligkeit des Kriegsblindenbundes. Da ihr Vater eine Gärtnerei betrieb, lagen die Interessen nicht weit auseinander. Der Sprung in die Bauernwirtschaft war nicht groß. Aber viel wichtiger als landwirtschaftliche Kenntnisse ist die Vertrautheit im Umgang mit Blinden. Hier Lebensgefährtin zu sein, erfordert oft eine Gefährtenschaft, die ihre persönlichen und ichbezogenen Belange hinter denen des hilfs- und zuspruchsbedürftigen Mannes zurückstellt.

1948 heirateten sie. Neben der 15 Monate alten Sieglinde ist ein fünf Monate alter Wolfgang auf dem Bayschen Hof, der Jugend braucht, um in die Zukunft wachsen zu können.

Bays Hof ist weit über die Gemar-



Bay hat im nahen Garten Futter geschnitten. Jetzt ist Feierabend. Seine junge Frau, das Dorle, holt ihn ins Haus



Der kriegsblinde Bauer Bay bedient auch die Futterschneidemaschine selbst. Um sie in Bewegung zu setzen, muß er zuerst auf den Heustock klettern, um dort den Treibriemen aufzulegen und den Schalter zu bedienen. Das Futterschneiden gehört zu seinen täglichen Verrichtungen *Fotos (6): Erich Bauer*

kung hinaus bekannt. Nicht nur wegen des persönlichen Schicksals. Der junge Bauer hat einen guten Ruf. Im Stalle stehen „Hans", „Fanny" und das Fohlen „Gretel". Württembergisches Kaltblut aus eigener Zucht. Bay bewegt sich sicher und gewandt in den Pferdeboxen. Er fährt mit der Hand über die Kruppe des Fohlens und hält der viersommerigen Stute ein Zuckerstück hin. Das Dämmerlicht des Stalles mehrt die Vertrautheit zwischen Mensch und Tier. Wenn Bay zur Türe geht, drängen sich die Pferde nach, und das Schnauben aus samtenen Nüstern ist wie eine Liebkosung. Bay sieht seine Pferde nicht. Trotzdem trägt er ihr Bild in seinem Herzen. Die Welt, die er nicht mehr sehen kann, schafft er sich täglich neu.

Bay hat seine eigenen Brücken zur Welt. Er ist kein Einsamer, Zurückgestoßener, Verzweifelter. In der Gemeinde Kleinaspach kennt er jedermann. Wenn ihn seine Frau nicht ins Tal hinunterführt, nimmt er seinen Hund mit. „Kuno von Litzelbach", ein Schäferhund, ist Hofwächter und Blindenhund in einem. Er ist der Begleiter auf einsamen Feldgängen. Auf

der einen Seite Kuno und auf der anderen den Stock. So findet sich Bay auf der Welt zurecht. Die Nachbarn erkennt er rasch an ihrer Stimme.

Die Hände sind schmal und zart. Empfindliche Fühler, die zu einem Teil die Augen ersetzen. Er bedient Gerät und Maschinen. Auf die sich drehende Scheibe legt er den Treibriemen auf. Er schiebt das Heu in die Häckselmaschine. Er melkt die Kühe, schirrt die Pferde an. Er arbeitet an der Obstpresse und in der Brennerei. Bay ist trotz Versehrtenstufe IV vollwertiger Bauer. Einen Knecht braucht er ohnehin. Nicht nur wegen seiner Blindheit. Bay häufelt Kartoffeln und mäht. In seiner Hand wird auch die Sense zu einem Medium, mit dem er sich an das Kleefeld herantastet. Er schafft in den Reben und gabelt das Heu auf den Wagen. Bay ist heiter, ausgeglichen, freundlich. „Seine Kopfverletzungen machen ihm besonders bei Witterungsumschlag zu schaffen", meint seine junge Frau, „aber sonst leidet er nicht mehr unter Depressionen als andere Menschen auch".

Ein Bild will uns nicht mehr verlassen. Und das gehört zum Vater Bay. Er hört das Trippeln seiner kleinen Tochter. Sie ruft ihn an und er wendet sich ihr zu. Der blinde Vater geht in die Knie und breitet seine Arme aus. In diese Bereitstellung hinein läuft jauchzend das Kind. Es weiß noch nichts vom dunklen Geschick. Es lächelt und dieses Lächeln nimmt der Vater auf und erwidert es. Bay hat Frau und Kinder nie gesehen. Er wird sie auch nie sehen, obwohl sie immer um ihn herum sind. Er nimmt sie auf eine andere, uns Sehenden verschlossene Weise wahr. Seine Dunkelheit ist voller Bilder und Gestalten und sicher auch voller Licht, das den Menschen Bay auf eine geheimnisvolle Art durchleuchtet. In sein Leben hinein versetzen können wir Sehenden uns nicht, aber wir können viel von ihm lernen.

B. Gramlich.



Reise durch die Anekdote

von Peter Bamm

Der Prince de Condé, einer der Granden der französischen Krone aus der Blütezeit des Ancien Régime, betritt das Schlafzimmer seiner Geliebten und findet dort den Marquis von Bassompierre. Er sieht ihn an und sagt:

„Mein Herr, gehen Sie!“

Worauf der Marquis eine tiefe und ehrerbietige Verbeugung macht und dem Prinzen zur Antwort gibt:

„Monseigneur, Ihre Ahnen hätten gesagt — gehen wir!“

Es ist ein bißchen leichtsinnig, eine Reise durch die Anekdote mit dieser Geschichte



zu beginnen. Sie ist eine der besten Anekdoten, welche es überhaupt gibt. Daß es dem Marquis, dessen Lage doch ganz hoffnungslos zu sein scheint, nicht nur gelingt, sein Gesicht zu wahren, sondern auch noch Sieger zu bleiben, ist schon verblüffend genug. Daß er sich dazu der Worte seines Gegners bedient, ist von der größten Feinheit, und daß er nur der Änderung eines einzigen Wortes bedarf, um die Situation um einige Jahrhunderte zurückzuverlegen



und sie dadurch für sich zu retten, das ist von unübertrefflicher Meisterschaft.

Die Rettung aus einer verlorenen Situation durch einen gescheiten oder geistreichen Einfall ist eine häufige Form der Anekdote. Talleyrand, der Minister des Äußeren Napoleons des Ersten, hat dafür ein hervorragendes Beispiel geliefert. Napoleon hatte durch seinen Nachrichtendienst in Erfahrung gebracht, daß Talleyrand hinter seinem Rücken mit seinen Todfeinden, den Engländern, konspirierte. Bei einem Empfang in den Tuilerien stellte

er ihn. Er beschimpfte ihn in ziemlich formloser Weise in Gegenwart des halben Hofes. Jedermann glaubte, daß diese Szene das Ende der Karriere des ehrgeizigen Ministers sein werde. Talleyrand hörte sich schweigend den Zornausbruch seines Empereurs an Dann sagte er:

„Wie schade, Sire, daß ein so großer Mann eine so schlechte Erziehung genossen hat“

Die Anekdote ist unbedingt und unter allen Umständen an eine historische Person und an eine historische Situation gebunden Sonst ist sie ein Bonmot. Ein Bonmot ist etwas weniger als eine Anekdote. Es läßt sich nicht erzählen, sondern nur zitieren Freilich gibt es da köstliche Perlen Vauvenargue hat einmal gesagt:

„Die Frauen flößen uns das Bedürfnis



ein, große Dinge zu verrichten, und verhindern uns ein Leben lang, sie auszuführen“

Diese Formulierung, an der richtigen Stelle im Gespräch gebracht, hat fast tödliche Wirkung. Nur dem Mutigen ist sie zu empfehlen, ebenso wie die wunderbar boshafte und klassische Formulierung Schopenhauers über das Phänomen des jungen Mädchens:

„Das junge Mädchen — ein Knalleffekt der Natur . . .“

Das Bonmot hat noch einen Autor, der zitiert werden kann. Der Witz ist anonym. Einen Witz erzählen, heißt darum immer, sich mit einer fremden Feder schmücken, und zwar mit einer, die man gewissermaßen auf der Straße aufgelesen hat.

So gut der Witz sein mag und so sehr er Gelächter hervorrufen mag, der, welcher einen Witz erzählt, bedient sich immer des Witzes eines anderen Einen Witz darf man machen, aber einen Witz erzählen, das ist immer ein wenig billig und führt in gerader Linie hinab auf jene Ebene, auf welcher der Geschäftsreisende anfängt: „Es saßen einmal ein Sachse und ein Preuße in der Eisenbahn . . .“

Ein Witz knallt immer in die Unterhaltung hinein Wenn er vorbei ist, ist der Faden des Gespräches gewöhnlich abgerissen und es kann eigentlich nur ein neuer Witz folgen, wie eine Grammophonplatte der andern folgt Eine Anekdote dagegen, wenn sie kunstvoll erzählt wird, hat immer etwas Beiläufiges, wie ein erklärendes Exempel, welches die Konversation fördert und hebt Von der Anekdote sagt Goethe einmal, sie sei der wahre Schatz des Mannes von Welt.

Nun gibt es freilich noch ein Zwischending — die Geschichte Eine Geschichte ist geistvoll und charakteristisch, aber nicht historisch Eine Geschichte ist zum Beispiel die von den beiden Sachsen, welche am Abend zusammen aus der Kneipe nach Hause gehen. Sie stehen am Straßenrande unter blühenden Bäumen und betrachten den strahlenden Vollmond. Beide denken sie nach.

Nach einer Weile sagt der eine:

„Weeste, du, der Mond . . . Wemmer sich's recht überlegt, eechentlich is' der

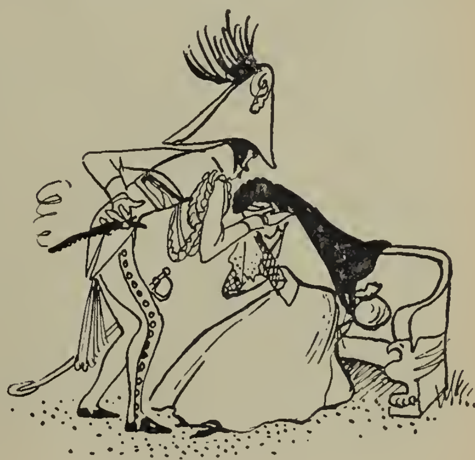
Mond doch ganz iberflüss'ch Es wächst da nischt Es wohnt da keener Und wenn er nich' da ist, merkt mer'sch kaum Eechentlich is der Mond doch ganz iberflüss'ch."

„Tcha", sagt der andere nach langer Pause, „da haste ja ganz recht. Aber wo soll'n mer 'n hin damit?"

Wie da in einer scheinbar albernen und fast schwachsinnigen Frage die ganze Leibniz'sche Kosmogonie implicite drinsteckt, das ist wirklich eine schöne Geschichte von der mythischen Tiefe der sächsischen Seele.

Zuweilen schafft sich eine bestimmte Kategorie von Witz eine pseudo-historische Figur, welcher der Witz in den Mund gelegt wird so daß der gewöhnliche Witz sich das Air der Anekdote gibt. So hat sich der Wiener Kaffeehauswitz den Grafen Bobby geschaffen. Man sollte darum auch nicht von Bobbywitzen sprechen, sondern von Bobbygeschichten So wie unsere sächsische Geschichte vom Monde das Alberne mit dem Tiefsinnigen verbindet, so verbindet Graf Bobby eine milde Art von Verblödung mit Charme Das schönste Beispiel dafür ist Graf Bobby's Hochzeitsreise.

Graf Bobby steigt mit seiner jungen Frau in ein reserviertes Abteil erster Klasse im D-Zug nach Venedig Draußen im Gang gehen ein paar Wiener Schanis vorbei und feixen ziemlich ungeniert die junge Gräfin an. Sie ist empört darüber und fordert den Grafen Bobby auf, diese Flegel sofort zur Rede zu stellen. Bobby ist die Sache ein bißchen unangenehm. Aber er geht hinaus. Die junge Gräfin sieht durch die Scheibe der Tür, wie er auf die beiden Herren zuschreitet. Auf einmal fangen alle drei an, schallend zu



lachen. Sie zünden sich eine Zigarette an und plaudern eine Weile miteinander. Die junge Gräfin kocht vor Zorn. Als Graf Bobby nach einer Weile wieder hereinkommt, fährt sie ihn an:

„Aber Bobby, wie kannst du . . .“

Er jedoch bemerkt beruhigend:

„Ach geh, Schatzi, des Ganze war a Irrtum. Die ha'm gmeint, du wärst a Hur . . . !“

Diese Mischung von Charme und milder Verblödung hat in Wien eine alte Überlieferung. Vom guten Kaiser Franz dem Ersten wird erzählt, wie er einmal, im einfachen Überrock, begleitet von seinem Leibjäger, im Park des Schönbrunner Schlosses spazieren geht. Auf einer Bank allein sieht er eine Dame sitzen, welche offenbar geweint hat. Menschenfreundlich, wie er ist, erkundigt er sich nach ihrem Kummer und erfährt, daß sie als Witwe eines in seinen Diensten gefallenen Offiziers bisher noch keine Pension bekommen habe. Er läßt sich vom Leibjäger einen Beutel Dukaten reichen und übergibt ihr diesen. Gerührt sinkt die Dame vor ihm auf die Knie, dankt ihm und fragt, ob sie nicht wenigstens erfahren dürfe, wer ihr Wohltäter sei. Darauf beugt sich Majestät zu ihrem Ohr hinab und flüstert: „Meinen Namen darfst du nie erfahren, ich bin der Kaiser Franz!“

Die meisten der Geschichten vom Fürsten als dem guten Vater gehen auf Heinrich den Vierten zurück. Sie werden dann später anderen Fürsten zugesprochen. So unerläßlich es für die Anekdote ist, daß sie sich an eine historische Person knüpft, so wenig zuverlässig ist die historische Wahrheit solcher Überlieferungen. Es kommt aber darauf nicht so sehr an. Der Instinkt des Volkes hat das Bedürfnis, die Person eines Herrschers mit Anekdoten zu schmücken. Diese Ehre kommt selten einem Unwürdigen zu.

Eine der ältesten Anekdoten dieser Art ist der Ausspruch des Königs Leonidas an den Thermopylen, welcher, als der Perserkönig ihm sagen läßt, das Heer der Perser sei so groß, daß die Masse ihrer Pfeile die Sonne verdunkeln werde, die großartige Antwort gibt: „Nun gut, so werden wir im Schatten kämpfen.“

Obgleich der Fürst von Ligne, einer der höchsten Würdenträger Europas, schon über achtzig war, nahm er an allen politischen und gesellschaftlichen Ereignissen des Wiener Kongresses seinen vollen Anteil. Schließlich aber hatte er sich, von



Landkarte: Gebirge, Flüsse u. Städte sind erhaben eingeprägt und werden vom Blinden ertastet.

einem Maskenball bei schlechtem Wetter heimkehrend, eine Lungenentzündung geholt, und es war offensichtlich, daß er diese nicht überleben würde. Wie die großen Herren des Mittelalters starb auch dieser Grandseigneur in voller Öffentlichkeit.

Einer seiner Freunde an seinem Sterbelager fragte den Fürsten, ob er nicht traurig sei, daß er diesen zauberhaften Kongreß, welcher sich gerade auf seinem Höhepunkt befände, verlassen müsse. Der Fürst meint:

„Im Gegenteil!“

Höchst verwundert, was er damit sagen wolle, bitten die Freunde um eine Erklärung.

„Nun“, sagt der Fürst, „weil ich durch meinen Tod in der Lage sein werde, dem Kongreß ein Schauspiel zu bieten, was selbst dieser Kongreß noch nicht gesehen hat, das Begräbnis eines Ritters vom Goldenen Vlies.“

Die Anekdote ist nicht an ein bestimmtes Milieu gebunden. Sie kommt im Reiche der Kunst ebenso vor wie im Reiche der Wissenschaft. Vom alten Max Liebermann, der einmal das schöne Bonmot geprägt hat: „Die Kunsthistoriker sind dazu da, nach unserem Tode unsere schlechten Bilder für Fälschungen zu erklären“, gibt es zahlreiche Anekdoten. Artur Schnabel erzählte gern, wie er während der Inflationszeit, als Liebermanns Bilder schwindelhafte Preise erreichten, ihn einmal besuchte. Beim Gang durch die Wohnung fiel ihm auf, daß der Meister keine Bilder von sich selbst aufgehängt hatte. Irgendeine Besonderheit dahinter vermutend, fragte er den Hausherrn, warum man keine Bilder von ihm an den Wänden sähe, worauf der alte Liebermann ganz empört antwortete: „Wat, 'n echten Liebermann? Viel zu teuer! Kann ick mir nich' leisten.“

Für die Tombola des Presseballs hatte Liebermann ein Bild von sich gestiftet. Zufolge einer lächerlichen Laune der Glücksgöttin war er selbst der Gewinner seines eigenen Bildes. Bekümmert sah er sich sein gestiftetes Werk an und sagte:

„Wenn ick det hätte ahnen können, denn hätt' ick wat Besseres jestiftet.“

Das Vergnügen, welches die Anekdote bereitet, liegt sowohl in ihrem Inhalt wie in ihrer Form. Dafür ein letztes Beispiel von besonders witziger Prägnanz:



Ein junger Dichter schickte an Gustave Flaubert seine Gedichte und bat ihn um ein offenes Urteil. Flaubert, welcher in allen Dingen der Literatur von unerbittlicher Strenge war, schrieb ihm eine vernichtende Kritik. Der junge Mann war darüber nun doch empört. Er ließ Flaubert eine Duellforderung überbringen. Flaubert schrieb ihm zurück:

„Mein Herr, ich nehme Ihre Forderung an. Als der Geforderte habe ich die Wahl der Waffen Ich wähle die französische Grammatik. Betrachten Sie sich als getötet.“

Bekenntnisse von Kriegsblinden:

Lernt wieder sehen!

In Braunlage (Harz) ist eins der schönsten Kriegsblinden-Erholungsheime. Aber: „Braunlage?! Was soll ich in Braunlage? Das ist ein Ort für sehende Erholungssuchende! Ich sehe die Schönheiten ja doch nicht mehr!“ So hörte ich kürzlich einen Kameraden sprechen. Ähnliche Meinungen klangen mir aus Gesprächen mit anderen Kameraden entgegen. Ich war tief erschrocken und betrübt. Freunde! Lernen wir doch wieder sehen! Die uns umgebende Natur ist noch genau so schön wie zu der Zeit, als wir sie noch betrachten und uns durch ihren wunderbaren Formenreichtum an ihr erfreuen durften. Aus dieser Zeit haben wir — und dadurch unterscheiden wir uns wesentlich von den Geburts- und Früherblindeten — einen Begriff von Form und Farbe! Wir wollen einen lieben Menschen zum Begleiter bitten und an seinem Arm durch die schöne Heimatflur wandern, wenn die Berge in der Vorfrühlingszeit sich von Tag zu Tag mehr mit dem zarten Grün der erwachenden Natur schmücken, wenn die letzten grauweißen Schneespuren langsam verschwinden und der Frühling mit Brausen, mit Sturm und Schlackerwetter seinen Einzug hält. Laßt uns durch die wogende Weite der reifen Kornfelder wandern, wenn die Julisonne warm auf uns herniederscheint und wenn der Blumenteppich der grünen Wiesen zu unseren Füßen im Tal sich ausbreitet. Laßt uns durch die weichen Herbstabende schreiten, die Tage der weiten Sicht wollen wir uns beschreiben lassen und wollen uns erzählen lassen, wie sich das Laub der Bäume in großer Farbenpracht zeigt, bevor der Winter kommt und das weite Land, den stillen, hohen Tannenwald mit einer dicken Schneedecke bedeckt und alles Leben erstarrt, bis ein neuer Frühling neues Leben bringt. Freilich liegt es auch an unserem Begleiter und es kommt viel darauf an, daß er im rechten Augenblick die rechten Worte findet und uns ein greifbares Bild vor die Seele zu stellen vermag. Wie herrlich ist doch zum Beispiel der Ausblick vom hohen Achtermann auf die gewaltige Bergwelt, auf die stillen, grünen Täler zu unseren Füßen mit den blauen Seen, den grauen Bändern der Landstraßen und den roten Dächern der Dörfer und stillen Weiler im Tal! Und wie hebt sich unser Selbstbewußtsein, einen immerhin für einen Nichtmehrsehenden nicht ungefährlichen Aufstieg vollbracht zu haben!

Wenn wir dann langsam, aber stetig durch die reiche, innere Schau wieder das Sehen neu erlernt haben, wenn es uns gelungen ist, die wundersame Gottesnatur neu zu entdecken, wie beseligend ist dann das Gefühl, wenn wir an der Hand unserer Kinder durch die Wälder und Berge unserer Heimat streifen und wenn wir uns mit ihnen freuen können an jedem bunten Blatt, an den goldschillernden Käfern, am Zwitschern der Vögel und am kecken Sprung des munteren Kälbleins auf der Weide. Dann wollen wir unsere Kinder lehren, mit offenen Augen durch die schöne Welt zu gehen und wollen ihnen einen wachen Sinn erwecken für alles Schöne und Gute!

E. Giesler.

OSTPREUSSEN

Mutter im Osten, dich singen die Wälder,
dich rauscht der Dünen großer Gesang.
Weit im Gewande wogender Felder,
Wolken und Winde dein ewiger Klang.

Mutter, dich reden Giebel und Gassen,
feierlich preisen dich Burgen und Dom.
Mutter, dich beten die Birken, die blassen,
Mutter, dich flüstern die Halme am Strom.

Mutter im Osten, du hast uns geboren,
hattest für alle Nahrung und Nest.
Mutter, nun bist du den Kindern verloren,
doch die Gedanken halten dich fest.

Tritt einer abends hinaus vor die Türen,
steht wohl der Mond überm Dach so wie einst,
meint er im Wind deinen Atem zu spüren....
Mutter im Osten, ich glaube, du weinst.

Weine nicht, Mutter: Wir dürfen dich träumen -
einziger Trost, der den Hoffenden blieb.
Mutter, du Stern über Zeiten und Räumen,
sieh, deine Kinder behalten dich lieb.

HANS-JOACHIM PARIS



Foto: Haselhorst

IM URLAUB

Die Erholungsfürsorge für Kriegsblinde



Die Arbeit ist für den Erblindeten in weit höherem Maße als bei Sehenden eine seelische Notwendigkeit. Auf der anderen Seite kann man jedoch auch nicht an der Tatsache vorübergehen, daß die Nerven des schaffenden Erblindeten weit mehr in Anspruch genommen und verbraucht werden als bei anderen Menschen. Zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit ist daher eine alljährliche Erholung dringend erforderlich. Die Erfahrungen zeigten, daß es aber nicht zu empfehlen ist, den Erblindeten seine Erholung in irgendeinem Pensionshaus nehmen zu lassen. Er würde dort mit seinem schweren Schicksal im Mittelpunkt des Interesses und der taktlosen Neugier stehen, sich dort nicht frei bewegen können und manchen aus wohlgemeintem Mitleid kommenden Belästigungen ausgesetzt sein. Das Nichtverstehen der sehenden Menschen würde den Erblindeten täglich an sein Schicksal erinnern, ihm vielleicht sogar die eben gewonnene Sicherheit nehmen und damit jeglichen Kurerfolg ausschließen.

Wie ganz anders ist es dagegen in einem Heim, das nur Kriegsblinden und ihren Familien offen steht! Der Kriegsblinde fühlt sich dort unter Schicksalsgefährten, die vielleicht noch schwerer verwundet sind als er selbst. Er hört dort, wie andere Kameraden ihr Schicksal meisterten, und es setzt sich bei ihm der Wille durch, es diesen gleichzutun. In lebhaften Unterhaltungen werden berufliche Probleme besprochen. Er hört, wie die anderen ihre beruflichen Schwierigkeiten überwanden, oder er selbst ist in der Lage, durch Schilderung seines Falles dem anderen Mut zu geben. Alte Freundschaften werden aufgefrischt, neue geschlossen. Beim Karten-, Mühle- oder Schachspiel vergehen die Stunden schnell. An Kameradschaftsabenden kommt der Frohsinn zur Geltung. Selbstverständlich gehört zu einem guten Kurerfolg auch, daß die Verordnungen des Arztes befolgt werden. Daneben sorgen Spaziergänge dafür, daß der Körper beweglich bleibt, kurz, das ganze Heimleben ist auf die Gesunderhaltung des Kriegsblinden zugeschnitten.

Die Kriegsblindenheime müssen im In-



nern klare Linien aufweisen, damit auch der Erblindete sich schnell an die neue Umgebung gewöhnt. Offenstehende Türen gibt es nicht, weil jeder Gast weiß, daß sie dem anderen Schaden zufügen können. Die Schlafzimmer sind zweckmäßig, die Aufenthaltsräume gemütlich eingerichtet. Die Hausangestellten wissen, daß sie dem Erblindeten immer behilflich sein müssen, die Küche sorgt für eine gute Verpflegung und die leitende Schwester wacht darüber, daß jeder Gast zu seinem Recht kommt, und daß auch die Ziele einer umfassenden Kriegsblinden - Erholungsfürsorge erreicht werden. Besonders angenehm wird von den kriegsblinden Gästen empfunden, daß sie nicht nur ihre Frau, sondern auch ihre K i n d e r mit in die Erholung nehmen können. Damit die Frau in der Erholung sich mehr ihrem Mann widmen kann, werden die Kinder einer Kindergärtnerin tagsüber in Obhut gegeben. So wird von seiten des Bundes wie auch der einzelnen Heime alles getan, den Gästen eine wirklich schöne und erfolgreiche Kur zu sichern.

All diesen Erfordernissen hat der Bund der Kriegsblinden Rechnung getragen, als er seine Heime in Braunlage/Harz, Bad Salzhausen / Oberhessen, Bad Pyrmont, Bad Münster am Stein und Söcking am Starnberger See den Kriegsblinden zur Verfügung stellte. Schon die Wahl der Kurorte zeigt, daß neben den beiden Luftkurorten in Braunlage und Söcking sich Kurorte mit den besten und natürlichsten Heilquellen befinden. Der Kriegsblinde hat somit die Möglichkeit, sich den Kurort zu wählen, der gerade für seinen Gesundheitszustand am besten geeignet ist. Er kann die Heime als Selbstzahler aufsuchen, kann sie aber auch auf Grund der Versorgungsgesetze zur Durchführung einer Heil- und Badekur in A n s p r u c h nehmen. Um allen Kameraden, die als Selbstzahler ein Heim aufsuchen wollen, den Aufenthalt zu ermöglichen, sind die Ver-





Urlaubsfreuden — in Sommer und Winter
Aus Albert Bierwerths Fotoalbum entnahm der Kalendermann diese Bildchen, die irgendwann einmal in Erholungsheimen geknipst worden sind. Man sieht u. a.: auch Schlittschuhlaufen ist ein Wintersport für Kriegsblinde!

pflegskosten niedrig gehalten. Leider ergibt sich hieraus für den Bund die Notwendigkeit, Geldquellen zu erschließen, aus denen die erforderlichen Zuschüsse gedeckt werden können. Dankbar wollen wir an dieser Stelle der Deutschen Kriegsblindenstiftung in Berlin gedenken, die bis 1945 alle Gelder zur Beschaffung der Erholungsheime zur Verfügung stellte. Leider existiert diese Kriegsblindenstiftung nicht mehr. Wir wollen aber hoffen, daß andere Stellen es als ihre Ehrenpflicht betrachten, die Kriegsblindenerholungsfürsorge weiter zu fördern. Wer einmal eines der Kriegsblindenerholungsheime besuchte, wird den Wert erkannt haben, der in diesen Einrichtungen zum Wohle der Kriegsblinden enthalten ist.

Albert Bierwerth.
Sachbearbeiter für die Erholungsfürsorge



Kriegsblinden Erholungsheim in Bad Pyrmont

Kriegsblinde Weber

Da haben sich ein paar Kriegsblinde in der Blindenwebschule des Roten Kreuzes zu Mehle (Hannover) zusammengesetzt und folgenden kleinen Bericht aufgeschrieben:

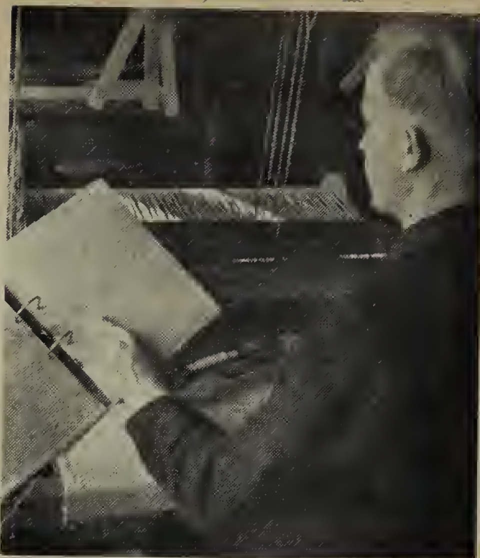
„Schon einmal wurden wir nach unserer Erblindung beruflich umgeschult. Nach der Umschulung zog dann der eine in ein Heim, der andere nach Hause. Dort warteten wir nun vergebens auf Arbeit oder Anstellung. Ungeduld und Unfrieden hielt bei uns Einzug. Weder Hauptfürsorge noch Arbeitsamt vermochten uns zu helfen. Da kam plötzlich der Bescheid, daß vom DRK eine Blindenwebschule eingerichtet würde. Das gab uns neue Hoffnung. Wir sahen jetzt die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen, der unserer Leistungsfähigkeit entsprechen und uns Befriedigung und Freude gewähren würde. Kurz entschlossen meldeten wir uns und wurden auch bald darauf zur Vorstellung und Eignungsprüfung geladen.

Der erste Gang durch den Websaal brachte uns zwar gewisse Bedenken; aber wir ließen uns dadurch nicht abschrecken und gingen mutig und zuversichtlich an die Arbeit. Zunächst war uns ja nun alles neu und es fiel uns auch gar nicht leicht; denn das Weben erfordert nicht nur Ruhe, Ausdauer und Geduld, sondern auch ein gewisses künstlerisches Empfinden. Da wir aber mit Lust und Liebe bei der Sache waren, haben wir uns schneller als erwartet hineingefunden. In dem einen Jahr, das uns zur Umschulung zur Verfügung steht, müssen wir jeden Tag und jede Stunde ausnutzen, um unser Ziel, die Abschlußprüfung vor der Handwerkskammer zu erreichen. Wir müssen ja in dem einen Jahr das schaffen, wozu andere drei Jahre brauchen, und sind bestrebt, uns in dieser Zeit so viel wie irgend möglich anzueignen, damit wir nach Beendigung des Lehrganges, wenn wir auf eigene Füße gestellt sind, in dem schweren Wirtschaftskampf voll bestehen können."

Und die verdienstvolle, umsichtige Leiterin der Blindenwebschule, H. Abromeit, berichtet dazu über das Entstehen und die Planungen der Schule verständnisvoll das folgende:

„Durch Arbeit zum Licht! Dieses Wort war es, das den Gedanken an eine Blindenwebschule reifen ließ. Menschen, die ihr Augenlicht, das Kostbarste, was wir Menschen besitzen, verloren haben, wahrhaft helfen zu wollen, bedeutet weit mehr als die Sicherung ihrer äußeren Existenz, die der Staat als selbstverständliche Pflicht übernommen hat Es wäre vermessen, wollte ich ihnen ein Trostwort oder einen Ersatz für das Verlorene geben. Wir können immer wieder nur versuchen zu helfen, soweit es in unserer Kraft steht, dem Leben wieder einen Inhalt zu geben.

Aus solchem Wissen und Verstehen reifte der Gedanke, das Gebiet der Handweberei vorerst den Kriegsblinden zu erschließen Heute können wir sagen, daß es gelungen ist. Jedoch war der Anfang sehr schwierig, weil erst eine eigene Methode in Theorie und Praxis von uns gemeinsam mit den blinden Webschülern erarbeitet werden mußte. Es gibt wohl eine ähnliche Schule, eingerichtet vom Bayerischen Roten Kreuz; von dort konnten wir wohl lernen, daß es für Blinde möglich ist, zu weben, aber Methode und Ausbildungsart sollten bei uns völlig an-



Der kriegsblinde Handweber hat daheim einen großen Webstuhl. Mit den Fingern tastet er das in Punktschrift aufgezeichnete Muster ab. — Tischdecken, Kissenplatten usw., von Kennern durchweg als erstklassig bezeichnet, vertreibt die Arbeitsgemeinschaft der kriegsblinden Handweber, Hannover, Stolzestraße. Dreilinsfoto

ders werden, hatten wir uns doch das Ziel gesteckt, unsere Schüler einer Abschlußprüfung durch die Handwerkskammer unterziehen zu lassen, die der Gesellenprüfung für Sehende gleichkommt. Die Ausbildung dauert ein Jahr, da muß eine Auslese getroffen werden, weil längst nicht jeder für die Weberei geeignet ist, und dieses eine Jahr muß in ganz intensiver Arbeit ausgenutzt werden.

Die Handweberei kann nur bestehen, wenn künstlerisch wertvolle Arbeit geleistet wird. Dieser Grundsatz muß auch für die Blinden aufrecht erhalten werden. Niemals darf an das Mitleid der Mitmenschen beim Verkauf der hergestellten Webwaren appelliert werden. Darum sind wir vor allem bemüht, die handwerkliche Tüchtigkeit zu einer besonderen Höhe und Selbständigkeit zu entwickeln. Neben der praktischen Arbeit wird theoretischer Unterricht in Textil-, Geschäftskunde und Musterzeichnen gegeben. Die Muster werden mit Hilfe der Bogenschriftmaschine, also mit Blindenschrift-Punkten gezeichnet und sollen später bei der Heimarbeit ständige Anregung geben.

Nach bestandenem Abschlußexamen erhält jeder Blinde eine komplette Webausrüstung für die Heimarbeit mit nach Hause, deren Kosten die jeweilige Hauptfürsorgestelle trägt. Ursprünglich war daran gedacht, die Blinden von der Schule aus mit Material zu versorgen und den Absatz zu regeln. Es kam dann aber aus den Reihen der Blinden der Wunsch, eine eigene Arbeitsgemeinschaft zu gründen, die seit November 1949 besteht. Unser Wunsch ist es, daß dort immer Menschen mit einem besonderen künstlerischen Empfinden am Werke sind, die Materialeinkauf und Musterentwürfe machen und wissen, was sie jedem Einzelnen an Arbeit zumuten können. Für uns hier in der Schule ist es die größte Freude zu sehen, daß nur bestqualifizierte und künstlerisch wertvolle handgewebte Sachen hergestellt werden, die man zu allen Zeiten absetzen kann und die immer gesucht sind."

Das Forellenquintett

Von Wilhelm Schäfer

Der Schubertfranz und der Lachnerfritz wollten an einem Sonntag in der Frühe gegen den Wienerwald gehen. Vielleicht, daß wir den Specht ein Menuett klopfen hören und das Eichhörnchen tanzt uns dazu! schwärmte der feurige Lachner, und Schubert nickte bedächtig: Am Ende macht uns die Kathi in Coblenzl gar noch Forellen! Doch wie sie da gegen Sievering kamen, schwenkte ein Herr seinen Hut, wie nur im Theater ein Hut geschwenkt werden kann; und wenn sie noch zweifelten, wer wohl der Hutschwenker wäre, wurde der Zweifel allsogleich blaß, als er die Stimme vernahm: So konnte nur Siebert, der Sänger und große Bassist, einen Morgengruß tönen.

So zogen sie denn zu dreien das Erbsental hinauf gegen den Vogelsangberg und brauchten den Specht und das Eichhörnchen nicht, so klopfte der Sänger an seine gespreizte Brust, und so sprang seine Eitelkeit um mit halsbrecherischen Kapriolen.

Den steinernen Gast hat uns die Theaterhölle geschickt! klagten die Augen des Lachnerfritz: Jetzt wird uns Wald und

Sonntag verekelt, und wo wir gegangen sind, zieht sich ein Schleim wie von Schnecken! Der Schubertfranz aber blitzte ihm Antwort mit seiner Brille: Der Specht und das Eichhörnchen sind längst davon vor der Stimme, und der Wald will auch einmal Ruhe haben mit seinem Säuseln und Rauschen; aber Forellen bekommt er nicht und erst recht keine von der Kathi! Die Gräten könnten im tiefen C stecken bleiben, und die Kathi müßte die Ofenzange ansetzen, sie wieder zu holen. Wir hätten die Wiener um Sieberts Stimme gebracht; und wer soll ihnen das Tiefe-Keller-Lied singen?

So hielten die Augen der beiden Musikanten heimliche Zwiesprache ab, und die Brille blitzte dazwischen; aber den Sänger störte die leise Zwischenmusik nicht, weil er auch im Theater nur den Baß seiner Arien hörte. Und während das Wasser des Baches zierlich dahinfloß, um Kiesel und Baumwurzeln kreisend, während die Sonne sich auf dem Waldboden in tausend Sprenkeln verlor, davon ein jeder seine eigene krause Gestalt und sein heimliches Liebesglück hatte mit Moosen und Sternmieren, während der Wind in den Bäumen sein Elfengesäusel übte, an jedem Blatt läutend, so daß aus dem Schellengeklingel der tausendmaltausend Blätter das wohllaute Säuseln entstand; während das winzige Flügelgebrause der Käfer und der Flötenton ferner Kuckucksrufe sich in das emsige Lustgetön legten, das dennoch selige Stille war, hing den zornigen Fränzen und Musikanten der Lärm des Sängers im Ohr, der seiner eitlen Wichtigkeit voll war bis über die Ohren und nichts außer sich selber vernahm.

Als sie so von seinen Erfolgen in Prag und von der Huld des Salzburger Hofes, seiner Beliebtheit in Linz und den Beifallsstürmen in Eger und Karlsbad, von der Fülle seiner Geschenke und der Hoheit seiner Orden, aber auch von dem heuchlerischen Neid der Kollegen und von der Bosheit schlechter Rezensenten eine Stunde und mehr brusttönende Worte gehört hatten, waren die drei endlich droben auf dem Vogelsangberg. Da lagen die Kronen der Bäume unter ihren Blicken wie Kiesgeröll, das sich sanft in die blaue Tiefe verlor, wo die herrliche Stadt an der Wien lag mit Stephansdom und dem Silberstrich der blinkenden Donau.

Weil aber der Sänger und berühmte Bassist Siebert gerade bei seinem Freund Hugelthier angelangt war, der seinen Baß heimtückisch einen Gießkannenton genannt hatte, so diente der Anblick der sanft hinleuchtenden Stadt dem durch sich selber Gereizten nur dazu, über das leichtlebige Wien und die Kunstungefälligkeit seiner Bürger einen gewaltigen Stab zu brechen, bis sich die Brille des Schubertfranz mit dem Zornblick des Lachnerfritz verständigt hatte.

Laßt doch die Wiener aus Süßholz — Sauerkohl kochen! sagte die blitzende Brille gemächlich, und der mit den hitzigen Augen setzte hinzu: Hier auf dem Vogelsangberg, wo die Bäume über Beethoven stürmten und Mozart die Zauberflöte fand, wo außer uns beiden zu dieser Stunde kein menschliches Ohr ist, Euch etwa nicht jeden Ton vom Mund abzusaugen: hier ist Euer Platz! Hier laßt Euren großen Sarastro ertönen! Und seid gewiß, wir wollen



mit unsern Galgenvögelgesichtern bescheiden beiseite gehn, wir wollen im Wald Euren Baß hören und staunen, dies wäre ein Dom und Euer Mund eine Orgel!

Und weil ein Sänger für seine Stimme wohl eine gesunde Brust braucht, einem Blasebalg gleich den Atem zu schwellen, aber von seinem Kopf ist nur der Mund nötig, dem schwellenden Atem das Pfeifenwerk der Töne zu setzen, so merkte der Sänger und große Bassist nicht, das sich die lustigen Fränze und Musikanten nur listig fortschleichen wollten. Als stellte der Wald den Prospekt, trat er mit stolzem Schritt vor die Lichtung, schwenkte den Hut ins Theater und sang vor der ganzen Stadt Wien, vor der silbernen Donau und vor dem Stephansdom, vor dem sanft geschätteten Wolkenhimmel und der lichtlebigen Ferne in die unermeßliche Tiefe seiner Eitelkeit hinein den Sarastro. Und merkte nicht, daß der leise Wohllaut der Luft seinen lauten Baß hinnahm wie sonst einen menschlichen Lärm, daß seiner rollenden Stimme rundum die tönende Stille gesetzt war wie eine ewige Mauer, so daß keine Stelle im Tal, die seine Augen auf sich bezogen, auch nur das leiseste Ohr auf ihn haben konnte, daß die Welt der Wolken und Winde und blaublauen Weite so unberührt von ihm war, wie er ihrer Stimme, der nach dem großen Sarastro auf dem Vogelsangberg in der zehnten Stunde des Morgens sein ganzes Repertoire sang.

Daß so ein Malefizkerl glaubte, wir könnten der Gottesnatur nur einen einzigen Ton singen, daß er nicht weiß, wie s i e es sein muß, die in uns singt, wie unsere ganze Musik nur das letzte Echo von ihrer Herrlichkeit ist, zischte der Lachnerfritz, als sie schon im Gebüsch noch einmal nach seiner Narrheit zurück lauschten Aber der Schubertfranz putzte die Brille von seinen Tränen und hatte so herzlich gelacht: Sogar im Nil gibt es Pferde! sagte er mahnend: Jetzt aber schnell nach Coblenzl hinunter zur Kathi und ihren Forellen! Denn, weißt du, mich juckt ein Quintett.

Kriegsblinde Telefonisten



Vielfache Bewährung in einem idealen Blindenberuf

Vor mir liegt ein ganzer Packen von Schreiben, lauter Gutachten von Firmen und Behörden über die Leistungsfähigkeit kriegsblinder Telefonisten, die in manchen Fällen schon seit über 20 Jahren ihren Dienst versehen, immer mit der gleichen Zuverlässigkeit und Behendigkeit. Ohne lange zu wählen, seien einmal zwei dieser Gutachten herausgegriffen:

Da schreibt ein bedeutendes A u g s b u r g e r I n d u s t r i e w e r k: „Bei unseren Bestrebungen, Arbeitsplätze für Schwerbeschädigte zu finden, hatten wir auch erwogen, unsere Telefonzentrale durch einen Kriegsblinden zu

besetzen. Da uns bewußt war, daß die Anforderungen auf diesem Posten wegen des lebhaften Fern- und Auslandsverkehrs besonders groß sind, hatten wir zuerst Bedenken, ob wir es wagen dürften, unsere Fernsprechzentrale einem Blinden anzuvertrauen. Die Zentrale hat 5 Amtsanschlüsse und 64 Hausanschlüsse. Der Verkehr mit Kunden und Lieferanten muß sich reibungslos und in höflichen Formen abwickeln. Besonders die ausländischen Geschäftsfreunde sind sehr empfindlich, einmal weil sie für eine Geschäftsverbindung mit Deutschland erst wieder gewonnen werden müssen, dann aber auch, weil die Ferngespräche über Landesgrenzen hinweg in der Regel sehr kostspielig sind und keine Zeit durch Fehlverbindungen vergeudet werden darf.

Wir haben trotz aller Bedenken das Wagnis unternommen und beschäftigen seit 6 Monaten den Kriegsblinden Herrn Rudolf F. als Telefonisten. Die Erfahrungen, die wir bisher machen konnten, haben gezeigt, daß es tatsächlich möglich ist, den Dienst an einer über das durchschnittliche Maß hinaus belasteten Fernsprechzentrale durch einen Blinden versehen zu lassen. Der uns zugewiesene Mann verfügt über besondere Eigenschaften, die ihn befähigen, den erhöhten Anforderungen gerecht zu werden. Hierzu gehört vor allem eine Ruhe und Sicherheit, ein besonders gutes Gedächtnis, eine deutliche Aussprache und ein höfliches Benehmen. Für die erforderlichen Aufzeichnungen muß eine Blindenschreibmaschine zur Verfügung stehen. Wenn Herr F., was wir hoffen,

sich den Anforderungen auf die Dauer, vor allem in gesundheitlicher Hinsicht, gewachsen zeigt, dann hat er bei uns eine Beschäftigung gefunden, die ihn voll ausfüllt und wohl auch in jeder Hinsicht befriedigt."

Und das Erstaunlichste in diesem Fall: der betreffende Kriegsblinde ist obendrein hirnverletzt!

Und eine Maschinenfabrik aus Württemberg schreibt: „Der Kriegsblinde Josef G. ist seit dem 7. Januar 1948 in unserer Verwaltung als Telefonist beschäftigt. Er bedient die Telefonzentrale (Blindeneinrichtung) mit 5 Amtsleitungen und 175 Nebenstellen selbständig. Es fiel ihm leicht, sich in kurzer Zeit in seine neue Aufgabe hineinzufinden. Die Leistungen G.'s sind denjenigen eines Sehenden mindestens gleichwertig. Wir sind mit der Arbeit des Herrn G. sehr zufrieden, zumal er mit seiner korrekten Diensterledigung immer ein höfliches und zuvorkommendes Wesen verbindet."

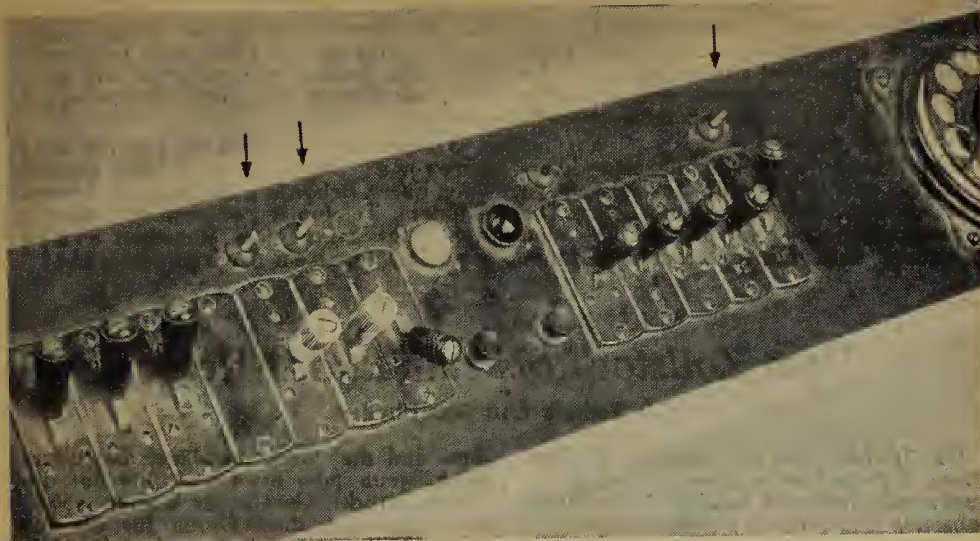
Genug mit Zitaten! Nicht ein einziges dieser Gutachten macht in seiner Anerkennung auch nur die geringste Einschränkung. Wie ist das zu erklären? Vor allem dadurch, daß der kriegsblinde Telefonist einen für Blinde geradezu idealen Beruf ausfüllt, da es hier nur auf Eigenschaften ankommt, die nicht vom Sehvermögen abhängen. Was bisweilen aufzuschreiben ist, kann sehr leicht mit Hilfe einer Punktschriftstenomaschine geschehen, — also vermag der Telefonist auch Telegramme entgegenzunehmen oder andere Nachrichten.

Die kriegsblinden Telefonisten sind durchweg zufriedene, ausgeglichene Menschen, weil sie völlig selbständig arbeiten können und nicht der geringsten Kontrolle oder gar einer Hilfe durch Sehende bedürfen.

Ein Sachkenner dieses Berufszweiges, der Vorsitzende des Bezirkes des Kriegsblindenbundes in Augsburg, Chr. Wilhelm, schreibt dazu: „Bei modernen Fernsprechanlagen, wie sie fast in allen größeren Ämtern und Betrieben vorhanden sind, sind nur noch einfache Zusatzgeräte in Form von Blindentastzeichen erforderlich, um die Bedienung der Fernsprechanlage einem Blinden übertragen zu können. So hat sich im Laufe der Jahre auch in den Kreisen der Wirtschaft die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Blinde als Telefonist durchaus wettbewerbsfähig ist und daß er daher für den Betrieb eine Ar-



Junge bayerische Kriegsblinde bei der theoretischen Ausbildung für den Telefonistenberuf. Eine Aufnahme aus der staatlichen Umschulungsstätte Tegernsee. *Foto: Huber*



Bedienungsplatz einer Fernsprechvermittlung mit Blindentastzeichen. Die Tastzeichen werden anstatt der sonst üblichen Telefonlampen in die Lampenfassung gesteckt. Anstatt des Aufleuchtens der Lampe tritt ein Stift aus der Kuppe hervor, der rasch vom Blinden ertastet wird. *Foto: Aus „Späterblindete" (Enke-Verlag)*

beitskraft bedeutet, die selbst unter dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Rentabilität im Sinne tarifpolitischer Erwägungen als leistungsfähiger Faktor anzuerkennen ist.

Die Unterbringung blinder Telefonisten stößt allerdings allgemein auf große Schwierigkeiten Es sind die hinreichend bekannten Einwendungen, daß der Blinde keine vollwertige Arbeit leisten könne, daß er die vielen Teilnehmernummern nicht zur Hand hat und die Ferngespräche und dgl. nicht notieren kann. Des weiteren wird die Frage seiner ungenügenden Auslastung in fast jedem Falle als Hinderungsgrund vorgebracht. Demgegenüber ist zu sagen, daß erfahrungsgemäß überall dort, wo ein blinder Telefonist arbeitet, die Verbindungen viel rascher und sorgfältiger als sonst hergestellt werden und daß die Reparaturen in allen Fällen seltener sind, sobald die Anlage durch einen Blinden bedient wird. Letztere Behauptung wird von den einschlägigen Herstellerfirmen immer wieder bestätigt. Es wird daher bei der Vermittlung eines Kameraden für den Telefondienst immer wieder versucht werden müssen, den Behördenleiter bzw Firmeninhaber soweit zu gewinnen, daß er wenigstens den Bewerber zunächst probeweise beschäftigt Glaubt er, die Ausgabe hierfür nicht verantworten zu können, so kann die

Hauptfürsorgestelle vorübergehend einen Ausgleich gewähren. wie. es auch in ihr Ermessen gestellt ist. den Arbeitsplatz des Erblindeten als einfachen oder doppelten Pflichtplatz nach dem Schwerbeschädigtengesetz anzurechnen."

Die Umstellung einer Fernsprechvermittlung von Licht- auf Tastzeichen ist sehr einfach, wie unser Foto zeigt. Die herausspringenden kleinen Stifte sind außerdem auch nicht schlechter sichtbar als die Signallichter, so daß ein auf Tastzeichen umgestelltes Gerät auch von einem Sehenden bedient werden kann, wie es in Wechselschichten bei großen Betrieben oft geschieht

Unseren Freunden rufen wir aber zu: prüft, ob in Eurem Betrieb oder Eurer Behörde nicht auch ein kriegsblinder Telefonist eingestellt werden kann! Ihr gebt einem Menschen einen neuen, frohen Lebensinhalt!

Vom Zollstock bis zum Radar-Helm

Die Technik hilft dem Blinden

Ein Erlebnis. das für manchen der jüngeren Kriegsblinden geradezu eine Lebenswende bedeutet hat, war die Übergabe der Blindenuhr. So merkwürdig es klingen mag: diese Taschenuhr, die ihm da ans Krankenbett im Lazarett gebracht wurde, meist durch Schicksalskameraden aus dem ersten Weltkrieg, sie war für ihn ein unvergleichlich kostbares Geschenk, denn in all die Leere und in all das bittere Grübeln seiner Tage und Nächte kam mit dieser Uhr zum erstenmal die Zuversicht, daß ein hohes Maß von Selbständigkeit zurückzugewinnen sei, vor allem mit Hilfe der Technik. Die Uhr wurde ein Symbol dafür. daß es Brücken gab zu der Welt der Sehenden und daß der Kriegsblinde nicht so ganz und gar hilflos auf das Wohlwollen sehender Menschen angewiesen war. Die Zeit ablesen zu können, das war gerade in der einsamen Eintönigkeit des Lazaretts mehr wert, als man sich vorstellen kann. Mit dieser Uhr hatte der Kriegsblinde zum erstenmal wieder ein Stück Welt in der Hand, daß seiner Kontrolle unterlag. Er war in einem wichtigen Bezirk wieder Herr des Daseins.

Diese Uhr ist übrigens gar nicht weiter kompliziert: es ist eine gewöhnliche Taschen- und Armbanduhr, und zwar eine Sprungdeckeluhr Es fehlt das Glas, so daß man die Zeiger mit der Fingerspitze leicht erfühlen kann Natürlich sind diese Zeiger entsprechend stabil gebaut. Neben jeder Zahl befindet sich ein kleiner reliefartiger Punkt, ein winziger Höcker, und neben der 3, der 6, 9 und 12 je zwei Punkte. Das ist die ganze Hexerei. — Auch für Ohnhänder gibt es eine Uhr, eine Taschenuhr, die beim Druck auf ein Knöpfchen mit zartem Gebimmel die Zeit mitteilt. Allerdings muß man da flugs mitzählen, die Stunden-, die Viertelstunden- und die Minutenschläge, besonders dann, wenn man etwa um 12.59 auf die Uhr . drückt. Gerade im Winter 1950/51 ist es gelungen, diese Uhren für die 200 kriegsblinden Ohnhänder der Bundesrepublik zu beschaffen, aus der Schweiz. So eine der vielen hundert Aufgaben des Kriegsblindenbundes. Auch manche Kriegsblinde, die nicht Ohnhänder sind, haben diese Uhr vor Jahren erwerben können.

Selbst mancher seit Jahren Erblindete ist verblüfft, wenn er von anderen Geräten hört, die es für ihn gibt, vom Zollstock bis zum abtastbaren Thermometer, das mit Hilfe einer aus zwei aneinandergenieteten Metallstreifen hergestellten Spirale den Temperaturgrad anzeigt. Da gibt es Brotmesser mit einem Führungsbügel, der parallel zur Schneide verläuft und eine gleichmäßige Dicke der Brotscheiben gewährleistet, ja, es gibt sogar komplizierte Rechenschieber in Form einer gro-



ßen, am Rande markierten Schallplatte, und — was vor allem für erblindete Frauen von Bedeutung ist — man hat auch ein kleines Instrument erfunden, das ein Einfädeln von Garn in Nähnadeln ermöglicht.

Das alles sind aber zunächst nichts als Gelegenheitserleichterungen für den Alltag. Wichtiger sind für den Blinden Geräte, die ihm eine neue berufliche Tätigkeit ermöglichen (darüber wird in anderen Aufsätzen dieses Jahrbuchs mehr gesagt), oder solche Geräte, die ihn nicht allein bei einzelnen Handgriffen unabhängiger machen, sondern ihm eine Orientierung ermöglichen oder ihm ganze Bereiche erschließen, die eigentlich an das Sehvermögen gebunden sind, zum Beispiel das Lesen und Schreiben.

Die Nachtschrift des Hauptmanns

Zwar weiß man allgemein in der Öffentlichkeit, daß die Kriegsblinden keine Analphabeten sind — wenn man sie auch leider allzu oft wie Analphabeten behandelt —, aber in welch vielfacher Hinsicht die Blindenschrift (Punktschrift oder Brailleschrift genannt) verwendbar ist, wissen die wenigsten. Eine solche abtastbare Schrift zu erfinden, gelang erst im vorigen Jahrhundert. Seit der Renaissance hatte man immer wieder Versuche gemacht, aber nie war man von den für Sehende gebräuchlichen Buchstaben abgekommen, ob man sie nun aus Stoff oder Leder ausschnitt oder in steifes Papier einprägte. Ein einziges Wort mußte dabei immer einen so erheblichen Umfang haben, daß nicht nur die Bücher viel zu dick werden mußten, sondern vor allem das Lesen viel zu langsam vor sich ging. Erst Louis Braille, ein Franzose, der durch einen Unfall als Kind erblindet war, entwickelte die Punktschrift, angeregt durch ein „Nachtschriftverfahren" eines französischen Hauptmanns, der in steifes Papier ein paar wenige Punktzeichen stichelte, um Signale bei Nacht durchgeben zu können. Braille, damals Lehrer an der Pariser Blindenschule, stellte nun nach dem Dominosystem 6 Punkte zusammen, die 63 verschiedene Kombinationen erlaubten (ein Punkt allein = A, drei Punkte untereinander = L usw.) 1836 erschien das erste Buch in dieser Punktschrift, und erst 15 Jahre später waren alle Widerstände überwunden: die Brailleschrift wurde die internationale Blindenschrift.

Diese Schrift wurde zunächst mit einem Stichel in steifes Papier gedrückt, so daß man auf der Rückseite des Papiers die kleinen punktartigen Erhebungen dann ablesen kann. Auch heute noch führt mancher Blinde ein kleines Täfelchen bei sich



Ellenbogengelenk
Reliefartige Zeichnung, durch Punkte zusammengesetzt. Unten: Erklärung in Braille-Schrift. (Blindenhochschulbücherei Marburg)

und einen Stichel, um sich Notizen machen zu können. (Im Täfelchen sind Vertiefungen vorgeprägt, das Papier liegt zwischen einem netzartigen Rahmen und der Tafel.)

Neben diesem Schreibtäfelchen gibt es aber nun die verschiedensten Maschinen für Blindenschrift bis hin zur Rotationspresse für Blindenbücher. Für den einzelnen Blinden ist wichtig, die Bogenmaschine (d. h. also eine Schreibmaschine, die ganze Bogen beschreibt) und die „Steno-Maschine", die lange Papierstreifen beschreibt, also das häufige Einschalten einer neuen Zeile überflüssig macht. Es gibt dementsprechend auch eine Stenographie, die mit vielen Wortkürzungen arbeitet. Geschickte kriegsblinde Stenotypisten erreichen eine auch unter Sehenden seltene Schreibgeschwindigkeit, und zwar bis zu 260 Silben in der Minute.

Vom Homer bis Hemingway, vom Strafgesetzbuch bis zu Kochrezepten — die

Blindenbüchereien bieten Tausende der verschiedensten Werke zum Kauf oder zum Ausleihen an, außerdem auch Zeitschriften, die in Brailleschrift gedruckt sind. Aber dennoch: abgesehen von der großen Anstrengung, die das Lesen mit den Fingerspitzen auf die Dauer bedeutet —, man hat doch häufig gerade die Lektüre, die man benötigt, nicht zur Hand oder sie ist nicht in Punktschrift übertragen.

Erstaunliche Aussichten

Daher hat man immer wieder versucht, eine Maschine zu konstruieren, mit der man normale, in Schwarzschrift gedruckte Bücher auch für Blinde lesbar machen kann, also entweder hörbar oder abtastbar.

Wenn doch nur ein Zehntel dessen stimmen möchte, was die Zeitungen dazu immer wieder an Erfolgen melden! Was muß es da nicht längst an phantastischen Maschinen geben, von Operationen ganz abgesehen. Nebenbei: für manche Presseleute muß es eigentlich erstaunlich sein, daß es überhaupt noch Blinde gibt! Allein diese albernen Meldungen, wonach arme Menschen „ein Auge für einen Kriegsblinden verkaufen“, richten schon genug Schaden an. Unter den Blinden werden falsche Hoffnungen erweckt, und unter Sehenden falsche Maßstäbe. Nein, es kann aus bestimmten Gründen nie gelingen, einem Blinden ein neues Auge einzupflanzen oder auch nur die Netzhaut zu ersetzen. Nur die Hornhauttrübung (Star) ist heilbar — ein für Kriegsblinde ohnehin kaum anzutreffender Befund —, indem die Hornhaut eines eben Verstorbenen dem Kranken eingesetzt wird.

Aber dennoch, es sind erstaunliche Aussichten, die sich gerade seit wenigen Jahren dem Blinden auftun. Um bei den Lesegeräten zu bleiben: bereits im Jahre 1912 wurde der Londoner Akademie der Wissenschaften das „Optophon“ des irischen Physikers Furnier D'Albe vorgeführt, das mit Selenzellen arbeitete. Eine Linie von Lichtpunkten wanderte die Zeilen entlang, wobei sich je nach den verschiedenen schwarzen Stellen der Schrift verschiedene Reflexe ergaben, die in Laute oder Akkorde umgewandelt wurden. Die meisten späteren und jetzigen Versuche bedienen sich eines Prinzips, das vor 15 Jahren der Berliner Georg Schutkowski entwickelt hat: eine Photozelle befindet sich in einer sich ständig rasch drehenden Trommel, die auf 64 Fenstern die Schriftzeichen des vorliegenden Schriftbildes enthält. Sobald sich ein Schriftzeichen der Trommel mit einem solchen des Buches völlig deckte („optische Kongruenz“), wird das für diesen Buchstaben vorgesehene Signalzeichen ausgelöst, entweder als Ton oder als tastbares Braillezeichen.

Die modernsten Methoden entwickelt man zur Zeit in Amerika. Hier ist in Kürze die Schaffung eines Gerätes zu erwarten, das in Serienproduktion hergestellt wird und bei dem der Blinde mit einem Stab, der die Form eines dicken Füllfederhalters hat, die Zeilen entlangfährt und im Kopfhörer dann verschiedene Summtöne hört, die nach einiger Übung sich „verstehen“ lassen.

Deutscherseits sind wir aber in einer Hinsicht den Amerikanern und Engländern überlegen: unser Schriftbild kommt dem Lautbild sehr nahe, das heißt, bei uns sind die Schriftzeichen gleichzeitig Lautzeichen, sie bedürfen nicht wie im Französischen oder Englischen einer besonderen „Aussprache“. So kann es für uns Deutsche gelingen, an Stelle von Summtönen sogar Sprechlaute im Kopfhörer erklingen zu lassen, wenn auch sehr mechanisch aneinandergereihte Sprechlaute. Der deutsche Ingenieur Blum hat in dieser Hinsicht schon beachtliche Versuche gemacht. Allerdings, die Zeitungsüberschriften „Blinde können Zeitung lesen“ sind einstweilen auch in der Theorie einfach falsch. Es wird wohl bis dahin noch 20 Jahre dauern.



Louis Braille (1809—52)
Braille, ein Franzose, der als Kind durch einen Unfall erblindete, erfand die Punktschrift, jenes System, das durch reliefartig in steifes Papier eingeprägte Punkte die Buchstaben kennzeichnete
Bild: Handke-Archiv

Bis dahin müssen jene Erblindeten, die nicht Punktschrift lesen können oder in Bibliotheken nicht das finden, was sie suchen, sich des Vorlesens bedienen nicht nur durch eine Hilfskraft, sondern in zunehmendem Maße auch durch das „sprechende Buch“, also durch Schallplatten oder Schallbänder. Noch fehlen in Deutschland die Mittel, auch nur in Ansätzen ein ähnliches System aufzubauen, wie es in den Vereinigten Staaten längst funktioniert. Hier kann jeder Blinde unter Tausenden auf Platten gesprochener Bücher sich ständig und kostenlos etwas auswählen — eine Leihbücherei, die unvergleichlichen Segen für viele Tausende stiftet.

In Deutschland werden nach anfangs unbefriedigenden Versuchen, die nach dem ersten Weltkrieg viele Kriegsblinde enttäuscht haben, neuerdings sehr brauchbare Diktiergeräte hergestellt; vor allem das Dimaphon wird als ein solches verwandt, d. h. die Schallplatte wird für die Berufsarbeit des Kriegsblinden eingespannt: der Stenotypist nimmt den Text nicht mehr mit Punktschrift auf und ist vor allem des immerhin mühsamen Lesens des Stenostreifens enthoben; der Diktierende spricht vielmehr den Text auf Schallplatten, die der Stenotypist dann mit Kopfhörer abhören kann. Diese Geräte haben nur den Hauptnachteil, daß sie recht teuer sind.

Viele Sehende überrascht es übrigens — um noch beim Thema Lesen und Schreiben zu bleiben —, daß Kriegsblinde ganz normale Reise- oder Büroschreibmaschinen benutzen. Wenn man aber bedenkt, daß eine gute sehende Stenotypistin ebenfalls die Tasten der Schreibmaschine nicht „sieht“ sondern eben mit dem Zehnfingersystem „blind“ beherrscht, wird es klar, daß für einen Blinden nur ein paar winzige Kennzeichnungen notwendig sind, um sicher und flott schreiben zu können.



Auch der kriegsblinde Ohnhänder kann seine Korrespondenz selbst erledigen. Mit einem Kopierstift (rechts) unterschreibt er, ohne fremde Hilfe. Eine Konstruktion d. kriegsblind. Ohnhänders Brennerl

Das elektrische Auge

Während jene „Lesegeräte", wenigstens für die deutschen Kriegsblinden, noch in weiter Ferne liegen, richten sich zuversichtlichere Hoffnungen auf ein O r i e n t i e r u n g s g e r ä t, das dem Blinden eine größere Selbständigkeit auf der Straße gewährt. Selbst wenn es zunächst nur gelingen sollte, dem Blinden größere Hindernisse im Umkreis von 5 Metern anzuzeigen, wäre schon viel gewonnen.

Denken wir zum Beispiel an jene kriegsblinden Studenten, die noch unverheiratet sind und sich keine ständige Pflegeperson leisten können. In Marburg sieht man häufig solche Studenten ohne jede Begleitung zur Universität wandern, nur mit Hilfe eines H a n d s t o c k s, mit dem sich der Kriegsblinde an der Bordsteinkante entlangtastet. Der Weg ist ihm genau bekannt, auch alle ständigen Hindernisse. Steht aber zufällig ein Mülleimer im Wege, gibt es einen blauen Fleck.

Seitdem nun die Technik mit Hilfe des Radarprinzips über Hunderte von Kilometern hinweg, durch Nacht und Nebel hindurch Schiffe oder Flugzeuge beobachten kann, beschäftigt sich die Wissenschaft in zunehmendem Maße mit der Aufgabe, diese Erfindungen nicht nur dem Krieg dienstbar zu machen. Man versucht also, L e i t g e r ä t e zu bauen, die optische Erscheinungen fühlbar oder hörbar machen. Außer dem Radarprinzip steht auch das Ultraschallverfahren zur Verfügung.

Die Technik lernte z. B. allerlei von den F l e d e r m ä u s e n, die ihren Weg in der Luft allein dadurch finden, daß sie ständig Schreie in Ultraschallhöhe ausstoßen (also dem menschlichen Ohr nicht zugänglich) und das Echo registrieren. So hat man in Amerika kleine, kastenförmige Ultraschallgeräte konstruiert, die der Blinde an einem Handgriff trägt. Das Gerät sendet unaufhörlich Ultraschallstöße aus und empfängt dann das Echo, die Reflexe, die von den Hindernissen zurückgeworfen werden. Mit Hilfe sehr sinnreicher Konstruktionen wird dieses Echo ein wenig verzögert und in „normale" Laute umgewandelt: ein sehr nahes Hindernis gibt im Kopfhörer ein tiefes, schnarrendes Geräusch, ein fernes Hindernis wird durch einen höheren, mehr musikalischen Ton mitgeteilt. Man kann mit diesem Gerät noch auf anderthalb Meter Entfernung einen ausgespannten B i n d f a d e n feststellen.

Dem Straßenverkehr ist allerdings dieses Gerät noch nicht gewachsen. Zuviel rasch sich bewegende Hindernisse, eine zu große Vielfalt verschiedenster Echowirkungen machen ein Ausdeuten der Töne sehr schwierig. Leider ist man auch mit dem Radarsystem noch nicht so weit gekommen, daß man bereits serienmäßig Geräte herstellt. Immerhin ist schon allerhand erreicht, und die amerikanischen Ingenieure haben schon manchen Kriegsblinden der USA mit einem Gerät ausgestattet, das ihm erlaubt, Hindernissen auszuweichen. Zum Teil arbeitet man mit ausgesendeten Lichtstrahlen, die reflektiert werden, zum Teil mit Ultrakurzwellen. Bei manchen Geräten v i b r i e r t der Handgriff des Gerätes, um so stärker, je näher man dem Hindernis ist. Selbst wenn man mit diesen Geräten nicht dem Autoverkehr gewachsen ist, so können sie dem Blinden doch auch jetzt schon ein weiteres Stückchen Selbständigkeit zurückgeben.

Kann der Blinde noch „sehen"?

Die verblüffendste Idee ist aber die des angesehenen amerikanischen Mediziners Prof. Krieg. Er geht davon aus, daß das menschliche Auge ja nur ein mechanisches Übermittlungsinstrument ist. Das eigentliche „Sehen" vollzieht sich im Sehzentrum des Gehirns. So versucht er nun, unter Umgehung des Auges unmittelbar im Sehzentrum des Gehirns die Seheindrücke hervorzurufen, sie also — ähnlich den Methoden beim Fernsehgerät — zu projizieren, und zwar mit Hilfe einer Art von Helm, den der Blinde tragen müßte und der ein Radargerät im Kleinstformat birgt. Die Übertragung des Bildes soll über die Kopfhaut erfolgen.

Nun, das ist einstweilen noch graue Theorie, wenngleich es bereits gelungen sein soll, blitzartige Lichtreflexe bei Blinden auszulösen. Die Weltpresse machte aus der zweifellos klugen Idee sogleich eine vollzogene Tatsache unter der Überschrift: Augen sind überflüssig! Ach nein, soweit sind wir noch lange nicht. Aber es mag immerhin in Jahrzehnten dahin kommen, daß mit Hilfe dieser Idee erreicht wird, daß der Blinde wieder Bildeindrücke erhält, möglicherweise vor allem Schriftzeilen sichtbar werden, die vor dem Sehzentrum wie Telegrammstreifen entlanglaufen.

Vom Zollstock, der durch einige Punktzeichen gekennzeichnet ist, bis zum elektrischen Auge des Professors Krieg ist es also eine gewaltige Spanne, in der die Technik dem Blinden zur Hilfe kommt. Sollte die Technik, die in so vieler Hinsicht dem Krieg und der Vernichtung von Menschenleben dient, nicht mit noch größerem Eifer auch in Deutschland darauf bedacht sein, zu helfen und zu heilen?

Eins aber wird die Wissenschaft nie erreichen können: dem Blinden ein neues Auge einzupflanzen. Abgesehen davon, daß das Auge im Grunde ein Teil des Gehirns ist und also entsprechend kompliziert gebaut, kann es nie gelingen, die tausendfältig feinen Kabelstränge des Sehnervs auf operativem Wege richtig anzuschließen. Es sind also alle jene Zeitungsmeldungen nicht zu verantworten, die davon sprechen, daß man einem Kriegsblinden ein Auge „opfern" könne.



Ein kriegsblinder Stenotypist führt einem Besucher das Diktiergerät „Dimaphon" vor. Was er in die Maschine tippt, braucht er nicht mehr in Punktschrift vorher aufzunehmen. Er hört das Diktat von der Schallplatte ab. dpa-Bild

Friedr. Wilh. Hymmen.

Geschichten aus einer glücklichen Welt

Von Manfred Hausmann

Wenn Martin während des Mittagessens anfängt, auf dem Stuhl hin und her zu rutschen und gedankenvoll mit dem Kopf zu wackeln, wissen alle, daß er gern eine Geschichte vorbringen möchte.

„Nun, Martin, was hast du denn auf dem Herzen?“ fragt die Mutter dann wohl.

„Till is aber auch einer!“

Geschichten, die so beginnen, sind sehr



beliebt, obwohl sie keinen Höhepunkt, ja nicht einmal einen rechten Schluß aufzuweisen pflegen Aber sie enthalten immer seltsame und lebensnahe Begebnisse, denn Till der rothaarige, sommersprossige Nachbarssohn, lockt den zaghafteren Martin von einem Kinderabenteuer ins andere

„Till is aber auch einer! Da sin wir einfach zu Frau Mann Holte gegangen.“

„Martin“, belehrt die siebenjährige Viola ihn, „die Frau heißt Frau am Holte.“

„Laß ihn doch, Viola!“ sagt die Mutter. „Zu Frau am Holte. Und da?“

„Da sin wir einfach zu Frau Mann Holte gegangen, un da stand da ein Besen anner Tür, un da hat Till ihm einfach umgeschmissen“

„Und da?“

„Un da is Frau Mann Holte einfach gaanich gekommen“

Er hat sich gestoßen

Leise vor sich hinweinend und in sich hineinschimpfend kommt Martin durch den Gemüsegarten aufs Haus zu. Wie er zufällig einmal aufblickt, sieht er, daß die Mutter ihn vom Küchenfenster aus beobachtet. Sofort wird aus dem Weinen ein jämmerliches Gebrüll.

„Aber Martin, was ist denn los?“

„Uhuhuuu uhuhuhuuu ... !“

„Na na, was hast du denn?“

„Ich habe mir so gestoßen! Uhuuu ...“

„Hör erst mal auf zu weinen. Du! Martin!“

„Wenn es aber doch so schreeeecklich weh tut!“

„Wo tut es dir denn weh?“

„Das weiß ich doch nicht mehr! Huhuhuhuuu!“

Er hat sich gefreut

„Nun, Martin“, sagt Frau am Holte, „wie war denn dein Geburtstag? Du hast doch gestern Geburtstag gehabt, nicht wahr?“

„Hja“

„Wie war's denn?“

„Schön“.

„Hast du dir auch was Hübsches schenken lassen?“

„Hjaha!“

„Und konntest du denn auch alles gebrauchen?“

„Och, manches war ja'n bißchen schundig Aber ich habe mir auch wieder gefreut“

„So? Worüber denn?“

„Ich habe mir gefreut, daß es nicht noch schundiger war.“

Er hüpft auf einem Bein umher

Wie der Vater eines Abends im Vorbeigehen einen verstohlenen Blick ins Badezimmer wirft, sieht er, daß Martin auf einem Bein darin herumhüpft, einen Strumpf und das Unterhöschen, das noch

an seinem Fuß hängt, hinter sich her schleppend. Viola putzt sich die Zähne und macht sich mit ihren Augen über ihn lustig.

„Viola", sagt Martin und hüpft mit kleinen Sätzen weiter. „Viooo!"

Viola spuckt ihr Mundwasser aus: „Ja?"

„Vio, das Leben ist sooo schön!"

Der Vater muß in sich hineinlachen, ob er will oder nicht. Aber gleichzeitig fühlt er, wie sich tief in seiner Brust eine unsagbare Traurigkeit erhebt. Du unschuldiges Engelchen, denkt er, indem er die Türe vorsichtig zudrückt, wie wird das Leben dir noch mitspielen! Und ich kann dich nicht davor bewahren, ich nicht und keiner. All die Qual und Schuld, die dir bereitet ist in der Welt, ich kann dich nicht davor bewahren, so liebend gern ich es auch möchte. Mußt du denn schuldig werden? Gibt es denn gar keine Möglichkeit, dich im Stande der seligen Freude zu erhalten? Nein, es gibt keine. Es... es darf ja auch keine geben, denn der Sinn des Lebens und also auch deines Lebens ist doch wohl, in die Irre zu gehen, der tödlichen Verlassenheit des Menschen inne zu werden, dich zu verlieren, dich zu finden, dich wieder zu verlieren und wieder und wieder, bis du das Ewige, bis du den Ewigen gefunden hast.



Was Kinder erlebten . . .

Aus zwei kleinen Schulaufsätzen junger Kriegsblinder

Wohl in allen deutschen Blindenschulen leben und lernen solche Kinder und Jugendliche, die durch den Krieg in seiner verschiedenen Gestalt und Wirkung das Augenlicht verloren haben. In der Provinzial-Blindenschule zu Warstein bei Soest befinden sich zur Zeit z. B. 14 kriegsblinde Jungen und Mädel, die sich alle dort auf irgendeinen Beruf vorbereiten.

Einer der Blindenlehrer (er ist selbst Kriegsblinder!) gab uns für das Kriegsblindenjahrbuch zwei kleine, ergreifende Berichte, in denen die Schüler selbst von sich erzählen, ganz unsentimental, mit nüchterner Zielstrebigkeit. Da schreibt zum Beispiel ein Mädel, das außer beiden Augen auch beide Hände verloren hat. Sie heißt Franzi Kratoschwill und ist jetzt 17 Jahre alt:

„Am 3. 2. 1933 wurde ich als Tochter des Schuhmachers Leopold Kratoschwill in Baden bei Wien geboren. Bis zu meinem 10. Lebensjahr verbrachte ich eine glückliche Jugend. Am 25. 3. 1943 wurde ich aus dem Paradies meiner glücklichen Kindheit herausgerissen. Mit zwei Freundinnen wollte ich in der benachbarten Gemeinde Sooß an einer Bahnstrecke Gras für die Kaninchen schneiden. In einem seichten Wasser in der Nähe des Bahndammes fanden wir ein orangenfarbenes Ding, das einer Puderstreudose glich. Es war eine italienische Handgranate, welche aus einem Truppentransportzug herausgeworfen worden war Unwissend über die Gefährlichkeit dieses wunderlichen Dinges, zog meine Freundin an einem Lederriemchen, das sich an der Seite befand. Was ich dann dachte und empfand, läßt sich schlecht in Worte fassen. Ich weiß nur noch, daß ich aufsprang, in einen Graben fiel, mich wieder herausarbeitete und um Hilfe schrie. Meine beiden Gespielinnen waren besinnungslos. Mein lautes Rufen alarmierte

die in der Nähe wohnenden Leute, die dafür sorgten, daß wir ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Was mir bei dem Unglück passiert war, wurde mir erst jetzt klar. Ich hatte beide Hände und das Augenlicht verloren. Nach meiner Ausheilung kam ich nach Aachen in ein Heim, wo ich die Schule besuchte. Später kam ich dann nach Volmarstein und 1949 in die Prov.-Blindenschule nach Warstein. In Volmarstein wurden durch eine Operation Elle und Speiche des linken Armes getrennt, so daß ich besser greifen lernte. In den großen Ferien besuchte ich einen Schicksalsgefährten in Detmold, der auch ein Ohnhänder ist und der mir zeigte, wie man sein Leben meistert.

Ostern 1951 hoffe ich als Telefonistin meine Abschlußprüfung zu machen und eine Anstellung zu finden. Noch liegt die Zukunft dunkel vor mir. Mit Energie will ich den Lebenskampf aufnehmen, nach dem Goethewort: Zu neuen Ufern lockt der neue Tag! —"

Auch dieses wahrlich vor eine schwere Bewährungsprobe gestellte Menschenkind bejammert sich nicht und verbringt sein Dasein nicht in Stumpfsinn und Freudlosigkeit. Auch ohne Augen und ohne Hände will Franzi ein Mensch wie ihr sein, lebensfroh und lebenstüchtig.

Und Günter Sobania, 17 Jahre alt, schreibt:

„Ich wurde am 28. Februar 1933 in Streit bei Striegau in Schlesien geboren. Eine glückliche Jugend wurde mir bis zum Einbruch der russischen Streitkräfte zuteil. Alle Bewohner des Ortes flohen ins Sudetenland, wo wir das Ende des Krieges abwarteten. Beim Einrücken der tschechischen Truppen in Karlsbad wanderten wir wieder in unsere Heimat zurück, die wir zerstört und verwüstet vorfanden. Jetzt galt es, für die Familie Nahrung zu besorgen, was aber sehr schwer war. Als ich eines Tages in den Wald ging, um Pilze zu suchen, lief ich auf eine Mine und verlor dabei mein Augenlicht. Außerdem erlitt ich noch Verletzungen an den Beinen und an der rechten Hand. Die polnische Besatzung erklärte sich bereit, mich im Krankenhaus aufzunehmen. Nach meiner Genesung wurden wir nach Bielefeld evakuiert. In der Prov.-Blindenschule zu Warstein werde ich seit drei Jahren umgeschult und als Telefonist ausgebildet. Voraussichtlich mache ich 1952 meine Abschlußprüfung und hoffe dann, im Leben noch eine wertvolle Arbeit zu leisten."

Was wäre hier hinzuzufügen?

Ein kriegsblinder Opernsänger

Am Stadttheater zu Regensburg, also einer angesehenen Bühne, ist der kriegsblinde Bassist Otto Faber engagiert, ein „Sarastro“ in Mozarts „Zauberflöte“, der, wie die Presse schreibt, wegen seines „gewaltigen Stimmumfangs“ und wegen seiner „ungewöhnlichen Ausdruckskraft“ sehr beliebt ist. Uns liegen Kritiken aus der Tagespresse verschiedener süddeutscher Großstädte vor, die einhellig das „große Können“ Fabers sowohl bei Konzertabenden wie in der Oper hervorheben. Man rühmt nicht nur immer



Der kriegsblinde Bassist Otto Faber als Sarastro in Mozarts „Zauberflöte“

wieder die gepflegte, begnadete Stimme sondern vor allem auch die seltene Fähigkeit, „unter Verzicht auf äußerliche Glätte dem Erlebnisgehalt, dem Wesentlichen nachzugehen.“

Verblüfft fragen selbst die kriegsblinden Kameraden: wie ist das denn zu schaffen, als Blinder auf der Bühne sich so zu bewegen, daß die Aufführung mit all ihrer vielfältigen Handlung ungestört verläuft und die Zuschauer, was ja der Fall sein muß, gar nicht bemerken, daß der Sänger nichts sieht!

Eine aufschlußreiche Antwort finden wir in einem Brief eines Opernregisseurs, des Oberspielleiters Kuhlmann (Regensburg), der unserem Kameraden Faber über das Kriegsblindenjahrbuch den folgenden Gruß schickt:

„Lieber Otto Faber!

Wir Regisseure haben uns längst das Herzklopfen abgewöhnt, wenn wir Sie in einer unserer Inszenierungen einsetzten, als ob es selbstverständlich wäre, daß Sie dasselbe leisten müßten, wie ein Sänger, der sich seines Augenlichtes erfreut. Aber wir haben Sie einfach gebraucht, Ihren vollklingenden, warmen Baß, Ihre Bühnenerscheinung, dazu Ihre humorige und für ernste Partien sensible Darstellungskunst. Ein Außenstehender würde nun trotz dieser für einen vollwertigen Sänger selbstverständlichen Eigenschaften seine Bedenken äußern, denn, so würde er fragen, ist denn das sehende Auge nicht eine der Hauptbedingungen für einen Bühnendarsteller, noch dazu für einen Sänger?



In „Tiefland“ errang Otto Faber beim Regensburger Publikum einen besonderen Erfolg. Foto: Neumann

Muß er nicht Kontakt haben mit dem Dirigenten am Pult, muß er von ihm nicht die Einsätze und Tempi abnehmen? Und kann er denn, ohne zu sehen, wissen, wohin er zu gehen und sich zu wenden hat, wo der Partner steht, den er anspricht, oder der Stuhl, auf dem er sitzen muß? Nun, wir wissen, daß das alles für Sie keine Probleme sind! Ihre Musikalität, die Sie schon auf die erste Probe mit vollkommen beherrschtem Gesangspart kommen läßt (ich weiß, welch intensives häusliches Studium vorausgeht; denn Sie müssen ja nicht nur Ihre eigenen Partien, sondern auch die Ihrer Partner genau kennen), diese Musikalität befreit Sie von der Abhängigkeit vom Dirigenten, und damit sind Sie eigentlich das Ideal eines Operndarstellers, lassen Sie sich das von einem Regisseur sagen, der durch starre ängstliche Blicke so mancher Sänger zum Dirigenten oft zur Verzweiflung gebracht worden ist. Nein, Sie können, wenn es die Rolle erfordert, auch mit dem Rücken zum Publikum singen, und was Ihre Fähigkeit angeht, sich auf der Bühne so frei wie jeder andere bewegen zu können, so ist einmal Ihr ausgezeichnetes Ohr daran schuld, jenes Richtungshörvermögen, das Ihnen genau die Stellung Ihres Partners angibt. Ihr feines Unterscheidungsvermögen, das jeden Laut, jedes Hüsteln, jeden fremden Schritt auf der Bühne registriert, zum anderen aber die kleinen, für den Zuschauer unmerkbaren Kniffe, die Sie sich selbst ausgedacht oder mit Ihrem Regisseur zusammen festgelegt haben (wenn Sie z. B. beim Auftreten von einer Türschwelle ab mit gezählten Schritten die genaue Richtung in die Bühne hinein finden, oder, bei Darstellung alter Männer, mit einem Stock sich Treppen und Podeste hinauf- oder zwischen Tischen und Bänken hindurchtasten).

Wie war das doch bei Ihrem Komtur in Mozarts „Don Juan", wo Sie, was niemand für möglich gehalten hätte, ein vollendetes Duell geliefert haben, oder als Biterolf in Wagners „Tannhäuser", als Sie dem Tannhäuser die Sängerharfe entrissen und dann mit gezücktem Schwert auf ihn losgingen? Ich gestehe, daß es uns Regisseuren geradezu ein komödiantisches Vergnügen bereitet, diese szenischen Effekte mit Ihnen festzulegen und zu proben, um die sehr helläugige Publikumsmasse da unten im Zuschauerraum über Ihre optische Behinderung, die ja schon längst keine mehr ist, zu täuschen.

Freilich haben Sie zu alledem das Glück, als seriöser Baß, der Sie von Haus aus sind, in Ihrer heutigen Beschäftigungsmöglichkeit kaum begrenzt zu sein — so sangen Sie bei uns den Pater Quadrian in Verdis „Macht des Schicksals", den Minister in „Fidelio", den Eremiten im „Freischütz", den Sarastro in der „Zauberflöte", den Tommaso in „Tiefland", und ich gestehe Ihnen ohne weiteres die großen Wagnerbässe zu. Nun aber, nach den letzten Erfahrungen, glaube ich, daß wir es gemeinsam fertig bringen würden, Sie auch in reinen Spielpartien kompromißlos einzusetzen.

Wenn ich Sie also zu Ihren Leistungen beglückwünsche, so soll das über die Leistung hinaus die großartige Überwindung Ihres Leidens anerkennen!

Ihr Eberhard Kuhlmann."

Die Postsparkassen

Die erste Postsparkasse wurde im Jahre 1861 in England gegründet. Die Bemühungen des Generalpostmeisters Stephan, auch in Deutschland die Einrichtungen der Post in den Dienst des Sparens zu stellen, scheiterten, obwohl sich selbst Bismarck dafür einsetzte. Erst durch den Anschluß Österreichs, wo sich die Postsparkassen seit vielen Jahren bereits großer Beliebt-

heit erfreuten, gelang es 1939, sie auch in Deutschland einzuführen. Ihre schnelle Aufwärtsentwicklung übertraf alle Erwartungen.

Die großen Vorzüge der Postsparkasse liegen in der Freizügigkeit des Postsparbuches sowie in den günstigen Möglichkeiten, das Sparen kleinster Beträge und das kurzfristige Sparen zu fördern. Der Postsparer kann bei allen Postämtern Westdeutschlands und West-Berlins, ja selbst bei jedem Landzusteller Sparbeträge einzahlen und abheben. Insgesamt stehen ihm 54 000 Zahlstellen zur Verfügung. Die ausgedehnten Schalterstunden tragen wesentlich zur Erhöhung dieser Vorzüge bei. In 19 Städten Westdeutschlands hat die Post sogar durchgehenden Nachtdienst bei den Bahnhofspostämtern für die Postsparkasse eingerichtet. Durch diese günstigen Abhebungsmöglichkeiten ist das Postsparbuch zu einem beliebten Reisebegleiter geworden. Sein Vorzug, auch kleinste Beträge zu sammeln, machen es besonders geeignet, um für Urlaub und Anschaffungen zu sparen. Bei der Rückkehr aus dem Ausland kann sich der Sparer beim ersten Postamt im Bundesgebiet sogleich mit deutschem Bargeld versorgen. Denjenigen, die das pfennigweise Sparen bevorzugen, steht die Postsparkarte zur Verfügung. Mit gültigen Postwertzeichen im Werte von 3 DM beklebt, wird sie als unbare Einlage in das Postsparbuch übernommen. Ebenso ist eine Überweisung vom Postscheckkonto des Sparers auf sein Postsparbuch oder auf das eines nahen Angehörigen möglich. Auf diese Weise können Postscheckgelder verzinslich angelegt werden. Schließlich besitzt das Postsparbuch für viele Sparer auch den Wert eines Andenkens, da es bei jeder Ein- und Auszahlung mit einem Poststempel versehen wird, der Ort und Zeit angibt und so Erinnerungen an Reisen und Urlaubstage weckt.

Wie vorteilhaft das Sparen bei der Post ist, haben nach dem Kriege vor allem die Postsparer unter den Flüchtlingen erfahren, die ihr Sparbuch mitnehmen konnten. Ihre in den deutschen Ostgebieten aufgelaufenen Guthaben wurden anerkannt, so daß nach Erfüllung bestimmter Voraussetzungen den Rückzahlungen nichts im Wege stand. All denen, die nach dem Kriege noch keinen festen Wohnsitz gefunden haben, nimmt das Postsparbuch die Sorge, stets das gesamte Bargeld bei sich tragen zu müssen.

Der Sparer kann täglich bis zu 100 DM, insgesamt im Monat bis zu 1000 DM ohne vorherige Kündigung abheben. Benötigt er jedoch ausnahmsweise einen noch höheren Betrag, muß er beim kontoführenden Postsparkassenamt vorher kündigen. Damit er aber auch in diesem Falle möglichst schnell über sein Guthaben verfügen kann, ist die telegraphische Rückzahlung zugelassen. Um einen Mißbrauch des Postsparbuchs zu verhindern, erhält jeder Sparer noch eine besondere Ausweiskarte, die getrennt vom Postsparbuch aufbewahrt werden muß.

Liebe Hausfrau,

back doch mal Mohnkuchen...

Teig: 125 g Mohn; — 150 g Butter oder Margarine, 150 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillin-Zucker, 2—3 Eier, etwas Salz, ein Fläschchen Dr. Oetker Rum-Aroma, 500 g Weizenmehl, 1 Päckchen Dr. Oetker Backpulver „Backin", etwa ¼ Liter Milch; — 25 g (1 gut gehäufter Eßl.) Zucker, 75 g Rosinen.

Der Mohn wird mit kochendem Wasser überbrüht, zum Abtropfen auf ein feines

---

Sieb gegeben, getrocknet und danach gemahlen oder zerrieben.

Man rührt das Fett schaumig und gibt nach und nach Zucker, Vanillin-Zucker, Eier und Gewürze hinzu. Das mit „Backin" gemischte und gesiebte Mehl wird abwechselnd mit der Milch untergerührt. Gut die Hälfte des Teiges wird in eine gefettete, mit geriebener Semmel ausgestreute Napfkuchenform gefüllt. Unter den Rest des Teiges mengt man den gemahlenen Mohn, den Zucker, die gewaschenen Rosinen und so viel Milch, daß er wieder schwer vom Löffel fällt. Man verteilt den dunklen Teig auf dem hellen. Um eine bessere Verteilung der Mohnmasse zu erreichen, zieht man eine Gabel spiralenförmig durch die beiden Teigschichten.

Backzeit: Etwa 65 Minuten bei schwacher Mittelhitze.

... oder Apfelsinen-Schnitten

Teig: 250 g Weizenmehl, 3 g (1 gestrichener Teel.) Dr. Oetker Backpulver „Backin", 75 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillin-Zucker, 1 Ei, 125 g Butter oder Margarine.

Füllung: 125 g gemahlene Mandeln, 150 g Zucker, Saft von 1—2 Apfelsinen, gelbe Schale von 1 Apfelsine.

Guß: 50 g Puderzucker, etwa 1 Eßl. Apfelsinensaft.

Mehl und „Backin" werden gemischt und auf ein Backbrett gesiebt. In die Mitte wird eine Vertiefung eingedrückt, Zucker, Vanillin-Zucker und Ei werden hineingegeben und mit einem Teil des Mehls zu einem dicken Brei verarbeitet. Darauf gibt man das in Stücke geschnittene, kalte Fett, bedeckt es mit Mehl, drückt alles zu einem Kloß zusammen und verknetet von der Mitte aus alle Zutaten schnell zu einem glatten Teig. Sollte er kleben, stellt man ihn eine Zeitlang kalt. Der Teig wird in 2 gleich große Stücke geteilt, jedes wird zu einer Platte in der Größe von etwa 32×22 cm ausgerollt. Man legt eine der beiden Teigplatten auf ein Backblech.

Für die Füllung werden die gemahlenen Mandeln und der Zucker mit so viel Apfelsinensaft verrührt, daß eine gut streichfähige Masse entsteht. Zum Schluß rührt man die in sehr kleine Würfel geschnittene gelbe Apfelsinenschale darunter (Apfelsine möglichst dünn schälen, das Weiße schmeckt bitter!) Der Teig auf dem Backblech wird gleichmäßig mit der Füllung bestrichen (an den Rändern etwa ½ cm Teig freilassen!). Man legt die andere Teighälfte darauf, drückt sie an den Rändern gut an und sticht sie mit einer Gabel mehrmals ein.

Backzeit: Etwa 25 Minuten bei guter Mittelhitze.

Für den Guß rührt man den gesiebten Puderzucker mit so viel Apfelsinensaft glatt, daß eine dickflüssige Masse entsteht. Sofort nach dem Backen bestreicht man das Gebäck damit und schneidet es anschließend in gleichmäßige Streifen (etwa 1×5 cm).

Unsere Masseure können etwas

Einer der dankbarsten und beliebtesten Kriegsblindenberufe ist der des Masseurs. Nach sorgfältiger, aber anspruchsvoller Ausbildung legt der Masseur eine staatliche Prüfung ab, in den meisten Fällen gemeinsam mit gleichzeitig ausgebildeten sehenden Kollegen Kriegsblinde Masseure bewähren sich in Krankenhäusern, aber auch als selbständige Masseure oder als Sportmasseure

Wie urteilt die medizinische Fachwelt über ihre Leistungen?

Die Antwort: durchweg bewundernde Zustimmung und Anerkennung.

Wollen Sie Beweise? Wir greifen ein paar Gutachten heraus — aus einem Stoß durchweg fast gleichlautender. Da schreibt z B der leitende Chirurg des Städt. Krankenhauses Hannover, Dr. Dr. Kirsch:

„Die bei uns tätigen kriegsblinden Masseure Weiß und Welzel erfüllen die ihnen von unserem Krankenhaus gestellten Aufgaben mit größter Sorgfalt und mit einer bemerkenswerten Begeisterung. Sie arbeiten pünktlich, intensiv und so exakt nach modernen chirurgischen Gesichtspunkten, daß wir mit ihnen zufrieden sind. Sie gehen dabei oft so schonend und wenn nötig so energisch vor, daß wir oft den Eindruck haben, daß sie besser massieren, als wenn sie sehen könnten. Ganz abgesehen davon, daß es einem Teil unserer weiblichen Patienten durchaus angenehm ist, wenn sie von Blinden massiert werden. In der 90-monatigen Tätigkeit sind mir irgendwelche Fehler nicht bekannt geworden, irgendwelche Schäden haben sie nicht angerichtet. Es ist nie dazu gekommen, daß sie irgendwelche Entzündungserscheinungen übersahen, denn bisher wurden diese stets vorher von den betreffenden Stationsärzten bemerkt. Sie selbst sind an sich so sauber und gut erzogen, daß sie selbst an irgendwelchen Hauterkrankungen durch Infektion nicht nennenswert zu leiden hatten. Wir können über ihre Tätigkeit in diesem Krankenhaus wirklich nur das Beste berichten."

Und aus der weltberühmten Krankenanstalt Bethel schreibt der leitende Arzt Dr Hochheimer:

„Wir stehen hier alle auf dem Standpunkt, daß gerade blinde Menschen durch die besondere Ausbildung ihres Tastsinnes

befähigt sind, als Masseure sehr wertvolle Dienste zu leisten. Wir haben bewußt gleich nach Kriegsende einen kriegsblinden Masseur eingestellt und mit ihm, wie mit seinen Berufskollegen in früheren Arbeitsbereichen, die besten Erfahrungen gemacht.

Es ist mir unverständlich, daß an anderen Orten Kriegsblinde nicht die gleiche Anerkennung finden. Ich möchte sie in gleicher Weise wie Herr Dr. Wilmanns und Herr Prof. von Hasselbach für den Masseurberuf als besonders geeignet bevorzugt empfehlen."

Und Prof. Dr. Wilmanns (Bethel) bestätigt diese Auffassung:

„Es ist eine alte Erfahrung, daß blinde Masseure vermöge ihres gesteigerten Einfühlungsvermögens sich ausgezeichnet haben. Diese Erfahrung wurde von uns wiederholt bestätigt: während des Krieges gingen viele Masseure durch die mir unterstehende Lazarettabteilung. Derjenige, der die besten Resultate bei den Kriegsversehrten erzielte, war ein Blinder! Seit Ende des Krieges ist an unserer Abteilung ein blinder Masseur angestellt. Auch er bewährt sich in gleicher Weise. Zweifellos ist der blinde Masseur in seinem Beruf durch seine Erblindung nicht im Nachteil und kann sein Blindsein fast als eine Empfehlung bewertet werden."

Schließlich noch die Meinung des leitenden Arztes der angesehenen chirurgisch-orthopädischen Klinik „Heinrich-Haus" in Engers (Rhein), Dr. Joisten:

„Herr Weber hat als Masseur seine Eignung voll und ganz erwiesen. Die Massagehandgriffe werden von ihm bei seinem gut entwickelten Tastsinn und dank seiner guten topographischen Kenntnisse kunstgerecht ausgeführt. Er ist sehr verantwortungsbewußt und äußerst zuverlässig, so daß er in seinem Beruf als vollwertige Kraft gewertet werden kann.

Herr Weber ist auch selbst mit seiner Tätigkeit sehr zufrieden und hat sich in dem Bewußtsein, wieder vollwertige Arbeit leisten und seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu können, mit seinem schweren Los abgefunden.

Nach den mit Herrn Weber gemachten Erfahrungen möchte ich wünschen, daß auch die übrigen kriegsblinden Masseure mit guter Ausbildung und einwandfreiem Charakter bald in Krankenhäusern, Sanatorien oder Massageinstituten eine Anstellung finden."

Bekenntnisse von Kriegsblinden:

Taten wir genug?

Haben wir Nichtmehrsehenden überhaupt noch eine Verpflichtung? Taten wir nicht schon einmal vor längerer oder kürzerer Zeit unsere Pflicht zur vollen Genüge und verloren dabei das kostbare Augenlicht? Haben wir also heute dennoch eine Pflicht zu erfüllen? O, ja! Wir haben! Rings um uns herum ist Not und Elend, und wenn wir in der glücklichen Lage sind, auf verhältnismäßig sicheren Füßen zu stehen, dann haben wir auch heute noch die Pflicht, recht aufmerksam in unsere Umgebung zu horchen, und aus der Pflicht erwächst uns die Aufgabe, mit beiden Händen fest zuzugreifen und zu helfen, wo immer es in unseren geringen Kräften steht. Laßt uns dabei daran denken, daß es nicht nur materielle Not gibt. Viel ärger und lebensbedrohender ist oft die innere Not, die Mutlosigkeit, die Freudlosigkeit, die Verbitterung. Hier kann das Beispiel eigener Dankbarkeit trotz allem, ja, es kann schon ein aufrichtendes Wort oft Wunder wirken.

Gar mancher Kamerad ist durch seine Verwundung dahin geführt worden, einen offenen Sinn für die Not des Nächsten zu haben. Wenn wir dann im Verein mit unseren Frauen einmal erfaßt haben, wie man es anfangen muß, um unseren Nächsten, unseren Kameraden aus dieser oder jener Verzagtheit herauszuhelfen, wenn es uns erst einmal gelungen ist, eine, wenn auch noch so geringe Hilfeleistung oder eine Ermutigung zu vollbringen, dann ist uns die Tatsache des Gelingens Dank genug. Dann erschließt sich uns blitzartig der Sinn des Lebens, unseres Lebens, und jede Minute unseres Daseins wird kostbar, auch der dunkelste Augenblick. Freunde, das Leben ist auch heute noch lebenswert!

Also fragen wir Kriegsblinden nicht die Sehenden: habt ihr genug getan? Wir fragen vielmehr nur uns selbst: haben wir genug getan? Wir wissen, daß es unter den Sehenden viele Millionen Menschen gibt, die unglücklicher sind als wir, weil sie zu wenig Kraft haben und auch zu wenig Beistand ihrer Mitmenschen, um ihr schweres Schicksal wirklich zu bewältigen. Aber selbst diese Menschen halten sich oft für verlorener und unglücklicher, als es nötig wäre: auch der Ärmste und Geschlagenste hat noch die Möglichkeit, ein tiefes Glück darin zu finden, daß er für andere da ist, für andere eine Mitverantwortung übernimmt dienend und helfend.

Erich Giesler.

